AUTHOR:

GOEDEKE, KARL

TITLE:

GOETHES LEBEN UND SCHRIFTEN

PLACE:

STUTTGART

DATE:

1877

BIBLIOGRAPHIC IRREGULARITIES

MAIN ENTRY: GOEDEKE, KARL

Bibliographic Irregularities in the Original Document

List volumes and pages affected; include name of institution if filming borrowed text.

_____ Page(s) missing/not available: _____

_____ Volumes(s) missing/not available: _____

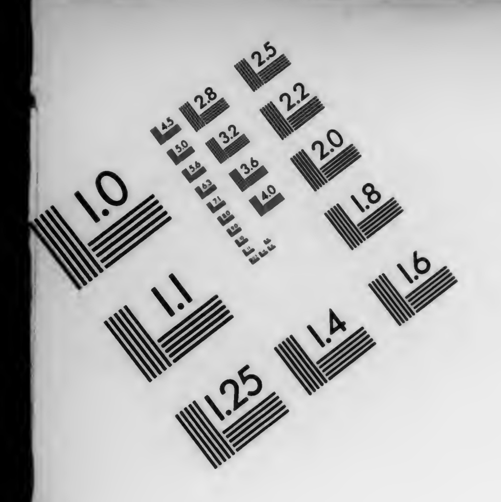
✓ Illegible and/or damaged page(s): NUMBERS MISSING PGS. 5-12

✓ Page(s) or volumes(s) misnumbered: 525 NUMBERED 425

_____ Bound out of sequence: _____

_____ Page(s) or illustration(s) filmed from copy borrowed from: Best copy Available.

_____ Other: _____



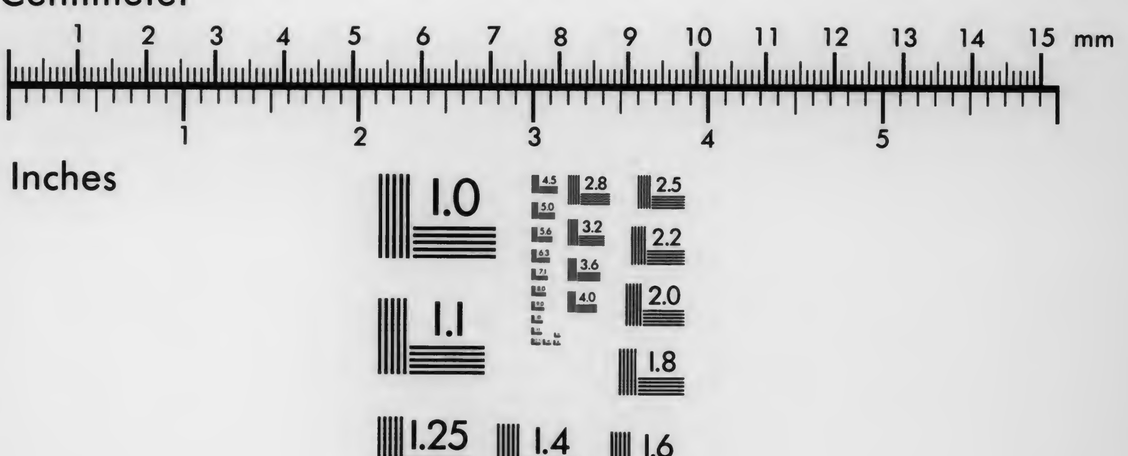

AIIM

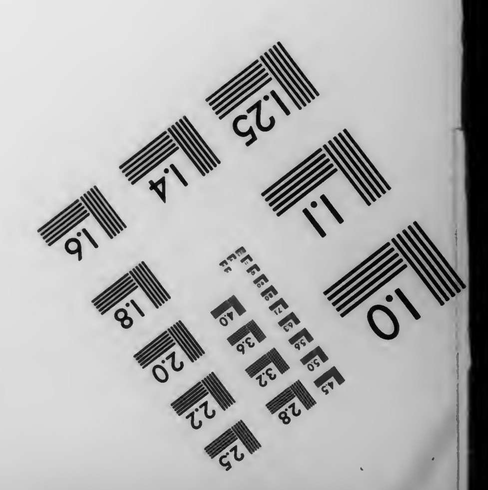
Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202







MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.



Goethes

Leben und Schriften.

Von

Karl Goedeke.

Zweite durchgesehene Auflage.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1877.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort.

Die gegenwärtige Darstellung von Goethes Leben und Schriften besteht wesentlich aus den Einleitungen, die ich vor Jahren zu einer Gesammtausgabe und den einzelnen Werken des Dichters in der Absicht verfaßt habe, um sie demnächst als selbstständiges Buch geordnet erscheinen zu lassen. Der bestimmte Raum, auf den ich beschränkt war, machte es nothwendig, mich an die wichtigsten Thatsachen und Gesichtspunkte zu halten. Dieser Charakter der Arbeit ist auch hier nur selten verändert worden. Den Dichter zu seinen Studien und Leistungen im engsten Verhältniß zu zeigen und bei aller fortschreitenden Entwicklung als denselben zu erkennen, erschien mir als Aufgabe, die ich, ohne viel außerhalb des Stoffes mich zu ergehen, nach Kräften zu lösen versucht habe. Ich hätte, was Schiller an Körner schrieb, als Motto vor dies Buch setzen

können: „Goethes Geist wirkt und forscht nach allen Directionen, und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Manne.“ Wenigstens habe ich diesen Gesichtspunkt beständig gehabt, als ich ihn im Einzelnen seines Lebens und Schaffens begleitete.

Göttingen, 8. September 1874.

K. Goedeke.

Inhalt.

Einleitung.

Goethes Leben und Geistesentwicklung ist eine harmonisch fortschreitende Universalbildung, die auf den großartigsten Naturanlagen, unter liebevoller Begünstigung des Schicksals, kein Gebiet des Wissens, keine Kraft der Seele, keine Pflicht des Daseins vernachlässigend, die Individualität bis zur Stufe der Vollendung zu heben bemüht war. In steter Wechselwirkung mit der Bildung des deutschen Volkes, mehr gebend als empfangend und das Empfangene reiner und vollkommener wiedererstattend, ist sie für Zeitgenossen und Nachkommen von unermeßlichem Einfluß und zum segensreichsten Schatze geworden.

Andere große Geister neben ihm wurden frühzeitig aus ihrer Bahn entrückt; ihm war es vergönnt, während einer über das gewöhnliche Maß reichlich zugetheilten Lebensdauer die Wirkungen seines Strebens mitzuerleben und über die Grenze des irdischen Daseins hinaus den Reichthum seines Wesens fortwirken zu lassen.

Er trat aus Lebenskreisen hervor, denen das Glück die beengende Noth und den verführerischen Ueberfluß fern gehalten; er wurde nie weiter in das thätige Leben geführt, als er es, ohne einseitig und ausschließlich zu werden, übersehen und beherrschen konnte.

Innerhalb dieser wohlthätig begrenzenden Schranken fand er den festen Boden, auf dem und von dem er wirken konnte. Während er die kleine Welt um sich her seiner

inneren entsprechend zu gestalten vermochte, arbeitete er an der Gestaltung der großen weiten Menschenwelt, die in immer weiteren Kreisen seiner bildenden Kraft sich erfreut, auch da, wo sie das Walten derselben unmittelbar nicht gewahr wird.

Die Quellen für die Kenntniß seines inneren und äußeren Lebens fließen reicher, als bei irgend einem andern Menschen. Je vollständiger sie erschlossen werden, desto mehr gewinnt er. Ueberall ist der schöne Einklang seines Wesens wahrnehmbar. Während jede Einzelheit nur nach der Gesammtheit, der sie angehört, gewürdigt werden kann, kommt bei ihm kaum ein Zug vor Augen, der nicht das Gesammtbild neu belebte oder bestätigte. Kein Name hat die liebevolle Hingabe in dem Grade um sich versammelt, wie der seinige.

Das Verlangen, diese unvergleichliche Menschennatur allseitig auf das klarste zu erkennen, das sich, wie im genußvollen Studium seiner Werke, so in der Nachforschung nach allen Umständen seines inneren und äußeren Lebens kund gibt, beruht auf der anfänglichen Vorahnung und dann auf der allmählich erwachsenen Gewißheit, daß hinter dem Dichter und Forscher ein Mensch sichtbar werden müsse, dessen großer Gehalt in seinen Dichtungen und Forschungen nicht erschöpft sei, nicht einmal überall den schönsten Ausdruck gefunden habe.

Unter allen Quellen, aus denen die Kenntniß von Goethes Leben zu gewinnen ist, stehen seine Werke in erster Reihe. Er hat in den zwanzig Büchern Dichtung und Wahrheit, der italienischen Reise, der Campagne am Rhein, in den Tages- und Jahresheften und in andern mehr gelegentlichen Ausführungen so viel schön verarbeitete Mittheilungen aus seinem Leben gemacht, daß man mit diesen und seinen übrigen Werken ein lebendiges Bild seines Strebens, Werdens und Wirkens dargestellt sieht,

wenigstens ein Bild, wie es sich der rückschauenden Erinnerung späterer Jahre zeigte. Nur ist nicht zu übersehen, daß dabei mancherlei Verschiebungen der Zeitfolge, mancherlei Verwechslungen früherer und späterer Denkungsart, mancherlei absichtliche Vertheilung anderer Schatten und Lichter unvermeidlich waren.

Die genauere Erforschung seines Lebens hat sich deßhalb zunächst nach der Sonderung der Dichtung von der Wahrheit umzusehen und sich an die gleichzeitigen Quellen zu halten, an die verschiedenen Gestalten der einzelnen Werke, wie sie der Zeit nach auf einander folgten, und an die Briefe von Goethe und seinen Zeitgenossen.

In jenen Briefen, die von der Studienzeit in Leipzig bis in die letzten Wochen seines Lebens, oft sehr reichlich vorliegen, spricht sich der Mensch aus, wie er auf dieser oder jener Stufe des Lebens wirklich war. Die aus diesen Quellen gewonnene Kunde widerspricht dem Bilde, das aus seinen Werken sich ergibt, nicht nur nicht, sondern vertieft dasselbe und läßt es lebendiger und reiner hervortreten. Doch ist auch bei der Benutzung dieser Briefe zu unterscheiden, ob Goethe nach Zeit und Umständen sich wirklich gab wie er war, oder wie er den Empfängern gegenüber erscheinen wollte. Da treten denn manche dieser Documente in ein anderes Licht, als sie anscheinend haben. Den Frauen gegenüber ist er ein anderer, als im Verkehr mit den Männern und auch gegen diese weiß er Ton und Inhalt sehr wohl abzuwägen, wie es sich für einen jeden paßt. Doch nie bis zu dem Grade, daß er ein wirklich Andrer würde, sondern nur in so weit, daß er nach diesen Rücksichten die Form wählt.

Viele dieser Briefe, und manchmal sehr bedeutende, sind hier oder dort, an abgelegenen Orten verstreut, und wenige Freunde Goethes werden sich rühmen, mit Sicherheit alles zu kennen, was in dieser Beziehung veröffent-

licht ist. Unter den in größeren Sammlungen vereinigten Briefen sind die wichtigsten die an die Leipziger Freunde, die Otto Jahn veröffentlicht hat, die wenigen Briefe aus der Straßburger Zeit, die Schöll und A. Stöber sammelten, dann die Briefe an Herder, an Merck, an Kestner und Lotte, die Briefe an Lavater, an Knebel, die Gräfin Auguste Stolberg, an Jacobi und dessen Familie, an Karl August und besonders an Frau v. Stein. Daran schließen sich dann die zahlreichen und reichhaltigen Briefe an Schiller, Zelter, Reinhard und Boisserée, in gewisser Beziehung auch die Briefe an den Staatsrath Schulz und mancherlei gelegentliche Correspondenzen geschäftlicher oder freundschaftlicher Art.

Einige Gruppen wichtiger Briefe Goethes, namentlich aus seiner früheren Zeit, sind bisher noch nicht veröffentlicht, wie die an Behrisch, einige an Horn, Lerse, der größte Theil der an Sophie La Roche; ebenso die Briefe an den hanöverschen Leibarzt Zimmermann. Auch die an die Enkelin der La Roche gerichteten Briefe sind noch so gut wie unbekannt, denn was Bettina als Briefe Goethes veröffentlicht hat, ist erdichtet. Die von Marianne Willemer sorgsam bewahrten Briefe aus der Entstehungszeit des westöstlichen Divans finden nun auch den Weg in die Oeffentlichkeit. Vieles ist durch Unachtsamkeit der Empfänger oder die Ungunst der Umstände verloren gegangen.

Die Briefe der Zeitgenossen an oder über Goethe haben verschiedenartigen Werth. Die der nahen und vertrauten Freunde, welche die Wahrheit sehen konnten und mittheilen wollten, geben über äußere Dinge mannigfach erwünschte Auskunft und führen in das genauere Verständniß von Goethes Leben und Dichten trefflich ein. Ohne die Briefe von Karoline Flachsland, Wieland, des weimarischen Hofkreises würden sich manche Dichtungen Goethes weniger erschließen und mancher Punkt seines Lebens im Dunkeln

bleiben. Sehr zu bedauern ist, daß die Briefe der Frau v. Stein an Goethe, die trotz der Verordnung der Empfängerin nicht vernichtet wurden, nicht wenigstens so weit bekannt gemacht werden, wie sie sich unmittelbar auf Goethes Dichtungen beziehen.

Zu den Hülfsmitteln für die genauere Erkenntniß Goethes sind auch die Stimmen der Zeitgenossen in den Journalen zu rechnen. Eine Zusammenstellung derselben, wie sie Varnhagen und Nicolovius unternahmen, würde, wenn sie nach umfassenderem Plane und aus reicheren Quellen geschähe, die wachsende Bedeutung, Anerkennung und Verehrung dieser genialen Erscheinung sehr gut veranschaulichen und die betrübende Erfahrung bestätigen, daß selbst das entschiedenste Genie bei den lauten Lesern unter den Zeitgenossen nur widerstrebende Aufnahme findet. Der Maßstab der Beurtheilung wächst mit der größeren Production, und was vorher zu den ungeahnten Dingen gehörte, wird als ein längst Bekanntes vorausgesetzt, so daß die durch das neue Kunstwerk erweiterten Grenzen nicht mehr als Grenzen neuer Erwerbungen, sondern als Schranken des Schaffenden angesehen und gegen ihn geltend gemacht werden. Hat doch selbst die neueste Zeit noch nicht müde werden können, gegen Goethe aufzutreten. Leider hat er Angriffe vom kirchlichen, politischen, künstlerischen, wissenschaftlichen und menschlichen Standpunkte zu erfahren gehabt, die freilich ganz wirkungslos bleiben, es sei denn, daß sie dazu dienen, das Urtheil über die Gegner zu bestimmen.

Auf Grund dieser Quellen und Hülfsmittel sind mannigfache biographische Darstellungen erwachsen. Die fleißige, freilich trocken und ganz äußerlich gehaltene von H. Döring kann wegen des aus Zeitschriften gesammelten Materials noch immer zu Rathe gezogen werden. Tiefer drang H. Viehoff ein, dessen ausführlichere Arbeit freilich an sehr

bedeutenden Irrthümern leidet. Die beste Biographie lieferte J. W. Schaefer, den ein liebevolles Studium vor unbedingter Hingebung eben so glücklich bewahrte wie vor jedem Schein von Unbilligkeit. Sein Werk hat kein anderes Ziel als die Wahrheit; die Darstellung ist anziehend und übersichtlich, und bei der Enge des Raumes ist doch nichts Wesentliches übergangen. Gleiches Lob kann ich dem englischen Werke von G. H. Lewes nicht ertheilen. Die deutsche Uebersetzung von J. Frese ist besser als das Original, da die bei Lewes übersetzten Briefstellen aus den Quellen selbst aufgenommen sind und der in der Uebersetzung verloren gegangene Ton der frischen Ursprünglichkeit wieder hergestellt ist. Eine große erschöpfende Lebensbeschreibung Goethes, die das reiche Material völlig ausnutzt und über jedes einzelne Moment Auskunft gibt, fehlt noch und kann ohne Hülfe des Goetheschen Hausarchives, das leider völlig unzugänglich bleibt, nicht geliefert werden.

Um einzelne Epochen haben sich mehrere Forscher sehr verdient gemacht. Mit großem Fleiße hat der Freiherr Woldemar von Biedermann Goethes Leipziger Studentenzeit behandelt und Goethes spätere Beziehungen zu Leipzig nachgewiesen. Der unermüdetste Forscher ist H. Düntzer gewesen, der in den Freundes- und den Frauenbildern aus Goethes Jugendzeit über den Vorgang jedes Tages Rechenschaft zu geben und die Lücken des Stoffs durch mehr oder minder glückliche Conjecturalhistorie auszufüllen versucht hat.

Der vielfachen Schriften, in denen Goethe nach einzelnen Richtungen, als Naturforscher, als Philosoph, als Erzieher, als Geschäftsmann, Politiker, Aristokrat, Mensch, als Epiker, Dramatiker, Lyriker, Stylist, Verskünstler und Reimer, betrachtet wird, kann hier ebenso wenig im Einzelnen gedacht werden, wie der zahlreichen selbstständigen und in Zeitschriften und Programmen zerstreuten

Abhandlungen zur Erklärung einzelner Werke Goethes. Auch auf diesem Gebiete der Goethe-Literatur zeichnet sich H. Düntzer durch unermüdlichen Fleiß aus.

Die gegenwärtige Arbeit will, so weit es möglich war, nichts geben, was nicht aus den zuverlässigsten Quellen zu bewähren ist, und alles, was sie gibt, möglichst mit dem Wortlaute der Quellen selbst. Nur auf diese Weise läßt sich der Ton der lebendigen Ursprünglichkeit und der wahren Treue erreichen. Manches ist nur leicht angedeutet, was nicht unmittelbaren Bezug auf Goethes literarische Thätigkeit hat. Auch innerhalb dieser Schranken ist Goethe dem Dichter durchgehends größere Aufmerksamkeit gewidmet, als Goethe dem Forscher oder dem Geschäftsmanne. Immer aber ist die menschliche Eigenthümlichkeit Goethes in den Vordergrund gerückt, da ein Dichter von dieser ausgeprägten Individualität, der in jeder seiner dichterischen Gestalten nur in ihm selbst lebende Wesen und Gebilde seiner inneren Welt verkörpert, nicht verstanden werden kann, wenn man seinen menschlichen Gehalt nicht kennt.

Familie und Kindheit.

Goethe stammt von Mutterseite aus einer angesehenen Gelehrtenfamilie, durch den Vater aus dem achtbaren Handwerkerstande. Sein Urgroßvater Goethe war Hufschmied zu Artern in Thüringen. Der Sohn desselben, Friedrich Georg Goethe, hatte sich dem Schneiderhandwerk gewidmet und war auf seiner Wanderschaft nach Frankfurt gekommen, wo er die Tochter eines Schneidermeisters Lutz, nachdem er das Bürgerrecht erworben, am 18. April 1687 heirathete und das Geschäft des Schwiegervaters

übernahm. Aus seiner Ehe giengen fünf Söhne hervor. Der älteste, Bartholomäus, getauft am 20. März 1688, scheint früh aus Frankfurt ausgewandert zu sein; die Kirchenbücher gedenken seiner nicht weiter. Der zweite, Johann Jakob, geboren 9. December 1694, starb im 23. Jahre, am 6. September 1717; der dritte, Johann Michael, geboren 16. März 1696, blieb unverheirathet und starb am 4. März 1733; der vierte, Hermann Jakob, geboren 14. Mai 1697, wurde Zinngießer, trat am 8. Mai 1747 in den Rath und starb am 30. December 1761. Seine drei Söhne waren vor ihm gestorben (Johann Friedrich, geboren 1728, starb 1733; Joachim, geboren 1732, starb gleichfalls 1733; Johann Caspar, geboren 1737, starb 1742). Des Zinngießers jüngster Bruder, Johann Nicolaus, geboren 8. Juli 1700, starb im fünften Jahre, am 3. April 1705.

Dieser Jüngste scheint der Mutter das Leben gekostet zu haben, da sie im Jahr 1700 starb. Nach ihrem Tode verheirathete sich der Witwer 1705 mit der Witwe Schellhorn, geborenen Walther, mit der er Besitzer des Gasthofes zum Weidenhof und eines ansehnlichen Vermögens wurde, das er selbst kräftig vermehrte. Aus dieser zweiten Ehe giengen drei Kinder hervor, Anna Sibylla, geboren am 25. Juni 1706, starb schon am 13. des folgenden Monats; Johann Friedrich, geboren 23. September 1708 hatte kaum das 19. Lebensjahr vollendet, als er am 31. October 1729 starb; das dritte Kind, Johann Caspar, geb. am 31. Juli 1710, verheirathete sich am 20. August 1748 mit Katharina Elisabeth Textor und war der Vater des Dichters.

Elisabeth Textor, geboren am 19. Februar 1731, war eine Tochter des kinderreichen Johann Wolfgang Textor in Frankfurt, dessen Familie von einem Georg Weber in Weikersheim herstammte. Der Sohn dieses Georg Weber, Wolfgang, übersetzte den ehrlichen deutschen Namen ins

Lateinische und nannte sich Textor; er war hohenlohischer Rath und Kanzleidirector zu Neuenstein; sein Sohn Johann Wolfgang Textor vertauschte 1690 das Amt eines Vicehofrichters zu Heidelberg mit dem eines Consulenten und ersten Syndikus in Frankfurt, wo er am 27. December 1701 starb. Dessen Sohn, Christoph Heinrich, war kurpfälzischer Hofgerichtsrath und Advocat; er starb 1716 und hinterließ zwei Söhne, jenen Johann Wolfgang Textor, der, am 12. December 1693 geboren, 1734 in Frankfurt Schöff, 1738 und 1734 älterer Bürgermeister, 10. August 1747 Schultheiß wurde und am 8. Februar 1771 starb. Er war verheirathet mit Anna Margaretha (geboren 31. Juli 1711 in Wetzlar, gestorben am 18. April 1783) einer Tochter des Cornelius Lindheimer, Procurators des Kammergerichts in Wetzlar, dessen jüngere Tochter mit dem bekannten Schriftsteller Johann Michael v. Loen verheirathet war. Johann Wolfgangs jüngerer Bruder, Johann Nikolaus, geboren 1703, Obrist und Stadtcommandant in Frankfurt, heirathete 1737 die Witwe Katharina Elisabeth v. Barkhausen, geborene v. Klettenberg, die ihm 1756 durch den Tod entrissen wurde; er selbst folgte ihr 1765; sein Stiefsohn, Johann Karl v. Barkhausen war 1730 geboren.

Johann Wolfgang Textor hatte, außer der Tochter Katharina Elisabeth (Goethe's Mutter) noch acht Kinder, von denen drei Söhne und eine Tochter in früher Jugend starben; die überlebenden waren Johanna Maria, geboren 1734, mit dem Handelsmann G. A. Melber verheirathet; ferner Anna Maria, geboren 1738, verheirathet mit dem lutherischen Prediger und Consistorialrath Johann Jakob Stark; sodann Johann Jost Textor, geboren 1739, Schöff und Senator in Frankfurt, und endlich Anna Christine, geboren 1743, verheirathet mit dem Stadtcommandanten Georg Heinrich Cornelius Schuler, die nach neunjährigem

Witwenstande 1819 starb. Goethe hat ihrer nirgends gedacht, wie er denn seines väterlichen Großvaters, der 1730 starb, nur gelegentlich als Besitzers des Weidenhofes, seiner Großmutter, die am 28. März 1754 begraben wurde, auch nur nebenher, seines Oheims, Hermann Jakob Goethe, des Zinngießers nicht allein nicht gedenkt, ihn vielmehr gar nicht gekannt zu haben scheint, da er seinem Vater Gründe, um seinen Eintritt in den Rath unthunlich zu machen, beimißt, die er sonst nicht angeführt haben würde. Goethe's Vater war der natürliche Erbe dieses seines Halbbruders und damit des Vermögens der ersten Frau seines Vaters, wie auch der zweiten, so daß das Gesammtvermögen unter acht Kindern auf ihn allein übergieng.

Goethes Vater wurde zum Gelehrtenstande bestimmt und auf dem Koburger Gymnasium vorgebildet. Er studierte in Leipzig die Rechte, promovierte in Gießen und praktizierte einige Zeit beim Reichskammergericht zu Wetzlar. Seine eigentliche Ausbildung gab ihm eine Reise, die er im Jahr 1740 durch Italien, Frankreich und Holland machte. Die Unlust über Reisebeschwerden und große Kosten, die er in einem zufällig erhaltenen Briefe aus Venedig ausdrückt, sind einer augenblicklichen, vorübergehenden Stimmung zuzuschreiben. Die vielfachen Sammlungen, in denen sein erwachter und wohl ausgebildeter Kunstsinn sich ebenso unzweifelhaft als ein Resultat der Reise zeigt; seine Vorliebe für Italien, dessen Sprache er sich angeeignet hatte und in der er seine noch vorhandene Reisebeschreibung abfaßte, und seine steten lebhaften Rückerinnerungen an alles Gesehene und Erlebte, stellen ihn von einer weit erfreulicheren Seite vor Augen, als jener gelegentliche Brief, in dem er übrigens auch neben den Alterthümern Italiens die hohe Stufe der Vollkommenheit anerkennt, welche die Kunst dort mehr als sonstwo erreicht habe.

Bestrebt, sich über die Kreise, auf die ihn seine Geburt hinwies, in einer seinem Vermögen entsprechenden Weise emporzuschwingen, ließ er sich (am 16. Mai 1742) den Titel eines kaiserlichen Raths geben und warb um die Tochter des Schultheißen Textor, mit der er sich am 20. August 1748 verheirathete. Fortan widmete er sich seinen Studien, der Erziehung zunächst seiner Frau und dann seiner Kinder. Ein öffentliches Amt hat er niemals angenommen, wenn auch vielleicht aus andern Gründen, als denen, die Goethe in Dichtung und Wahrheit anführt. Er war ein ernster, verschlossener Mann, der nur aufthaute, wenn er von seiner Reise erzählte oder von seinen tief und innig geliebten Kindern, für die er, wenn auch nicht ganz nach ihren Wünschen, die zärtlichste Sorge bethätigte. und denen er, mehr als der Sohn gestehen mag, in allen billigen Dingen völlige Freiheit ließ. Zunächst unterrichtete er sie selbst, gab sie dann in eine öffentliche Schule, und nahm sie, als sie dort unter allerlei Rohheiten zu leiden begannen, wieder zurück und leitete mit einigen Fachlehrern ihren Unterricht selbst.

Die Conflicte, in welche er mit Frau und Kindern gerathen sein mag, waren jedenfalls leichter Art und wurden von den letzteren tiefer genommen, als von ihm selbst. Goethe's ganzes Leben bis zum Tode des Vaters (27. Mai 1782) zeugt von der tüchtigen, würdigen, nur für das Wohl und die Freude der Kinder thätigen Natur dieses trefflichen, leider immer aus vorgefaßten Meinungen geschilderten Mannes, dem der Sohn selbst nicht die gebührende Anerkennung gezollt zu haben scheint. Als er gestorben, riefen ihm Goethes Freunde in unbilliger Weise nach, er sei 'abgestrichen', es sei der vernünftigste Streich, den er gemacht habe.

Mit um so größerer Liebe und Bewunderung wurde von allen Seiten der Mutter Goethe's begegnet, jene

Katharina Elisabeth Textor, die als Frau Aja oder Frau Rath einen unvergänglichen Namen gewonnen hat und eine der herrlichsten Frauengestalten ihrer Zeit ist. Sie war siebenzehn und ein halbes Jahr alt, als sie dem mehr als zwanzig Jahre älteren Manne vermählt wurde. Das Kind entwickelte sich an der Hand des ernsten Mannes zur trefflichen und tüchtigen Hausfrau und Mutter. Ihre frische, naiv-sinnliche Natur füllte das Haus mit Leben und Behagen. In der Sorge für den Gatten war sie musterhaft und jede damit verbundene Pflicht wurde ihr leicht. Alles gieng ihr munter von der Hand. In alles, was über ihr Wesen hinaus zu liegen schien, wußte sie sich rasch und gut zu finden. Die heitere Frankfurterin warf kräftige, kernige Worte in die Unterhaltung, mit denen man sich schon trug, bevor der Ruhm ihres Sohnes auf sie zurückstrahlte.

Diesem glich sie in Augen, Geberden, Wohllaut der tönenden Stimme, Ordnung und Ruhe waren, nach ihrer Selbstschilderung, die Hauptzüge ihres Charakters. Daher that sie alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst und verschluckte den Teufel, nach dem weisen Rath des Gevatters Wieland, ohne ihn erst lange zu begucken. Lag dann alles wieder in den alten Falten, war alles Unebene wieder gleich, dann bot sie dem Trotz, der sie in gutem Humor hätte übertreffen wollen. Sie rühmte sich der Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von ihr weggegangen, weß Standes, Alters oder Geschlechts sie auch gewesen seien.

„Ich habe die Menschen sehr lieb," sagte sie, „und das fühlt Alt und Jung; gehe ohne Prätension durch die Welt, und dieß behagt allen Erdensöhnen und Töchtern; bemoralisiere niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimme dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt."

In späteren Jahren, als ihr Mann alt und schwach geworden, sagt sie einmal: bei ihrer Lage, bei der Stille, die um sie herum herrsche, sei es Wohlthat, wenn ihr was vor die Seele gestellt werde, das sie aufziehe, in die Höhe spanne, daß sie ihre anziehende Kraft nicht verliere. „Doch da mir Gott die Gnade gethan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt hat, sondern, daß sie nach Herzenslust hat wachsen und gedeihen, ihre Aeste weit ausbreiten können u. s. w und nicht wie die Bäume in den langweiligen Ziergärten zum Sonnenfächer ist verschnitten und verstümmelt worden; so fühle ich alles, was wahr, gut und brav ist, mehr als vielleicht tausend andre meines Geschlechts — und wenn ich im Sturm und Drang meines Herzens im Hamlet vor innerlichem Gefühl und Gewühl nach Luft schnappe, so kann eine Andre, die neben mir sitzt, mich angaffen und sagen: es ist ja nicht wahr, sie spielens ja nur so. — Nur eben dieses unverfälschte und starke Naturgefühl bewahrt meine Seele (Gott sei ewig Dank) vor Rost und Fäulniß."

Die Ehe war mit vier Kindern gesegnet; außer dem Erstgeborenen, dem Dichter, mit einer Tochter, Cornelie Friederike Christiane (geboren den 7. December 1750, verheirathet am 1. November 1773 mit J. G. Schlosser, gestorben 8. Juni 1777), und zwei Söhnen, von denen der ältere, Hermann Jakob (geboren 1752), im siebenten Jahre 1759, der jüngste, Georg Adolph (geb. 1760) schon im Jahre nach seiner Geburt starb.

Goethe wurde am 28. August 1749 geboren und schon am folgenden Tage, nach seinem Großvater Textor, Johann Wolfgang getauft. Ueber seine früheste Jugend hat

er in Dichtung und Wahrheit so ausführlich und so anmuthig erzählt, daß hier nur darauf verwiesen werden kann. Die Eltern wohnten, bei aller Unabhängigkeit, im Hause der alten Goethe, deren hagre, immer weiß und reinlich gekleidete Gestalt, deren sanftes, freundliches, wohlwollendes Wesen dem Dichter im Gedächtniß blieb. Er verlor die gute, mit der Schwiegertochter im Märchenerzählen wetteifernde Großmutter schon am 26. März 1754, in seinem fünften Jahre.

Die Familie hatte bei der Großmutter, am Hirschgraben, gewohnt, in einem innerlich verbauten, unfreundlichen Hause, das Goethe's Vater gern umgeschaffen hätte. Die Eigenthümerin konnte aus Gewöhnung und aus Sparsamkeit sich dazu nicht verstehen. Als sie nun im sechsundachtzigsten Jahre gestorben, ließ der Sohn, der alleinige Erbe, sich vom Umbau nicht länger abhalten. Das Aeußere wurde im Allgemeinen geschont, das Innere ganz nach dem Geschmack des Hausherrn, allmählich, aber rasch, geändert, freundlich, hell, geräumig. Alles gieng nach dem Plane des Herrn Rathes, der sich dabei ebenso verständig als mit der Sache vertraut bewährte. Als der Grundstein eingemauert werden sollte (die Haupttreppe war vom Keller herauf durchgebrochen, das ganze Gewölbe gestützt) war dabei die Hauptperson der kleine Wolfgang als Maurer gekleidet, die Kelle in der Hand, mit vielen Gesellen und dem Steinmetzmeister zur Seite. Er mußte den Stein in einem Winkel des Kellers einmauern. Viele Zuschauer waren zugegen, der Polier begann die übliche Rede, blieb aber zum allgemeinen Gelächter und zu eigenem Entsetzen darin stecken.

Wie würde Goethe dies und wie würde er sich dabei geschildert haben, wenn ihm das Exercitienbuch der Kindheit zur Hand gewesen wäre, in welchem er den Vorgang erzählt hatte!

Goethe's Vater, der Herr Rath, konnte sich nun mit seinen Büchern, Mineralien, Gemälden, Kupferstichen und sonstigen Kunstsammlungen gemächlich ausbreiten und machte den besten Gebrauch von dieser Freiheit. In den Zimmern hiengen seine Andenken von der italienischen Reise und seine Bilder wurden durch neue, die er bei wackern Künstlern bestellte, mannigfach vermehrt. Diese Liebhabereien, die immerhin kostspielig waren, machten ihn im Uebrigen sparsam, so daß er den Vorwurf der Knauserei hat erfahren müssen. Doch hat es in seinem Hause zu keiner Zeit an gastfreundlicher Zuvorkommenheit gefehlt, da es sein Stolz war, als Privatmann es den angesehenen Verwandten in dem kleinen Freistaate, wenn auch nicht mit großen Gastereien und dergleichen leeren Vergnügungen, in gewisser Weise zuvor zu thun. Er nahm sich mehr einen Senkenberg und Loen zum Muster, als die prunkliebenden Weltleute, an denen es im reichen Frankfurt nicht fehlte.

Er hatte neben seinen Kunstliebhabereien auch Sinn für die Poesie und besonders Neigung zu den reimenden Dichtern. Canitz, Hagedorn, Haller, Gellert, Drollinger, Creutz und andere standen in schönen Franzbänden in seiner Bibliothek. Dagegen war er ein abgesagter Feind der deutschen Hexameter, so daß Klopstocks Messiade, die seit 1748 in einzelnen Abtheilungen erschien, ausgeschlossen blieb, aber durch den Rath Schneider, einen Hausfreund, der Sonntags bei dem Freunde aß, an die Mutter und von ihr an die Kinder gelangte. Diese erfreuten sich unsäglich daran und lernten die auffallendsten Stellen, sowohl die zarten als die heftigen geschwind auswendig, besonders Portias Traum und das wilde Gespräch von Satan und Adramelech im rothen Meere. Wolfgang und Cornelia declamirten es wechselweise, womit sie eines Tages den Barbier des Vaters so erschreckten; daß er das Seifenbecken über den Herrn Rath ausschüttete,

worauf dann die Messiade abermals vom Hause verbannt wurde. So erzählt Goethe.

Dies war nicht die schwerste Störung, der die Ruhe des Vaters unterlag. Der siebenjährige Krieg brachte schlimmere mit sich. Die Parteinahme für Friedrich II. oder für Oesterreich, das Russen und Franzosen nach Deutschland führte, spaltete die geselligen Kreise und die Familien. Der Rath Goethe, der sich entschieden für Preußen erklärte, bestimmte natürlich auch den Sohn zu gleicher Parteinahme, konnte aber doch nicht verhindern, daß sich, als in Folge eines Handstreiches Frankfurt von Franzosen besetzt wurde und nun die Einquartierung zum großen Verdruß die besten Zimmer des Hauses wegnahm, der Sohn auch für die Franzosen interessierte.

Ueber den Königslieutenant, Grafen Thorane aus Grasse bei Antibes, der ins Goethesche Haus zog, hat Goethe selbst umständliche, mehr der Dichtung angehörende, als der Wirklichkeit entsprechende Mittheilungen gemacht. Der Graf habe die Frankfurter und einige benachbarten Künstler beschäftigt, indem er Oelgemälde für gewisse Wandabtheilungen auf dem Schlosse seines Bruders anfertigen ließ, zu welchem Zwecke ein Atelier im Hause aufgeschlagen wurde. An den Eigenmächtigkeiten und Gewaltthaten des Königslieutenants, die wir durch Kriegk kennen gelernt haben, hatte Goethe die Erinnerung verloren.

Von seinem großen Antheil an dem Treiben der französischen Schauspieler zwischen und hinter den Coulissen und von den neckischen Knabengeschichten mit dem kleinen Derones erzählt und fabuliert er mancherlei, wobei ebenfalls die Dichtung zu überwiegen scheint. Er las französische Theaterstücke und will auch in Nachahmungen sich versucht haben, was nicht gerade unglaublich ist, wenn auch seine vom Vater lateinisch abgefaßten, von ihm ins Deutsche

übersetzten Exercitienbücher für sein frühes dramatisches Talent nicht angeführt werden können.

Während damals die leichte französische Cultur auf ihn eindrang, wurde er gleichzeitig mit allerlei ernsten Männern, zum Theil Sonderlingen bekannt, dem musikliebhabenden Schöffen v. Uffenbach, dem kunstliebenden hessischen Edelmann v. Haeckel, dem Dr. v. Orth, dem gelehrten Joh. Dan. v. Olenschlager, der mit Fräulein v. Klettenberg verlobt gewesen war und sie für eine Tochter Orths aufgegeben hatte, dem menschenfeindlichen Herrn v. Reineck und dem wunderlichen alten Hofrath Hüsgen, der auch in Gott Fehler entdeckte.'

Der Einfluß dieser Männer, die zum Theil in den Bekenntnissen einer schönen Seele' wiederauftreten, war nicht gering. Der eine wollte ihn zum Hofmann, der andere zum Diplomaten, der dritte zum tüchtigen Rechtsgelehrten bestimmen, um das Seinige gegen das Lumpenpack von Menschen vertheidigen, Unterdrückten beistehen und Schelmen allenfalls etwas am Zeuge flicken zu können. Mit diesem Wunsche stimmte der des Vaters überein, der den Sohn freilich auch in seinen früh erwachenden poetischen Liebhabereien gewähren ließ und selbst Freude an seinen Nachahmungen der geistlichen reimenden Dichter hatte, aber ihn zu ehrenvoller Laufbahn in der Vaterstadt tüchtig zu machen bestrebt war und ihn, da er selbst sehr tüchtige juristische Kenntnisse besaß, schon frühe und vielleicht zu vorzeitig in die Elementarkenntnisse der Rechtsgelahrtheit einführte. Als er ihn durch eigne und fremde Hülfe für hinlänglich vorbereitet hielt, die Universität mit Nutzen zu beziehen, bestimmte er ihn für diejenige, der er selbst seine juristische Bildung zu danken hatte, für Leipzig.

Vor dem Abgange dahin wäre, wenn man Dichtung und Wahrheit folgen wollte, Goethes erster Neigung und

seines Verhältnsses zu Gretchen zu gedenken, in der man eine Wirthstochter zu Offenbach hat erkennen wollen. Allein die kleine Idylle, die mit einem kleinen tragischen Denkzettel abläuft, scheint auf dichterischer Ausschmückung des jungen Lebens zu beruhen, obgleich die Biographien sie auf Treu und Glauben angenommen und Dichter sie behandelt haben.

Jugendbriefe Goethes sprechen von andern Verhältnissen, werfen einen verachtenden Blick auf die Bemühungen, durch die er die Gunstbezeugungen einer W. erkauft habe, und gedenken einer knabenhaften Liebe zu einer Freundin seiner Schwester, zu Charitas Meixner (geb. 27. Juli 1751), der Tochter eines reichen Kaufmanns in Worms, die er im Hause des Raths Moritz, bei dem sie zum Besuch war, hatte kennen lernen. Er schwärmte noch in Leipzig sich in eine Leidenschaft für die schöne Charitas hinein, aber den Mittelsmann, den er erwählt hatte, um seine Gefühle auszudrücken, ein gewisser Müller, lachte über seine Seufzer und ließ sie unbestellt, weshalb sich Goethe in Vers und Prosa an einen Oheim des Mädchens, einen gewissen Trapp, wandte, der sich gefälliger erwies.

Die Sprache, in der diese Briefe und Verse abgefaßt sind, erklärt die Leidenschaftlichkeit 'dieser stürmischen Gefühle,' 'dieser brennenden Liebe,' es sind französische Phrasen, die nur insoweit Beachtung verdienen, als sie Goethe auf diesem Gebiete zeigen und seine Neigung bestätigen, sich im Alexandriner des Modevolks zu bewegen. Charitas aber wartete nicht ab, daß er den Gipfel des Glücks und der Wissenschaft erstieg, um sie heimzuführen. Sie wurde am 8. Febr. 1773 die Frau des Kaufmanns G. F. Schuler in Worms und starb am letzten Tage des nächsten Jahres.

Studium in Leipzig.

Goethe hatte so eben das sechzehnte Lebensjahr vollendet, als er um Michaelis 1765 in Begleitung des Buchhändlers Fleischer und dessen Frau, einer Tochter des medicinisch-poetischen Professors Triller in Wittenberg, die Reise von Frankfurt nach Leipzig antrat. Am Orte seiner Bestimmung nahm er seine Wohnung bei der Frau Straube im Hofe der großen Feuerkugel, demselben Gebäude, wo etwa zehn Jahre früher auch Lessing gewohnt hatte. Diese Wohnung behielt er die ganze Zeit seines Aufenthalts in Leipzig und nur während der Messen und vielleicht auch in den Sommermonaten bezog er ein Stübchen in dem nahen Dorfe Reudnitz.

Unter den Empfehlungsschreiben, die er mitbrachte, war eins an den Hofrath und Professor Böhme gerichtet, einen weder durch wissenschaftliche Leistungen noch sonst auf eine Weise bedeutenden Mann, der Geschichte, deutsche Reichshistorie und allgemeines Recht des deutschen Reichs vortrug und schon deshalb sehr überrascht sein mußte, als Goethe ihm eröffnete, daß er sich, anstatt den Rechten, den schönen Wissenschaften oder wenn man will der Philologie zu widmen beabsichtigte. Schon in Frankfurt hatte er sich in diesem, vor dem Vater sorgfältig geheim gehaltenen Gedanken gefallen und noch an seinem letzten Geburtstage sich als Liebhaber der deutschen Wissenschaften' in das Stammbuch eines Freundes eingezeichnet. In diesem Sinne dachte er seine Leipziger Studien einzurichten.

Böhme widerrieth dies Vorhaben auf das Entschiedenste und wurde darin von seiner Frau, einer gebornen Görz, wacker unterstützt. Beide hielten es für durchaus erforderlich, eine Wissenschaft, die sich praktisch anwenden ließ, mit allem Ernst zu ergreifen. Sie vermochten wenigstens

so viel über den jugendlichen Studenten, daß er, nachdem er am 19. Oct. als zur bayerischen Nation gehörig immatriculiert war, sich zum Besuch der Vorlesungen über die Institutionen und zu Böhmes Collegien entschloß.

In der Folge hatte es dann mit dem juristischen Studium gute Wege. Er hörte lieber philosophisch-mathematische und physikalische Vorträge bei Winkler, ein Colleg bei Ernesti über Ciceros Gespräche vom Redner und besonders die deutsche Literaturgeschichte bei Gellert, so wie er auch dessen Practicum besuchte.

Er hatte sich dem berühmten Manne mit Vertrauen genähert, fand sich aber sehr bald enttäuscht, da er keiner eingehenden Theilnahme begegnete und seine schriftlichen Aufsätze Gellerts Billigung nur in geringem Grade erhielten.

Schlimmer ergieng es ihm noch bei einem andern Dichter und Professor, Christian August Clodius, der, etwa ein Jahrzehent älter als Goethe, sich eines gewissen Rufes als Dichter erfreute und in dem Goethe, schon im zweiten Semester, einen fördernden Berather zu finden meinte. Clodius aber verhielt sich den ihm vorgelegten Arbeiten gegenüber nur negativ; er corrigirte reichlich mit rother Dinte und machte die Fehler, wenigstens solche, die es in seinen Augen waren, bemerklich, ohne die Wege anzugeben, auf denen man zu dem Besseren gelangen könne.

In einem Gelegenheitsgedichte, das Goethe zur Hochzeit seines Oheims Textor (17. Febr. 1766), verfertigt und in dem er sehr reichlichen Gebrauch von der alten Mythologie gemacht hatte, tadelte Clodius die Einführung dieser alten Götternamen und Göttergestalten als eine müßige und kalte Spielerei, die schon veraltet und auf die Leser ohne bewegende Wirkung sei. So richtig diese Bemerkungen waren, so wenig behagten sie dem jungen

Poeten, der nun seinerseits die Gedichte seines Lehrers mit um so schärferer Aufmerksamkeit betrachtete und bald entdeckte, daß Clodius sich für den mythologischen Apparat in der unmäßigen Einführung von Fremdwörtern und Umschreibungen abstracter Begriffe einen Ersatz geschaffen, der seinem alltäglichen Gedankengange einen Anstrich von Erhabenheit geben sollte und durch die tönenden Worte diesen Eindruck bei den ungeübten Lesern auch erzielen machte.

Goethe sammelte in einem kurzen Gedichte auf die 'originellen' Kuchen des Kuchenbäckers Händel eine Reihe solcher bei Clodius üblichen Worte und machte die Manier dadurch lächerlich. Er gieng noch weiter, indem er das Lustspiel 'Medon', das Clodius zum Verfasser hatte, durch einen Prolog parodirte (wie er es denn auch noch im Wilhelm Meister als Stück des Barons verspottete). Doch ergieng es ihm von anderer Seite auch nicht gerade tröstlich.

Schon in Frankfurt hatte er eine Menge von Poesien verfaßt, von denen unter anderm ein ganzer Quartband geistlicher Gedichte genannt wird. Erhalten hat sich daraus nur das Gedicht auf die Höllenfahrt Christi, wenn dasselbe echt ist, was noch großem Bedenken unterliegt. Jedenfalls hat die Zeitschrift der Sichtbare, in der es zuerst veröffentlicht sein soll, niemals existiert.

Unter den nach Leipzig mitgebrachten poetischen Arbeiten war auch eine begonnene Tragödie Belsazar, die nach dem Muster von Klopstocks Salomo in den damals noch wenig üblichen fünffüßigen Jamben geschrieben war und vermuthlich auch im Uebrigen sich an das Muster anschloß.

Dergleichen Arbeiten mochte Goethe der Hofräthin Böhme mittheilen, zu der er oft eingeladen wurde und die sich gern mit ihm über seine Studien unterhielt, da

sie, durch Kränklichkeit an das Haus gefesselt, meistens allein war und keinen bessern Zeitvertreib finden konnte, als den jugendlich strebsamen und empfänglichen Studenten in ihrem Sinne zu erziehen und zu bilden. Von ihr empfieng er zuerst einen Geschmack feineren Benehmens im Geiste der bekannten sächsischen Höflichkeit. Zugleich aber ließ sich die gebildete und mit der Gabe der Rede wohl ausgestattete Frau in genauere Beurtheilung seiner Dichtungen ein, die dann ebenso wenig Gnade vor ihr fanden wie die ganze Leipziger Poetenzunft, deren angelerntes flaches Wesen ihr keine sonderliche Theilnahme abgewinnen konnte.

Indem sie dem jungen Freunde in dieser Weise das, was er hochschätzte, werthlos erscheinen ließ, gab sie ihm zwar klarere Anschauungen über den wahren Werth der Dichtung, flößte ihm aber gleichzeitig eine Verachtung des modernen Deutschen ein und daneben auch alles dessen, was er selbst gethan, so daß er die eigene Poesie vernichtete und sich der gedruckten Poeten gern entledigte, indem er ganze Körbe gegen wenige classische Autoren vertauschte.

Um so entschiedener suchte er, da der poetische Trieb ihn nicht losließ, einen neuen eigenthümlichen Charakter seiner Dichtung zu gewinnen. Aus seinen Reflexionen über Neigungen und die Wandelbarkeit menschlichen Wesens entwickelten sich, immer von bestimmten Anlässen ausgehend, zunächst kleine Lieder, deren Charakter er als sittliche Sinnlichkeit bezeichnet. Dazu mitwirken mochte sein Verkehr mit einigen Männern, die ihn enger anzogen, als es bisher bei seinen Bekannten der Fall gewesen.

Goethe hatte beim Beginn seines akademischen Lebens nach der damaligen Sitte, daß die Professoren für Studenten den Mittagstisch hielten, beim Professor Ludwig gegessen. Er gab den Tisch auf, als um Ostern 1766

J. G. Schlosser (sein nachheriger Schwager) nach Leipzig kam, der sein Mittagsessen im Hause des Weinhändlers Schönkopf einnahm. Der dort versammelten Tischgesellschaft schloß sich Goethe an.

Wenn er bei Ludwig vorzugsweise über medicinische Gegenstände hatte reden hören und zum erstenmale mit neugierigem Auge auf diese Gebiete des Wissens geblickt hatte, ohne sich schon jetzt tiefer auf dieselben einzulassen, so fand er im Hause Schönkopfs eine Gesellschaft, die ihm mehr zusagte. Durch Schlosser wurde er angeregt, sich in fremden Sprachen dichterisch zu versuchen, besonders in der englischen und französischen. Proben davon sind erhalten und zeigen eine ungewöhnliche Fertigkeit in der Handhabung des fremden Idioms. Doch konnte diese Art der Gedankenmummerei ihm nicht lange behagen.

Größeren Eindruck als Schlosser gewann ein andrer Tischgenosse auf Goethe, Ernst Wolfgang Behrisch, der als Hofmeister eines jungen Grafen v. Lindenau zwar wohl nicht an dem Mittagstische selbst Theil genommen haben wird, aber in den abendlichen Zusammenkünften selten fehlte und hier mit Goethe bald vertraut wurde. Männer, die Behrisch gekannt haben, versichern, daß er viel bedeutender gewesen, als Goethe ihn geschildert. Mag er immerhin sich darin gefallen haben, das Nichtige mit komischem Ernst zu etwas Wichtigem zu machen und das Ernsthafte leicht zu nehmen, so zeigt schon der lange fortgesetzte enge Verkehr zwischen ihm und Goethe, daß dieser mehr als eine bloß negative Natur in ihm fand und ihn nicht lediglich wegen seiner Aeußerlichkeiten schätzte. Behrisch war es, der Goethe vom voreiligen Druckenlassen seiner jugendlichen Dichtungen zurückhielt und ihn dafür durch zierliche Abschriften erfreute.

Wahrscheinlich war dieser Freund es auch, der Goethe auf innere Erfahrungen hinwies und ihn zu der so wirk-

sam gewordenen Selbstbildung durch die Verwandlung des Erlebten in ein Bild anleitete, so wie er den elf Jahre jüngeren Freund den Zwiespalt zwischen der äußeren Achtung und dem innern Werthe kennen lehrte und ihm in dieser Beziehung über das so heiter und friedlich erscheinende Leben und Treiben der Welt um sie her die Augen öffnete. Jedenfalls war in diesem Verhältniß Behrisch nicht der gewinnende Theil, da, als er seines Hofmeisterdienstes, vielleicht nicht ohne seine Schuld entlassen wurde, der Vater seines Zöglinges dem Nachfolger ausdrücklich zur Pflicht machte, mit Goethe nicht umzugehen, angeblich aus Entrüstung über das Gedicht gegen Clodius.

Durch Gellerts Vermittlung kam Behrisch in die Dienste des trefflichen Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau. Gellerts Theilnahme spricht ehrend für Behrisch, und die Oden, welche Goethe ihm nachsang, zeigen das damalige Verhältniß zwischen beiden reiner, als die Schilderungen in Dichtung und Wahrheit, die fast nur die lächerliche Seite hervorheben. Die Briefe, die Goethe ihm seit seinem Abgange schrieb, kaufte er, als Behrisch am 21. Oct. 1809 in Dessau gestorben war, zurück.

Von einigem, wenn gleich geringerem Einfluß war der Hofmeister eines jungen Freiherrn v. Friesen, Joh. Gottlieb Benjamin Pfeil aus Freiburg, Jurist, siebenzehn Jahre älter als Goethe; durch schriftstellerische Versuche, die indeß ohne seinen Namen erschienen waren, schon einigermaßen berühmt. Goethe schreibt ihm auch den Roman 'Geschichte des Grafen P.' zu, gedenkt aber der sicher von ihm herrührenden 'Moralischen Erzählungen' (1757) nicht, von denen eine 'Der Wilde' von Mercier ins Französische übersetzt und als Uebersetzung bezeichnet wurde (1767), später aber ohne diese Bezeichnung in die übrigen moralischen Erzählungen Merciers Aufnahme fand und dann von fremder Hand ins Deutsche zurückübertragen wurde.

Pfeil war ein feiner, beinahe etwas Diplomatisches an sich habender Mann, doch ohne Ziererei und mit großer Gutmüthigkeit, der Goethe eine ernste Neigung bewies und sein Urtheil über manches zu leiten und zu bestimmen suchte.

Ansprüche dieser Art machte der um zwanzig Jahre ältere Gottlob Friedrich Krebel durchaus nicht; ein wahrer Falstaff immer heiter und guter Dinge, kam es ihm nur auf einen Spaß an und er war immer bereit, mit Maßen zu necken und anzuregen.

Den vollen Gegensatz bildete ein anderer Tischgenoß, Christian Gottfried Hermann, Sohn des Oberhofpredigers zu Dresden, etwas über sechs Jahre älter als Goethe, der schon Ostern 1763 auf die Universität gekommen war, sich durch sanften Ernst, ruhigen Fleiß, Talent für Musik und Zeichnen, durch lehrreiche Unterhaltung und großes Wohlwollen gegen Goethe dessen Achtung und Zuneigung erwarb.

Von geringer Bedeutung scheinen unter den Tischgenossen die Livländer gewesen zu sein, zwei Brüder v. Olderogge, wenn auch der ältere, Joh. Georg, in dem wenigen was er sagte, Geist, große Gesinnung und gebildetes Urtheil verrathen haben soll; der jüngere, Heinrich Wilhelm, kleiner, aber von schöner Gesichtsbildung, sprach dafür desto mehr, aber auch Unpassenderes und Unbesonnenes. Beide besuchten Goethe später in Frankfurt.

Ein andrer Ostseeprovinzler, Magnus Giesebrecht v. Reutern, studirte seit Ostern 1767 in Leipzig und wird von Herder ein weiches Mädchenherz ohne Charakter genannt. Er setzte in der Folge einer Homburger empfindsamen Hofdame, Frl. v. Ziegler (Lila), Liebesgrillen in den Kopf und bekümmerte sich dann nicht weiter um das arme Geschöpf.

Der stillste unter diesen verschiedengearteten Tischgenossen war Fr. Ludw. Zachariae und doch kein unwirksamer,

da er die Veranlassung wurde, daß sein älterer Bruder, der Dichter des Renommisten, bei einem Besuche in Leipzig sich an Schönkopfs Tische einfand und es sich einige Zeit dort ganz wohl sein ließ. Der große, wohlgestaltete, behagliche Mann, der zwar seine Neigung für eine gute Tafel nicht verhehlte, im Uebrigen jedoch lebhaft und inhaltreich genug war, um Aufmerksamkeit zu erregen, gewährte Goethen vielleicht zum erstenmale den Anblick eines Dichters, bei dem Persönlichkeit und Leistung im Einklange stehen und der auch unabhängig von seinen poetischen Werken etwas zu bedeuten Anspruch machen darf. Der große Eindruck, den Zachariae auf den jungen Dichter machte, läßt sich in der etwas überschwänglichen Ode erkennen, die dem Heimgekehrten nachgesungen wurde.

Ein späterer Freund Zachariaes, Joh. Joach. Eschenburg aus Hamburg, der seit 1764 in Leipzig studierte, ein schöner junger Mann, doch um etwa sechs Jahre älter als Goethe, zeichnete sich unter den Studierenden vortheilhaft aus, scheint jedoch in kein näheres Verhältniß zu dem Kreise getreten zu sein; er verließ schon 1767 die Universität, um eine Stelle am Carolinum in Braunschweig anzutreten.

Unter den Männern, die sich in Leipzig aufhielten oder daselbst auf kurze Zeit verweilten, nennt Goethe den Kreissteuereinnehmer Weiße, heiter, freundlich, zuvorkommend und von den jungen Leuten geliebt und geschätzt, von dessen Theaterstücken sie sich hinreißen ließen, obwohl sie dieselben nicht für mustergültig halten mochten. Weiße brachte eine Art von Abbild Shakespeares auf das Theater und gefiel besonders durch seine 'Poeten nach der Mode', sowie durch seine von Hiller componirten Opern. Von Goethe scheint er wenig Notiz genommen zu haben, da er ihn noch einige Jahre nachher nicht anders als nach der Leipziger Aussprache unter dem Namen Gede kennt.

Ein Nachahmer Weißes im Singspiel war Daniel

Schiebeler, 1741 in Hamburg geboren, der 1765 von Göttingen nach Leipzig kam und sich, mit Hülfe der Hillerschen Compositionen, durch seine Romanzen und seine Operette Lisuart und Dariolette einen schnell vorübergehenden Namen erwarb; er starb, nachdem er 1768 promoviert hatte, schon 1771 in Hamburg.

Näher wurde die Verbindung mit Joh. Jac. Engel aus Parchim, der schon in Rostock studiert und promoviert hatte und seit 1765 das Studium der Philosophie und der Sprachen in Leipzig fortsetzte. Ein Freund Weißes und Garves schwankte er zwischen den Richtungen beider, bildete aber seine Philosophie hauptsächlich für das Theater. Mit Goethe und Corona Schröter betheiligte er sich bei dilettantischen Theaterdarstellungen und spielte in Lessings Minna den Tellheim und in Diderots Hausvater den Comthur nicht ohne Verständniß und Erfolg.

Zu Vorstellungen dieser Art fand sich im Schönkopfischen Hause selbst Gelegenheit. Dort wurde die Minna von Barnhelm gespielt und auch das beliebte, überall gespielte und gelesene kleine Stück von Krüger 'Herzog Michel', das man jetzt kaum noch aus Lessings Dramaturgie (St. 83) kennt, gelangte dort zur Aufführung. Goethe spielte darin die Titelrolle, den Knecht, der sich, wie Gleims Milchfrau, mit dem wuchernden Ertrage einer gefangnen Nachtigall in seinen Gedanken bereichert, zum Besitz eines Herzogthums gelangt und dann, als er in seiner lustigen Ausgelassenheit die Nachtigall entfliegen läßt, wieder der arme Knecht Michel ist.

Bei den Aufführungen dieser Art, deren Leitung Schönkopf übernommen hatte, verkümmerte man sich den Genuß am Komödienspiel nicht sehr durch ängstliche Sorgen um Decoration und Requisite; die Nachtigall bestand in einem zusammengeknüpften Taschentuch und die Coulissen entsprachen dieser uranfänglichen Symbolik.

Viel mehr Aufwand ließ man es sich schwerlich auch im Hause des Buchhändlers Joh. Gottlob Immanuel Breitkopf kosten, mit dessen Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, Goethe sehr lebhaften Umgang hatte. Es wurden im Breitkopfischen Hause öfter dramatisirte Sprichwörter aufgeführt, wobei Goethe sich auszeichnete und auf lange hinaus im Hause ein Gedächtniß stiftete.

Die beiden Söhne des Hauses, Bernhard Theodor und Christian Gottlob, standen mit Goethe in gleichem Alter und waren mit ihm zu gleicher Zeit immatriculiert; der ältere hatte künstlerische Anlagen und interessierte sich besonders für Musik, die durch ihn im Hause heimisch wurde; der jüngere war ein heitrer Lebemann und immer guter Dinge. Die beiden Töchter hatten das Gefällige des damaligen Leipziger Wesens und ließen sich nicht ungern die Galanterien ihrer wechselnden Liebhaber gefallen; die ältere, Theodore Sophie Constanze, war damals Dame des Herzens für Goethes Freund Horn; sie wurde mit ihrer jüngern Schwester, Louise Marie Wilhelmine, an demselben Tage, 24. Januar 1774, getraut und zwar mit einem Dr. Oehme, der sich in der Folge von ihr scheiden ließ; sie starb 1819; die jüngere wurde mit dem Diakonus Netto aus Eisleben verheirathet, verlor ihren Mann, verheirathete sich wieder und starb 1790.

Die lebenslustige Jugend des wohlhabenden Hauses zog Goethen in ihre zerstreuungsvollen Kreise, der sich dann zum Scherz und Ernst gern bereit finden ließ, die geselligen Freuden zu mehren und mannigfaltig zu machen. Hier lernte er auch den im Hause wohnenden Arzt Reichel kennen, der ihm bald hülfreich werden sollte.

Auch in einem andern Buchhändlerhause fand Goethe wohlwollendes Entgegenkommen. Philipp Erasmus Reich, der die Weidmann'sche Buchhandlung kräftig emporgearbeitet hatte und sich als alleiniger Inhaber derselben eines

ansehnlichen Vermögens und allseitiger Achtung erfreute, sah allwöchentlich an einem bestimmten Abend die Gelehrten, Schöngeister und Künstler Leipzigs bei sich. Goethe besuchte diese Gesellschaften und blieb auch nach seinem Abgange von Leipzig mit dem trefflichen Manne in Verbindung.

Durch Breitkopf hatte Goethe auch die Componisten Löhlein und Hiller kennen lernen. Jener, der sich durch wechselvolle Schicksale durchgerungen, hatte die Stelle eines Musikdirectors in Weimar aufgegeben und sich in Leipzig wissenschaftlich auszubilden gesucht. Er gab dort Musikunterricht; auch richtete er ein durch seine Schüler besetztes wöchentliches Liebhaberconcert ein. Mit Löhleins Composition erschien Goethes Neujahrslied' in den Hamburger 'Unterhaltungen'. Johann Adam Hiller, der seit 1758 in Leipzig lebte und 1762 die großen Concerte erneuert hatte, war durch seine Liedercompositionen und die Musik zu Weißes Singspielen berühmt. Goethe besuchte ihn und wurde freundlich von ihm aufgenommen; doch wußte Hiller mit seiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit seiner heftigen, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde sich so wenig als andere zu befreunden.

Zwei Schülerinnen Hillers erregten Goethes musikalischen Enthusiasmus, zwei Gegensätze nach der äußeren Erscheinung und auch ihrer Kunst nach kaum zu vergleichen. Die kleine körperlich vernachlässigte Schmehling mit ihrer umfangreichen, metallreinen sichern Stimme, damals kaum ausgebildet und doch von überwältigendem Ausdruck, war mit Goethe in demselben Jahre geboren und starb zwei Monate vor ihm. Corona Schröter, 1748 in Guben geboren, ersetzte die Mängel ihrer durch frühe Anstrengungen belegten Stimme durch Schule und inniges Gefühl. Durch die hohe schöne Gestalt, den Adel der Züge und das schöne redende Auge war sie der Schmehling überlegen.

Wenn beide in Concerten neben einander sangen, wußten die entzückten jungen Leute nicht, welcher sie den Preis geben sollten und überschütteten beide mit dem lautesten Beifall. Mit der Schröter wurde Goethe gesellig bekannt; die tadellose Reinheit ihrer Sitten führte sie in die besten Familien; auch redliche Anbeter wies sie ab, deren Empfindungen Goethe zuweilen sein poetisches Talent geliehen haben will. Gedichte dieser Art sollen gedruckt ausgestreut sein. Es hat sich wenigstens keins derselben mit Sicherheit wieder auffinden lassen. An die Schmehling, später verehelichte Mara, will Goethe nach der Aufführung des Hasseschen Oratoriums 'Helena vom Calvarienberg' 1771 in Leipzig eine Strophe gerichtet haben, die er ihr fünfzig Jahre später mit einer neuen wiederum widmete; 1771 war er aber nicht mehr in Leipzig und die Concertsängerin gieng damals in Dresden zum Theater über. Mit Corona Schröter, die als Kammersängerin nach Weimar kam, hatte Goethe späterhin noch vielfache Begegnungen. Sie starb, fast verschollen, am 23. August 1802 in Ilmenau.

Neben diesen musikalischen Kreisen zogen Goethe auch künstlerische an. Er hatte schon in Frankfurt, vom Vater dazu angehalten, sich im Zeichnen geübt. Um sich darin fortzubilden, nahm er bei Oeser Unterricht. Adam Friedrich Oeser, ein für Leipzig und für seine Zeit sehr bedeutender Künstler, 1717 in Preßburg geboren, war von Wien, wo er einen von der Akademie ausgesetzten Preis erworben hatte, vor dem meuchlerischen Dolch eines Mitbewerbers entflohen und hatte sich in und um Dresden, in enger Freundschaft mit Winckelmann, durchgeholfen und für die Classicität des Geschmacks ausgebildet. Nach dem siebenjährigen Kriege übernahm er das Directorium der in Leipzig errichteten Malerakademie, das er bis an seinen Tod im Jahr 1799 verwaltete. Er wohnte in der alterthümlichen Pleißenburg und hatte immer nur einen

ausgewählten kleinen Kreis von Zeichenschülern, dem, als Goethe daran Theil nahm, ein Livländer, Fr. G. v. Lieven und Karl August Freiherr v. Hardenberg aus Hannover (der spätere Fürst Staatskanzler), vielleicht auch der Zweibrücker Fr. Gervinus, der freilich erst Ostern 1768 die Universität Leipzig bezog, angehörten.

Was Goethe in diesen Privatstunden und im sonstigen Verkehr mit Oeser, nicht sowohl an technischer Fertigkeit als an Ausbildung seines Geschmackes gewann, hat er, bis ihm die Antike selbst in Italien lebendig wurde, stets dankbar anerkannt. Oeser war ihm, damals wie später, ein richtiger verständiger kluger Mensch, der wußte, wie es auf der Welt aussah und was er wollte, und der, um dieses Leben anmuthig zu genießen, keinen superlunarischen Aufschwung nöthig hatte, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebte. Fertigkeit oder Erfahrung vermochte er freilich so wenig als irgend ein Meister seinem Schüler mitzutheilen, und eine Uebung von wenigen Jahren in einer bildenden Kunst konnte nicht über die Mittelmäßigkeit emporheben, auch war die Hand des Schülers nur sein Nebenaugenmerk: aber er drang in die Seelen und man mußte keine haben, um ihn nicht zu nutzen.

Oesers Unterricht, schrieb Goethe einige Jahre nach seinem Abgange von Leipzig an Reich, wird auf mein ganzes Leben Folgen haben; er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne. Nach ihm und Shakespeare ist Wieland noch der einzige, den ich für meinen echten Lehrer erkennen kann; andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte, diese zeigten mir, wie ichs besser machen sollte.

Gegen Oeser selbst bekennt er dankbar, daß er der einzige unter seinen Lehrern gewesen, der ihn aufgemuntert,

seiner Liebe zu den Musen aufgeholfen habe, und daß er ohne diese Ermuthigung verzweifelt sein würde; in seiner Schule sei er demüthig ohne Niedergeschlagenheit und stolz geworden, ohne Anmaßung; ihm verdanke er seinen Geschmack, seine Kenntnisse, seine Einsichten und bei ihm habe er mehr und mehr verstehen gelernt, daß die Werkstatt des großen Künstlers den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter mehr entwickle, als der Hörsal des Weltweisen und des Kritikers.

So möchte denn der unter Oesers Leitung erworbene innere Gewinn wohl das Bedeutendste sein, was Goethe während seiner akademischen Zeit in Leipzig sich zu eigen gemacht, ein dauernder Gewinn fürs Leben, die reinere Erkenntniß des classischen Alterthums, an dem damals durch Lessing und Winckelmann die Zeit sich innerlich neu bildete und immer entschiedener sich reinigte und kräftigte. Wie sehr mußte Goethe auf Winckelmann, den Freund Oesers, gespannt sein, der eine Reise nach Deutschland angekündigt hatte, sie wirklich bis Wien ausdehnte, dann aber von unwiderstehlicher Sehnsucht zurückgezogen umkehrte und am 8. Juni 1768 in Triest dem Meuchelmörder erlag.

Durch Oeser war Goethe auf die in Dresden gesammelten Kunstschätze aufmerksam gemacht. In seiner Vaterstadt war er nichts Plastisches gewahr geworden; in Leipzig hatte zuerst der gleichsam tanzend auftretende, die Cymbeln schlagende Faun einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. In Dresden war an Originalen und Abgüssen mancherlei bei einander. Man sollte denken, Goethe habe sich nach diesen Verkörperungen des Alterthums gesehnt. Aber als er im Sommer die Reise nach Dresden machte, beschränkte er sich auf die Gemäldegalerie und in dieser wieder vorzugsweise auf die Niederländer und die Landschaften.

Die Antiken zu sehen, die noch in den Pavillons des

Großen Gartens standen, lehnte er ausdrücklich ab. Was er nicht als Natur ansehen, an die Stelle der Natur setzen, mit einem bekannten Gegenstande vergleichen konnte, war auf ihn nicht wirksam. 'Der materielle Eindruck ist es, fügt er in diesem Bekenntniß hinzu, der den Anfang selbst zu jeder höheren Liebhaberei macht.' Indessen stellt er sich in den Gesprächen, die er auf der Galerie führte, schon weit über diesen Eindruck hinaus dar, da ihn vorzüglich solche Dinge anzogen, bei denen der Pinsel über die Natur den Sieg davon getragen, der Maler durch Stellung der Gegenstände, Licht, Schatten, Teint des Ganzen die Wirklichkeit zum Kunstwerk erhoben hatte. Es mögen also andre Gründe gewesen sein, als die ausgesprochnen, die ihn von dem Anschauen der Antiken und der Italiener, deren Werth er auf Treu und Glauben angenommen oder auf sich will haben beruhen lassen, für dasmal fern hielten; daß er sie nicht gesehen, geht auch aus späteren Bekenntnissen hervor, nach denen er zunächst in Mannheim sich ihnen näherte.

Es würde auch noch seiner Beschäftigung mit Radieren und Holzschneiden zu gedenken und der Künstler wie Geysers, Bauses, Stocks zu erwähnen sein; mit denen ihn diese Neigungen zusammenführten; allein beide Arten der Kunst waren ihm nur eine Veränderung in den Mitteln, die Wiedergabe der Natur sich zu erleichtern, und unter den genannten Männern war keiner, der auch nur annähernd einen solchen Einfluß auf ihn ausgeübt hätte wie Oeser.

Auch in den Sammlungen der begüterten Leipziger, Winckler, Richters, Kreuchauffs und Michael Hubers, zu denen ihm der Zutritt erleichtert war, suchte er mehr die Belehrung durch die Gespräche über die Gegenstände, als diese selbst. Und jene Kenner, die keine Vorliebe für die Gegenstände zeigten, weder für weltliche noch geist-

liche, für ländliche oder für städtische, lebendige oder leblose, bei denen immer nur die Frage nach dem Kunstgemäßen war; die nur die Schule in Betracht zogen, aus welcher der Künstler hervorgegangen, die Zeit, in der er gelebt, das besondre Talent, das ihm die Natur verliehen, und den Grad, auf welchen er es in der Ausführung gebracht — jene einsichtigen Männer mußten ihn in der Erkenntniß des Künstlerischen rascher und richtiger fördern, als es ihm mit seinem hellen, aber vom Stoff befangenen Auge allein möglich gewesen wäre.

So hatte die Universität, wo er selbstgeständlich die Zwecke seiner Familie, ja seine eigenen versäumte, ihn in demjenigen begründet, worin er die größte Zufriedenheit seines Lebens finden sollte, in den künstlerisch-ästhetischen Dingen, die ihm und uns in ihm wichtiger waren, als seine juristische Ausbildung für einen Dienst in der Republik Frankfurt.

Doch auch in einer andern Beziehung hatte das Leipziger Leben ihn gefördert. Seine menschliche Entwicklung war in dem Verkehr mit Frauenzimmern verschiedener Art fortgeschritten. Die Hofräthin Böhme war am 17. Februar 1767 nach langer Krankheit gestorben und hatte ihn in der letzten Zeit nicht mehr annehmen können. In ihr verlor er eine mütterliche Freundin, als er schon längst Freundinnen gefunden, die seiner Jugend besser zusagten.

Wenngleich sein Verhältniß zu Friederike Oeser, der Tochter des Künstlers, und zu Käthchen Schönkopf, der Tochter seines Speisewirthes, die Wichtigkeit nicht hat, die ihm gewöhnlich zugeschrieben wird, so ist es doch von Interesse, zu sehen, wie der junge Goethe sich schon frühe in verwickelten Verhältnissen zu benehmen mußte. Er spielte mit den Jugendflammen so ernsthaft, daß man übersehen konnte, es sei nur ein jugendliches Spiel in einer Zeit

und einer Stadt, wo die Galanterie zur gewohnten Lebensordnung gehörte.

Schon im Sommer 1766 fand Horn aus Frankfurt, der seit Ostern in Leipzig studierte, seinen Freund Goethe auffallend verändert, dessen Sitten und Betragen himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Bei seinem Stolze war er auch zum Stutzer geworden; alle seine Kleider, so schön sie waren, verriethen einen närrischen Geschmack, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnete. Mochte man ihm seine Thorheit vorhalten, so viel man wollte, es war ihm alles einerlei. Sein ganzes Dichten und Trachten war nur, seiner gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er machte sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm. Er hatte sich, bloß weil es die Fräulein gern sah, solche porte-mains und Geberden angewöhnt, bei denen man unmöglich das Lachen unterdrücken konnte. Einen Gang hatte er angenommen wie ein Rector magnificus, dem die vier Facultäten folgen. Und dabei war seine Dulcinea die abgeschmackteste Creatur von der Welt; ein coquettes Lärvchen mit hochmüthigem Betragen war alles, womit sie ihn bezauberte. So erschien er dem Freunde, der sich alle Tage mit ihm zankte, ohne daß Goethe bös auf ihn wurde.

Dem mochte es auch ziemlich gleichgültig sein, was über ihn für Ansichten umliefen, da er wußte, daß sie irrig waren. Denn die Aufklärung blieb nicht aus. Seine Liebe war, obgleich immer traurig, doch nicht strafbar, wie Horn sonst geglaubt hatte. Goethe liebte, allein nicht jene Fräulein, sondern ein Mädchen, das unter seinem Stande war, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offene sanfte, einnehmende Miene, viel Freimüthigkeit ohne Coquetterie, ein sehr artiger Verstand, ohne besonders sorgfältige Erziehung. Er liebte sie sehr

zärtlich mit den vollkommnen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich wußte, daß sie nie seine Frau werden könne. Um nun den Verdacht wegen solcher Liebe von sich abzulenken, hatte er die Miene angenommen, als liebe er jenes Fräulein, und wurde darüber in Gesellschaften wohl auch geneckt.

So berichtete Horn in Goethes Auftrage an einen gemeinschaftlichen Freund in Frankfurt und fügte hinzu: 'Goethe hat mich seit der Zeit einer näheren Vertraulichkeit gewürdigt, mir seine Oekonomie entdeckt und gezeigt, daß der Aufwand, den er macht, nicht so groß ist, als man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Partei nehmen, welche er will, so gewinnt er; denn du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann. Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und vollkommenste Mädchen ohne Hoffnung liebt.'

Diese Entdeckungen' bestätigt Goethe in einem Briefe an jenen Freund (1. Okt. 1766) vollständig und fügt hinzu: 'Du wirst daraus gesehen haben, daß dein Goethe noch nicht so bestrafenswerth ist als du glaubst. Denke als Philosoph, und so mußt du denken, wenn du in der Welt glücklich seyn willst, und was hat alsden meine Liebe für eine scheltenswürdige Seite? Was ist der Stand? Eine eitle Farbe die die Menschen erfunden haben, um Leute die es nicht verdienen mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen der denkt. Ich liebe ein Mädgen ohne Stand und ohne Vermögen, und iezo fühle ich zum allererstenmale das Glück das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädgens nicht denen elenden kleinen Tracasserien des Liebhabers zu danken, nur durch meinen Charakter, durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Aug auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtrefliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden uns zu trennen. Solltest du nur dieses fürtrefliche Mädchen kennen, du würdest mir diese Thorheit verzeihen, die ich begehe, indem ich sie liebe. Ja sie ist des grösten Glückes werth, das ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können etwas dazu beyzutragen.'

Wer unter jenen 'gnädigen Fräulein' und unter jener W. zu verstehen ist, bleibt ungewiß, daß aber unter 'meiner S.' niemand anders als Anna Katharina Schönkopf gedacht werden kann, scheint ausgemacht. Käthchen, wie sie im Hause hieß, oder Aennchen, wie Goethe sie nennt, war drei Jahre älter als er, ein muntres aufgewecktes Geschöpf, das sich die Galanterien, die ihr von den Tischgenossen des Hauses dargebracht wurden, nicht sonderlich zu Herzen nahm und ihren mädchenhaften Muthwillen mit den jugendlichen Verehrern trieb, sie lieber quälte, als sich von ihnen quälen ließ.

Bald nach seinem Abgange von Leipzig fand Goethe sie in ihren Briefen 'noch immer so munter, noch immer so boshaft, so geschickt, das Gute von der falschen Seite zu zeigen, so unbarmherzig, einen Leidenden auszulachen, einen Klagenden zu verspotten.' Aber trotz dieser liebenswürdigen Grausamkeiten war es ihm eine der größten Freuden, ihre Lebhaftigkeit, ihre Munterkeit, ihren Witz zu sehen, mochte derselbe so leichtfertig, so bitter sein als er wollte. Diese Schilderungen stimmen wenig zu dem Bilde, das Goethe in Dichtung und Wahrheit entwirft,

als sei er, um das Einförmige des Verhältnisses mannigfaltiger zu machen, auf den Einfall gerathen, das liebe Kind mit Grillen und Eifersüchteleien zu martern, bis sie sich von ihm weggewandt, ihn verlassen habe. Zwar bekennt er auch in den Briefen, daß er sich unzufrieden, launisch, verdrießlich gezeigt, aber nur deßhalb, weil Käthchen ihn gequält habe, und in der Epistel an Friederike Oeser sagt er, daß sein böses Mädchen ihn geplagt habe und er vor Verdruß aus der Stadt gelaufen sei.

Er sah sich damals wenigstens nicht für den schuldigen Theil an, und wenn das kleine Schäferspiel 'die Laune des Verliebten,' wie er versichert, aus diesem Verhältnisse entsprungen, nicht lediglich aus dem Wetteifer mit Gellerts Schäferspiel 'das Band' hervorgegangen ist, so sind wenigstens die Rollen ziemlich umgetauscht worden, und der im Leben Gequälte erholt sich an den Qualen, die er einem lieben Kinde in der Komödie bereitet, was in der Wirklichkeit zu thun ihn sein weiches liebevolles Herz ohnehin verhindern mußte.

Was das Wegwenden Käthchens von ihm, ihr Verlassen betrifft, so ist es auch damit nicht so genau zu nehmen. Goethe blieb mit ihr noch einige Zeit im Briefwechsel und sagte ihr darin auch mancherlei Artigkeiten, aus denen man eine 'leidenschaftliche Liebe' herausgelesen, die aber in Käthchens Augen mehr den Charakter der Neckerei zeigen mußten. Als sie sich im Mai 1769 mit einem jungen Juristen, Dr. Kanne verlobt hatte, den sie am 7. März des nächsten Jahres heirathete, schreibt Goethe ihr zwar, sie könne sich vorstellen, was er dabei fühle, was er für eine Freude darüber habe, wenn sie sich noch vorstellen könne, wie sehr er sie liebe; aber, abgesehen von der Doppeldeutigkeit dieser Worte, zeigt der Brief im Uebrigen kein sonderliches Herzleid über die Verheirathung eines Mädchens, dem er seine Hand niemals zu geben gesonnen gewesen.

Noch weniger als das Verhältniß zu dem neckischen Käthchen hat das zu Friederike Oeser ernsthaft zu bedeuten. Friederike, ein Jahr älter als Goethe, war nicht schön und hatte früh schon gewußt, daß sie es nicht war; sie suchte sich dafür in anderer Weise Ersatz zu schaffen und arbeitete energisch an ihrer Selbstbildung, ohne ihre Munterkeit darüber zu verlieren. Goethe rühmt ihre Einsicht, ihren Witz, ihr kluges, aufgewecktes Wesen und scheint, außer durch diese Eigenschaften, von ihrer harmonischen Stimme angezogen zu sein. Er konnte sich eingehend mit ihr über poetische Dinge unterhalten, besuchte mit ihr Concerte und Theater und war oft auf dem Landsitze ihres Vater in Dölitz. Auch sie gieng nicht sehr barmherzig mit ihm um und lachte ihn aus, wenn er klagte; jedenfalls besser und ihm im Grunde auch erwünschter, als wenn sie ihn in seinen hypochondrischen Vorstellungen bestärkt hätte. Ihr Plappermäulchen stand nicht leicht still und schlug auch dann keinen schwermüthigen Ton an, als Goethe einer ernsten Gefahr kaum entronnen war.

Nach der Dresdener Reise, im August 1768, erwachte er eines Nachts mit einem heftigen Blutsturze auf, hatte aber noch so viel Kraft und Besinnung seinen Stubennachbar, einen stillen, armen Studenten der Theologie, Namens Limprecht, zu wecken. Der Arzt Reichel wurde herbeigerufen, der ihm aufs freundlichste hilfreich ward. Er schwankte mehrere Tage zwischen Leben und Tod, und selbst die Freude an einer erfolgenden Besserung wurde dadurch vergällt, daß sich bei jener Eruption zugleich eine Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet hatte, die man jetzt erst, nach vorübergegangener Gefahr, zu bemerken Zeit fand.

Was ihn in dieser Zeit besonders aufrichtete, war zu sehen, wie viel vorzügliche Männer ihm unverdient ihre Neigung zugewendet hatten. 'Unverdient, sagt er, denn

es war keiner darunter, dem er nicht durch widerliche Launen beschwerlich gewesen wäre; keiner, den er nicht durch krankhaften Widersinn mehr als einmal verletzt, ja den er nicht im Gefühl seines Unrechts eine Zeit lang störrisch gemieden hätte. Dies alles war vergessen; sie behandelten ihn aufs liebreichste und suchten ihn theils auf seinem Zimmer, theils sobald er es verlassen konnte, zu unterhalten und zu zerstreuen; sie fuhren mit ihm aus, bewirtheten ihn auf ihren Landhäusern, und er schien sich bald zu erholen.'

Unter den Freunden, die sich seiner Pflege annahmen, thaten sich besonders Dr. Hermann, der nachherige Burgermeister von Leipzig, und Georg Gröning aus Bremen hervor, der seit Ostern 1768 in Leipzig studierte (starb 1825). Diese beiden nennt Goethe neben 'Freund Horn, der seine Liebe und Aufmerksamkeit ununterbrochen wirken ließ;' neben ihnen Ernst Theodor Langer, den neuen Hofmeister des jungen Grafen Lindenau, der sich eine umfassende Gelehrsamkeit durch Selbststudium erworben hatte. Er suchte Goethes fieberhaften Heißhunger nach Kenntnissen durch deutliche Uebersichten zu stillen.

Goethe berichtet zugleich, der neue, fünf Jahre ältere Freund habe ihn auf religiöse Bahnen zu leiten sich bemüht, was wohl mehr auf den stubennachbarlichen Theologen Limprecht anwendbar sein möchte. Diesem von Goethe nirgends genannten Freunde, der sich kümmerlich durchhelfen mußte und durch ein Augenleiden noch bedauernswürdiger erschien, bewahrte er dennoch ein treues dankbares Angedenken, sandte ihm noch von Straßburg aus Unterstützung und wunderte sich dabei, wie Limprecht ihn habe ertragen können. 'Nicht meine Krankheit mein ich; das war ein Liebesdienst und Liebesdienste werden niemals sauer; aber wenn ich mich recht erinnere, was für ein unerträglicher Mensch ich den letzten ganzen Sommer war, so nimmt michs Wunder, wie mich jemand hat ertragen können.'

Goethe redete sich nach der leiblichen Genesung ein, er habe die Lungensucht und müsse jung sterben. Als er zum erstenmale wieder nach Dölitz kam und Friederike Oeser sein Leid klagte, wollte sie sich zu Tode lachen, wie ein Mensch die Caricaturidee haben könne, im zwanzigsten Jahre an der Lungensucht zu sterben. Ihm schien die Sache nicht so lächerlich, wenigstens für ihn nicht; doch ließ er sich gern einbilden, es sei alles nur Einbildung. Er gieng, wenn auch nicht ruhig, doch beruhigter fort. Auch Käthchen hatte ihm die Grillen lächerlich gemacht. Von ihr gieng er ohne Abschied zu nehmen; er kam bis auf den Hausflur, wagte aber die Treppe nicht hinaufzusteigen und reiste am nächsten Tage, am 28. August 1768, neunzehn Jahr alt, von Leipzig zurück in die Heimat.

In Frankfurt.

Der Weg dahin mag ihm nicht leicht geworden sein. Ungern verließ er Leipzig, wo er, alles Mißbehagens im Einzelnen ungeachtet, ein anregungsvolles Leben geführt und die Freiheit in vollem Maße genossen hatte. Jetzt mußte ihm die ernste Gestalt des strengen Vaters, das bekümmerte Antlitz der lieben Mutter vor die Seele treten. Den Gewinn seines akademischen Lebens konnte er jenem nicht aufzeigen, und was sollte er dieser sagen, wenn sie sein krankes Gesicht fragte, wie er seine Jahre in Leipzig verbracht habe?

Er wurde besser aufgenommen, als er erwarten durfte. Dem Vater konnte es freilich nicht lange verborgen bleiben,

daß es mit den juristischen Studien nicht sehr weit her gewesen. Einstweilen aber überwog die Sorge um seine Gesundheit alles andre. Vorwürfe wurden zurückgehalten, zeigten sich höchstens im Schweigen; 'der Vater stimmte seine Laute länger als er darauf spielte;' die Mutter war um den Sohn und zugleich um den eigenen Vater besorgt. Der alte Schultheiß Textor war an der einen Seite vom Schlage gelähmt, zwar ziemlich wieder hergestellt, konnte aber mit der Sprache noch nicht fort. Er erholte sich niemals wieder völlig und starb am 8. Februar 1771.

Goethe selbst befand sich allmählich besser, nur daß er seine Schwindsuchtssorgen nicht überwinden konnte. Zwölf Tage nach seiner Ankunft schrieb er am 13. September an Oeser: Anverwandte, Freunde und Bekannte seien über ihn theils erfreut, theils verwundert, alle aber bemüht, dem neuen Ankömmling, dem halben Fremdling gefällig zu sein, und ihm eine Stadt, die zu sehr Antithese von Leipzig sei, um viel Annehmlichkeiten für ihn zu haben, durch einen freundschaftlichen Umgang erträglich zu machen. Er wolle sehen, wie weit es damit glücke; einstweilen könne er nichts sagen; er sei zu zerstreut und mit seiner neuen Einrichtung zu sehr beschäftigt, als daß sein Herz für das, was er verloren habe, und für das, was er in Frankfurt wieder finde, viel Empfindung haben solle. Seine Krankheit, schrieb er, liege, nach dem Ausspruch seiner Aerzte nicht sowohl in der Lunge, als den dazu führenden Theilen und scheine sich täglich zu bessern.

Inzwischen suchte er sich in das Frankfurter Leben wieder einzugewöhnen; es gieng ihm freilich schwer ein; der Vergleich mit Leipzig drängte sich immer wieder auf und fiel, namentlich was den Umgang mit dem weiblichen Geschlechte betraf, sehr zum Nachtheil der Vaterstadt aus. Nicht bloß in den Briefen an die Freundinnen, denen er damit eine Courtoisie könnte sagen wollen, klagt er, daß

sich mit den Frankfurterinnen kein Discours führen lasse; auch wenn ihn akademische Freunde, wie die Brüder v. Olderogge (am 27. October) besuchten, pries er das vergnügliche Leipzig, schalt über den Mangel an Geschmack in Frankfurt, auf die stupiden Bürger und nannte die jungen Mädchen unausstehlich. Und diese Freunde mußten ihm selbst in Gegenwart der Schwester, die solche Klagen jeden Tag mit anhörte, in soweit Recht geben, daß Goethe hier eine gewisse Anmuth, einen gewissen Zauber des Betragens vermissen könne.

Die Cur gieng dabei fort und suchte das erschlaffte Nervensystem zu heben. Anfangs November fieng die Gesundheit an, wieder etwas zu steigen und doch war sie noch nicht viel übers Schlimme. Die Kunst war, wie sonst, seine Hauptbeschäftigung, ob er gleich mehr darüber las und dachte, als selbst zeichnete. Die Gesellschaft der Musen und eine fortgesetzte schriftliche Unterredung mit seinen Freunden werde ihm, dachte er, den Winter ein kränkliches einsames Leben angenehm machen, das ohne sie einem Menschen von zwanzig Jahren eine ziemliche Folter sein möchte.

Er begann auch zu arbeiten und war am 16. November, nach Corneliens Zeugniß, an einer neuen Komödie, wahrscheinlich der Laune des Verliebten, die erst in Frankfurt ausgearbeitet wurde, beschäftigt. Dann sah er sich wieder in den zwar kleinen, aber ausgesuchten Cabinetten Frankfurts um und wußte es Oeser Dank, daß er ihn gelehrt habe, wie man sich umsehe. Er predigte den guten Geschmack. Richtete er gleich nicht viel aus, so lernte er doch immer dabei, und wenn es auch nur die Erfahrung war, daß weit ausgebreitete Gelehrsamkeit, tiefdenkende spitzfindige Weisheit, fliegender Witz und gründliche Schulwissenschaften mit dem guten Geschmack sehr heterogen sind. Ueber den literarischen Geschmack konnte er nichts Erbauliches sagen. Die Frauenzimmer — denn schon

damals lasen die Männer dergleichen kaum — liebten sehr das Erstaunliche; vom Schönen, Naiven, Komischen hielten sie weniger. Deswegen waren alle Meerwunder, Richardsons Grandison, Beaumarchais' Eugenie, Fenouillots de Falbaire Galeerensclave und wie die ganze phantastische Familie hieß, in großem Ansehen. Von Thümmels Wilhelmine dagegen war in keiner Damenbibliothek ein Exemplar aufzutreiben.

So ließ sich der Winter doch leidlich genug an. Allein bald kam ein harter Schlag. Am Geburtstage seiner Schwester, 7. December, wurde er von einer heftigen Kolik befallen, so daß er die furchtbarsten Schmerzen litt. Die Mutter schlug in der äußersten Noth ihres Herzens ihre Bibel auf und fand: 'Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, pflanzen wird man und dazu pfeifen.' Sie fand für den Augenblick Trost und in der Folge manche Freude an dem Spruche. Indeß für den Moment war die Besorgniß um den Kranken außerordentlich groß. Vergebens suchte man ihm einige Linderung und Ruhe zu verschaffen. Zwei Tage hielt dieser schreckliche Zustand an; dann wurde ihm etwas besser, doch konnte er sich noch keine Viertelstunde aufrecht erhalten. Sein Zustand erregte allgemeine Theilnahme; wo die Schwester sich in Gesellschaft zeigte, drängte sich alles um sie, Freunde und Freundinnen, um von seinem Befinden Nachricht zu erhalten. Volle drei Wochen kam er nicht aus der Stube und fast niemand besuchte ihn, als sein Arzt, der Dr. Metz, der ein liebenswürdiger Mann war. Er findet es selbst närrisch, daß er verdrießlich gewesen, als er in munterer Gesellschaft gelebt, und nun lustig wurde, da er sich von aller Welt verlassen sah. Denn selbst während seiner Krankheit fand seine Familie, die gar nicht in einem Zustande war, sich, geschweige ihn zu trösten, den Trost in seiner Munterkeit.

In einem 'Anfall von großer Narrheit' machte er das Neujahrslied ('Wer kommt, wer kauft von meiner Waare?') und ließ es drucken. Später erschien es mit Löhleins Composition im Decemberheft 1769 der Hamburger Unterhaltungen. Uebrigens zeichnete er viel, schrieb Mährchen und war mit sich selbst zufrieden. Seine Lunge war so gesund wie möglich, aber am Magen saß etwas. Um ihn aufzurichten, wurde ihm zu einer angenehmen vergnüglichen Lebensweise Hoffnung gemacht. Sobald er wieder besser sein würde, sollte er eine Reise nach Frankreich antreten.

Als er wieder ausgehen durfte, gab ein Freund des Hauses, der Rath Moritz, um das frohe Ereigniß seiner Genesung zu feiern, ihm bald nach Neujahr 1769 eine Gesellschaft. Nicht lange nachher trat ein neuer Anfall der Krankheit ein. Er mußte wiederum vier Wochen das Zimmer hüten, verlor aber seine gute Laune nicht, machte eine Farce, die ehestens unter dem Titel 'Lustspiel in Leipzig' erscheinen sollte, vielleicht 'die Mitschuldigen' oder auch die 'Laune des Verliebten', die beide in die Zeit nach der Heimkehr fallen, nicht schon in Leipzig geschrieben sind. Es wird später darüber berichtet werden.

Was Goethe von neueren Dichtungen während der Zeit zu Gesichte bekam, konnte ihn nicht erfreuen. In dem Urtheile z. B. über die Bardenpoesie zeigt er eine so tiefe Grundverschiedenheit von dem herrschenden Geschmack der Zeit, daß es eine Freude ist, den Neunzehnjährigen das Urtheil der Geschichte, vorweg nehmen zu sehen: 'Ja, wenn's eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder sonst was läge! Ey da fischt immer! Aber nichts als ein ewig Gedonnere der Schlacht, die Glut die im Mut aus den Augen blitzt, der goldene Huf mit Blut bespritzt, der Helm mit dem Federbusch, der Speer, ein paar Dutzend ungeheure Hyperbeln, ein ewiges Ha!

Ah! wenn der Vers nicht voll werden will, und wenns lange währt, die Monotonie des Sylbenmaßes, das ist zusammen nicht auszustehen. Gleim und Weiße und Geßner in Einem Liedchen, und was drüber ist, hat man satt. Es ist ein Ding, das gar nicht interessirt, ein Gewäsche, das nichts taugt, als die Zeit zu verderben. Forcirte Gemälde, weil der Herr Verfasser die Natur nicht gesehen hat, ewige egale Wendungen; denn Schlacht ist Schlacht. Und was geht mich der Sieg der Deutschen (über Varus) an, daß ich das Frohlocken mit anhören soll, eh! das kann ich selbst. Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. Aber Lärm und Geschrei statt dem Pathos, das thut's nicht.'

So schreibt er der Tochter seines Oeser, dessen Lehren in der Einsamkeit und Stille, zu der ihn die Krankheit verurtheilte, erst jetzt recht aufzugehen anfiengen. Er philosophierte über Schönheit, die ihm nicht Licht, nicht Nacht, die eine Dämmerung, eine Geburt der Wahrheit und Unwahrheit, ein Mittelding ist, in deren Reiche ein Scheideweg liegt, so zweideutig, so schielend, daß ein Herkules unter den Philosophen sich vergreifen könnte. In seiner Abgeschiedenheit, mit ein zwei Büchern kam er in der Erkenntniß der Wahrheit oft so weit und weiter, wie andere mit ihrer Bibliothekarwissenschaft. Ein großer Gelehrter schien ihm selten ein großer Philosoph und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert habe, verachte das leichte einfältige Buch der Natur, und es sei doch nichts wahr als was einfältig sei; freilich eine schlechte Empfehlung für die wahre Weisheit. Wer den einfältigen Weg gehe, der gehe ihn und schweige still; Demuth und Bedächtlichkeit seien die nothwendigsten Eigenschaften unsrer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt werde. Oeser habe seine Seele zuerst zu dieser Form bereitet, die Zeit

werde seinen Fleiß segnen, um auszuführen, was angefangen.

Unter den einsamen stillen Beschäftigungen vergieng der Winter, aber Dauer der Gesundheit war nicht mit dem Frühlinge gekommen. In die Abgeschiedenheit drangen neue Elemente. Dr. Metz, ein Freund der Klettenberg und wie sie ein Freund des herrenhutischen-mystischen Wesens, suchte den Kranken dieses Weges zu führen. Die fromme Freundin, zugleich eine Vertraute der Mutter, that das Ihrige, um die religiöse Saite Goethes anklingen zu lassen, ihn zu Gott zu wenden und zwar auf ihre Art. Sie brachte ihm zunächst wohl die erbaulichen Schriften der stillen Gemeinde, deren Lectüre ihn mit dem separatistischen Standpunkte bekannter machte und dann tiefer in die ketzerische Literatur und in die Kenntniß mystisch-kabbalistischer Werke hineinführte, womit dann nach Goethes Bericht ein alchemistisches Studieren und Arbeiten sich verband, das zwar nicht den Stein der Weisen selbst, aber doch den Kieselsaft (succum silicis, Wasserglas?) des leidenden Doctors herstellen sollte.

Falls in diese Schilderungen nicht spätere Erfahrungen verflochten sind, so war es dem ungeduldig auf die Herstellung und weitere Ausbildung des Sohnes harrenden Vater nicht zu verargen, wenn er seine Unzufriedenheit über Zeitvergeudung zu erkennen gab und die völlige Genesung mehr wie eine Sache des freien Willens, als der Zeit und der Kunst des Arztes ansah. Fand sich doch endlich auch, als nach Versuchen zu radieren sich ein Recidiv einstellte, daß das Uebel durch die Ausdünstung der ätzenden Säuren und der chemischen Dünste wenn nicht verursacht, doch sehr gesteigert war.

Der Vater konnte damals so wenig als Goethe selbst wissen, daß die Beschäftigung mit all diesen durchaus unjuristischen Dingen zum belebenden Colorit einer Lebens-

dichtung des Sohnes, zu den Localfarben des Faust, mitwirken werde. Er nahm den Sohn von seinem, nicht unberechtigten, Standpunkte und wünschte, daß er sich auf der eingeschlagenen Lebensbahn folgerecht weiterbewege, zu einem tüchtigen Geschäftsmann ausbilde und der Familie Ehre mache. Seinen künstlerischen Neigungen legte er keine Hindernisse in den Weg, wendete ihnen vielmehr Beifall zu und war bemüht, dieselben auf den vermeinten richtigen Weg zu leiten. Nur die Hauptsache sollte darüber nicht vergessen werden.

Daß sich über diesen Punkt eigentliche Meinungsdifferenzen zwischen Vater und Sohn erhoben hätten, berichtet auch das letztere nicht, wohl aber, daß beide über den richtigen Weg, auf dem das künstlerische Talent sich zu bewegen habe, nicht gleichgesinnt waren, obgleich auch dies nur in beschränkter Weise der Fall gewesen sein kann, da der geschmackvolle Alte ungefähr auf demselben Standpunkt sich befand wie der Sohn und nur die übrigens anerkannten Prinzipien da abwies, wo sie zur Umgestaltung vorhandener Dinge praktisch gemacht werden sollten, wie bei den verschnörkelten Rahmen der Gemälde oder einer raumsparenden Treppenanlage des fertigen Hauses.

Von beiden Theilen mag in Fällen der Art nicht mit der sonstigen Ruhe verhandelt worden sein, und es mag sich in die sonst befriedigende Unterhaltung alte, aus andern Veranlassungen gesammelte Bitterkeit gemischt haben. Bekennt doch Goethe selbst, so lange er im Druck gelebt, so lange niemand für das, was in ihm auf und abstieg, einiges Gefühl gehabt, vielmehr die Menschen erst ihn nicht geachtet, dann wegen einiger widerrennender Sonderbarkeiten scheel angesehen, daß er in dieser Zeit seiner Jugend mit aller Lauterkeit seines Herzens eine Menge falscher, schiefer Prätensionen gehabt habe und elend, genagt, gedrückt, verstümmelt gewesen sei.

Zur Verbesserung der Stimmung konnte der rege Verkehr mit der Schwester nicht wohlthätig wirken. Cornelia war während der Abwesenheit des Bruders noch schroffer und härter geworden, als sie gewesen. Der Vater hatte für ihre Ausbildung mit allem Eifer gesorgt. Sie hatte die neueren Sprachen bis zu einer gewissen Fertigkeit erlernt, spielte sehr fertig Clavier und sang nicht unangenehm. Auch in geselliger Beziehung kann sie nicht so abgeschieden gewesen sein, wie es ihr vorgekommen sein mag. Sie hatte Freundinnen, mit denen sie bald innig vertraut, bald kalt und gespannt war; selbst stille, aber heftige Neigungen zu jungen Männern hatte sie fassen und im Umgange nähren können; freilich unglückliche. Ihre heimlichen Tagebücher geben darüber Aufschluß. Dennoch betrachtete sie sich als ein unschuldiges Opfer einer ungerechtfertigten Strenge des Vaters, dem sie nicht verzeihen konnte, daß er ihr die Zeit her so manche unschuldige Freude verhindert oder vergällt habe, und von dessen guten und trefflichen Eigenschaften, die der Sohn willig anerkannte, sie auch ganz und gar nichts wissen wollte.

Sie that alles, was er befahl und anordnete, aber auf unliebliche Weise; sie that es in hergebrachter Ordnung, aber auch nichts drüber und drunter. Aus Liebe und Gefälligkeit bequemte sie sich zu nichts. Selbst zu der Mutter hatte sie sich nicht in das gebührende Verhältniß zu setzen vermocht. Da sie aber so liebebedürftig war, wie irgend ein menschliches Wesen, so wendete sie nun ihre Neigung ganz auf den Bruder, dem das wohlgefiel, der aber, seines eignen Gemüthszustandes wegen und aus Schonung gegen die liebende Schwester, versäumte, das kleine eigensinnige Köpfchen in bessere Verfassung zu bringen. Wenn auch etwas in der Erziehung dieses 'indefinibeln Wesens' verfehlt sein mag, der Schlüssel zum Räthsel muß in einer krankhaften Naturanlage gesucht werden, die einen

frühen Tod nach langen Leiden herbeiführte, damals aber nicht geachtet wurde und wohl auch nicht zu heben war.

Einstweilen besprach Goethe mit der Schwester seine Arbeiten, für die er dann in ihrer Bewunderung einigen Ersatz für den anderswo versagten Beifall fand. Seine Lieder' mit Melodien, Knospen und Blüten, die der Frühling 1769 trieb', wie es in einem Briefe an Frau v. Stein heißt, hatte er theilweis schon im November 1768 an Friederike Oeser mitgetheilt und aus der begleitenden poetischen Epistel erhellt, daß sie in den Frühling 1768 gehören. Vermehrt mit einigen später entstandenen erschienen dieselben, ohne Goethes Namen als 'Neue Lieder in Melodien gesetzt von B. Th. Breitkopf, Leipzig 1770' schon im October 1769. Friederike fand wenig Gefallen daran; Goethe bat sie, dieselben ins Feuer zu werfen; er sei einer von den geduldigen Poeten; gefällt euch das Gedicht nicht, so machen wir ein anders.' Beifälliger hatte sich Dr. Hermann in Leipzig geäußert, dem Goethe zu Anfang des Jahres 1770 mittheilen konnte, daß er gegen Ende März seinen Flug weiter nehmen wolle, zuerst nach Straßburg, wo er ‚gerne möchte seine juristischen Verdienste gekrönt haben.' Von da marschiere er, wenn nichts dazwischen komme, nach Paris, und von da — das wisse Gott.

In Straßburg.

Zu der angegebenen Zeit trat er die Reise nach Straßburg an, wo er am 4. April 1770 eintraf und bis in den August des folgenden Jahres blieb. Der Zweck war die Vollendung seines juristischen Studiums und die Promotion. Da aber die Jurisprudenz in seinem späteren

Leben ohne bedeutende Wichtigkeit geblieben, genügt es, hier nur zu bemerken, daß er das Studium, das die Hauptsache sein sollte, wieder nur als Nebensache betrieb und am 6. August 1771 über gewisse Rechtssätze disputierte und den Titel eines Licentiaten der Rechte erwarb, den er in Frankfurt mit dem üblicheren Doctortitel vertauschte, ohne, wie es wenigstens scheint, denselben von irgend einer juristischen Facultät erworben zu haben.

Für Goethes übrige Ausbildung war sein Straßburger Aufenthalt von größerem Werthe; er traf mit mehren in der Literatur bedeutend gewordenen Männern zusammen und schloß zum erstenmale sein Herz, das bisher nur gespielt hatte, in wahrer reiner Neigung auf. Doch auch in diesen beiden Beziehungen bedarf es keiner ausführlichen Darstellung, da die betreffenden Abschnitte in Dichtung und Wahrheit, wenn auch sehr im Charakter der ersteren, nur wenig unabhängig davon zu Ermittelndes übrig gelassen haben und jedenfalls als bekannt vorauszusetzen sind.

Das Erste, was Goethe nach seiner Ankunft in Straßburg, wo er im Wirthshause zum Geist abgestiegen war, unternahm, war die Besteigung der Plattform des Münsters, um das schöne Land, das er einige Zeit bewohnen sollte, vor sich ausgebreitet zu sehen. Die ansehnliche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, der auffallende Reichthum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnete, lag mehr im Geiste als in der Wirklichkeit erfreuend zu seinen Füßen. Die frühe Jahreszeit hielt noch alles zurück. Aber der fröhliche Wechsel zwischen fruchtbaren Niederungen, Wald, Ebne und Gebirge, der Blick nach dem Strome, die überall verstreuten Dörfer und Meierhöfe ließen ihn sein Schicksal segnen, das ihm für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte.

Er bezog ein kleines, aber wohlgelegenes und an=
muthiges Quartier an der Sommerseite des Fischmarktes,
einer schönen langen Straße, wo immerwährende Bewe=
gung jedem unbeschäftigten Augenblicke zu Hülfe kam.

Durch die mitgebrachten Empfehlungsschreiben kam er
unter andern mit der Familie eines Kaufmanns in Ver=
bindung, der jenen frommen, Goethe von Frankfurt her
aus dem Kreise der Klettenberg genugsam bekannten Ge=
sinnungen zugethan war, ohne sich äußerlich von der Kirche
abzusondern. Bald nach seiner Ankunft, am Charfreitage,
hatte Goethe seinem theologischen Stubennachbar Limprecht
bei der Uebersendung eines kleinen Geschenks geschrieben:
wie er gewesen, so sei er noch, nur daß er mit unserm
Herrn Gott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohn
Jesu Christo, woraus dann folge, daß er auch etwas
klüger sei und erfahren habe, was das heiße: die Furcht
des Herrn ist der Weisheit Anfang. Freilich werde das
Hosianna erst dem, der da komme, gesungen; aber
auch das sei Freude und Glück: der König müsse erst ein=
ziehen, ehe er den Thron besteige. Und bald darauf be=
merkt er: Ich bin anders, viel anders, dafür danke ich
meinem Heilande; daß ich nicht bin, was ich sein sollte,
dafür danke ich auch.' Luther sagt: 'Ich fürchte mich
mehr für meinen guten Werken, als für meinen Sünden.'
Und wenn man jung ist, ist man nichts ganz.'

Noch überraschender lautet ein Brief vom 26. August,
sicher an die Klettenberg selbst gerichtet: Ich bin heute
mit der christlichen Gemeine hingegangen, mich an des
Herrn Leiden und Tod zu erinnern.' Doch fügt er hinzu:
'Mein Umgang mit den frommen Leuten hier ist nicht gar
stark. Ich hatte mich im Anfange sehr an sie gewendet;
aber es ist, als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so
von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine
Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von

mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfin=
dung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und
nun meinen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts
wissen.'

Eine andre Bekanntschaft, bemerkt er weiter, grad das
Widerspiel von jener, habe ihm bisher nicht wenig genutzt,
die Bekanntschaft des Actuarius Salzmann, eines Ideals
für Mosheim oder Jerusalem, eines Mannes, der durch
viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen sei und mit
der Kälte des Bluts, womit er von jeher die Welt be=
trachtet, gefunden zu haben glaube, daß wir auf diese
Welt gesetzt worden, besonders um ihr nützlich zu sein;
daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch
die Religion etwas helfe; und daß der brauchbarste der
beste sei, und alles was daraus folge.

Joh. Daniel Salzmann, der damals im 49. Lebens=
jahre stand, war Actuar beim Pupillencollegium und mit
den meisten Familien der Stadt in freundlicher Verbin=
dung. Unverheirathet hatte er seit Jahren seinen Mittags=
tisch bei den Jungfern Lauth genommen, wo sich eine
lebhafte Gesellschaft älterer und jüngerer Leute versammelte,
und ihn, seiner langjährigen Kundschaft und seines Ver=
standes, seiner Nachgiebigkeit und Würde wegen, willig
als Tischpräsidenten anerkannte, ihn lieb hatte und ihm
folgte, so daß er nur selten Veranlassung hatte, sein ernst=
liches Mißfallen zu bezeigen oder mit Autorität zwischen
kleine Händel und Streitigkeiten einzutreten.

Zu dieser Tischgesellschaft, der sich Goethe anschloß,
gehörten damals und so lange er in Straßburg weilte,
außer den beiden Studiosen der Rechte, Weyland und
Engelbach aus Buchsweiler, und einigen ältern Leuten,
darunter ein Ludwigsritter, meistens Mediciner, die durch
ihre Gespräche in Goethe, der mit Hülfe eines Repetenten
sein juristisches Studium bald absolvirt hatte, die alte

Neigung wieder weckten, durch ihre Wissenschaft sich der Natur auch von dieser Seite zu nähern. Schon im Wintersemester hörte er bei Lobstein Anatomie und bei Spielmann Chemie, besuchte auch, wie er sagt, um seinen Widerwillen gegen ekelhafte Anblicke zu überwinden, das Klinikum des älteren und die Geburtshülfe des jüngeren Ehrmann.

Unter seinen Tischgenossen hebt er nur einen Mediciner hervor, John Meyer, eine heitere sinnliche glücklich begabte Natur, geb. 27. Dec. 1749 zu Lindau, dessen Vater der Chef eines Bankierhauses in Wien war. Er verband mit seinen Fachstudien die Lectüre der Alten, denen er während seines ganzen Lebens treu blieb. Etwas keck, vorlaut und rücksichtslos gerieth er zuweilen mit Goethe, der ihn zurechtwies, in Conflicte, die bei seiner sonstigen großen Gutmüthigkeit immer heiter abliefen. Als er ausstudiert hatte, gieng er nach Wien zurück, wurde Assistent des Arztes Joseph Baron v. Quarin, kam dann nach London, wo er von 1784 an dauernd lebte und als allgemein geachteter Arzt viel beschäftigt war. Nach vierzigjähriger Praxis zog er sich auf sein Landhaus in Brighton zurück, wo er am 30. Juli 1825 starb.

Meyer ist der Waldberg in Jung-Stillings bekannter Schilderung der Tischgesellschaft, der sich über den Aufzug des jungen Ankömmlings lustig machte und dann mit den kräftigen Worten von Goethe abgefertigt wurde: 'Probier' erst einen Menschen, ob er des Spotts werth sei! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffnen Mann, der keinen beleidigt hat, zum Besten zu haben.' Von dieser Zeit nahm sich Goethe Jungs an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten, ihm Liebe zu erzeigen. Schade, ruft der dankbare Jung aus, daß so wenige diesen fürtrefflichen Menschen seinem Herzen nach

kennen.' Er schildert ihn, wie er mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn, schönem Wuchs muthig ins Zimmer tritt, so daß er ihn für einen wilden Kameraden angesehen, wie er 'seine Augen zuweilen herüberwälzt' nach dem unscheinbaren Neuling und wie freudig dieser vom ritterlichen Betragen des ausgezeichneten Menschen überrascht wurde. Goethe gab ihm in Ansehung der schönen Wissenschaften einen andern Schwung, machte ihn mit Ossian, Shakespeare, Fielding und Sterne bekannt und führte ihn in die gleich zu erwähnende literarische Gesellschaft ein.

Bei allem Wohlwollen und bei aller thätigen Theilnahme konnte doch Goethe an Jung, der sich mühsam vom Kohlenbrenner zum Schneider und nun zum Studenten der Medicin durchgeholfen hatte, nicht finden, was dieser in ihm fand. Das feste Vertrauen Jungs auf die augenblickliche unmittelbar durch das Gebet erwirkte Hülfe Gottes, selbst in ökonomischen Bedrängnissen, veranlaßte Goethe zu dem Ausruf: 'Der wunderliche Mensch glaubt eben, er brauche nur zu würfeln und unser Herrgott müsse ihm die Steine setzen.'

Viel näher stand ihm ein andrer Tischgenoß, Franz Lerse, den Jung als einen der vortrefflichsten Menschen, als Goethes Liebling' schildert. 'Das verdiente er zu sein, denn er war nicht nur ein edles Genie und ein guter Theologe, sondern er hatte auch die seltne Gabe, mit trocknen Mienen die treffendste Satire in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen; seine Laune war überaus edel.' Goethe hat ihm in Dichtung und Wahrheit und im Götz ein schönes Denkmal gesetzt. Lerse war sein Opponent bei der juristischen Disputation und verließ bald nach ihm Straßburg, um nach Versailles zu gehen; 1774 trat er als Inspector an die in Kolmar unter Pfeffels Leitung blühende Militärschule und besuchte den alten Freund zu Ende des Jahrhunderts in Weimar, wo Böttiger allerlei

Straßburger Studentengeschichten aus seinem Munde begierig aufhaschte. Lerse starb als Leiningischer Hofrath.

Der wichtigste und für Goethe bedeutendste Zuwachs, den die Gesellschaft in Straßburg erhielt, geschah mit Herders Ankunft. Dieser hatte einen Prinzen von Eutin auf Reisen begleitet und lebte den Winter in Straßburg, wo er sich durch Lobstein von einem Augenübel heilen ließ. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit machte Eindruck auf Goethe, der übrigens schon vor der persönlichen Bekanntschaft nicht blind für ihn eingenommen war, durch diese aber ebenso sehr gedrückt, als gefördert wurde. Das große Selbstbewußtsein, das Herder erfüllte, gab ihm gegen Andre, und gegen die Strebenden besonders, einen Ausdruck von spöttischer Schroffheit, eine Sucht zu necken und zu reizen, womit er nicht wohlthätig und erschließend wirken konnte.

Auf Herder selbst hatte Hamanns orakelmäßige Manier nicht den besten Einfluß geübt. Ihm schwebten große, zum Theil vom Meister entlehnte Ideen vor und ihm fehlte die Gabe der reinen und klaren Entfaltung. So gieng er großentheils um die Sachen selbst, sie als unaussprechlich und doch als selbstverständlich voraussetzend, herum und gefiel sich in einer andeutenden rhapsodischen Form, die zugleich enthüllte und verschleierte. Damals lebte er in Hamanns Gedanken, daß die Poesie nicht das Eigenthum einiger Wenigen, sondern eine ursprüngliche allgemeine Gabe der Natur sei, und entwickelte daraus in seiner Art die Idee der Volkspoesie, die er durch alle Länder und Zeiten verfolgte und für die Wiedergeburt der deutschen Poesie zu einem der kräftigsten Gährungsmittel machte. Er führte auf den Begriff des Nationalen und damit des Charakteristischen zurück, wodurch die Allgemeingültigkeit der Regeln, mit denen man sich so viel zu thun gemacht, entkräftet wurde. Ein neues höheres Gesetz, das der freien Entfaltung der Natur, trat an die Stelle.

Sehr zur rechten Zeit kamen dabei zwei neue Erscheinungen, gleichsam neue Entdeckungen zu Statten: der überschwänglich lyrische, durchweg für ächt gehaltene Ossian, den man unbedenklich neben Homer einordnete, und der scheinbar von allen Gesetzen befreite Shakespeare. Nur verstand Herder unter der freien Entfaltung der Natur etwas ganz anderes, als die von seinem Evangelium berauschte Jugend; es sollte die Durchbildung der Natur zur Freiheit, nicht das zügellose Walten derselben das Kunstwerk schaffen, sowohl bei den Individuen, wie bei den Völkern, die als Individuen aufgefaßt gleich jenen ihre Epochen der Jugend, des reifen Alters und des Absterbens zu durchlaufen hatten.

Wie befruchtend diese Ideen für Goethe sein mußten und wie wenig ihn, dem es überall immer auf die Sache selbst ankam, das spöttische Wesen Herders abhalten konnte, dieselben mit ihm näher zu besprechen und sie selbstständig zu verfolgen, ersieht man leicht, wenn man sich erinnert, daß er sein ganzes Leben hindurch von einem einmal erfaßten Gegenstande nicht abließ, bis er ihn auf seine Art zu seinem Eigenthum gemacht hatte. Er sammelte für Herder auf seinen Wanderungen durch das Elsaß deutsche Volkslieder und versuchte sich auch wohl selbst in dieser Tonart (Heidenröslein), fand aber bald, daß eine Nachahmung weder dem Gegenstande, noch ihm zuträglich sei, und sang dann in seiner Tonart seine Empfindungen, die wie das bessere Volkslied unmittelbar aus den Dingen herausquollen. So entstand seine erste Lyrik, die den poetischen Anlaß nicht mehr, wie es in den Leipziger Liedern geschehen war, durch Reflexion und Ironie zu schmücken, vielmehr so einfach als möglich und doch so frisch, lebendig, vollständig und eindringlich zu geben vermochte, wie es bis dahin kein zeitgleicher Dichter vermocht hatte.

Herders Anregungen wurden aber auch noch nach

andern Seiten hin wirksam. Salzmann hatte schon zu Anfang der sechziger Jahre eine 'Gelehrte Uebungsgesellschaft' in Straßburg gestiftet, die unter wechselnden Namen als eine freie Vereinigung zu literarischer Anregung über Goethes akademische Zeit hinaus fortbestand. An ihr nahmen damals, außer den studierenden Jünglingen der Tischgesellschaft, auch andre junge Männer, von des Vorsitzers liebenswürdigem Charakter angezogen, wie August Stöber sagt, Antheil. Hier wurden nicht nur durch gemeinschaftliche Geldbeiträge die neuen Erscheinungen in verschiedenen Gebieten der Literatur angeschafft und von den Mitgliedern gelesen und besprochen, sondern auch eigene Arbeiten geliefert und beurtheilt. Herder gehörte dieser Gesellschaft als Gast an und stellt, nach Goethes Zeugniß, in seinem Aufsatz über Shakespeare in dem Hefte von deutscher Art und Kunst dasjenige vor Augen, was in diesem lebendigen Kreise gedacht, gesprochen und verhandelt wurde.

Es ist noch ein anderes Zeugniß jenes Geistes übrig geblieben, eine Rede Goethes zum Shakespeare-Tage des nächsten Jahres (14. Oct. 1771), in der er sich gegen die französischen Tragiker nicht minder bilderstürmerisch erweist, als Lenz in den Anmerkungen über das Theater. Als er durch die Bekanntschaft mit Shakespeare inne geworden, 'wie viel Unrecht ihm die Herren der Regel in ihrem Loch angethan hatten, wie viele freie Seelen noch darin sich krümmten, so wäre ihm sein Herz geborsten, wenn er ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte, ihre Thürme zusammenzuschlagen.' Alle französischen Trauerspiele waren ihm 'Parodien von sich selbst. Wie das so regelmäßig zugeht, daß sie einander ähnlich sind wie Schuhe und auch langweilig mitunter, besonders im vierten Act.' Aber neben diesem polemischen Theile wußte er auch den apologetischen zu berücksichtigen. Wir

werden das sofort bei seinem ersten veröffentlichten Schauspiele näher kennen lernen.

Jener vorhin genannte Theilnehmer der Salzmannschen Uebungsgesellschaft, J. M. Reinhold Lenz, kam erst im Sommer 1771 nach Straßburg und trat mit Goethe, der nur wenige Monate älter war, in ein sehr enges Freundschaftsverhältniß. 'Goethe, Lenz, Lerse und Jung, sagt dieser, machten jetzt so einen Zirkel aus, in dem es jedem wohl ward, der nur empfinden kann, was schön und gut ist.' In seiner Schilderung Lenzens hat Goethe die späteren Eindrücke nicht von den älteren gesondert. Weit entfernt, daß Lenz ihm damals oder in der Folge zu schaden beabsichtigt hätte, war er der reinsten, neidlosesten Verehrung voll und irrte sich nur darin, daß er sich neben Goethe auf derselben Stufe dachte, ein Irrthum, den viele der Zeitgenossen theilten, indem sie Lenzische Arbeiten für Goethesche ansahen. Keiner von beiden ahmte den andern nach, beide schufen aus dem gährenden Drange der Zeit ihre Werke, aber beide nach der Eigenart ihrer Natur.

Danach war es begreiflich, daß Goethe selbst in seinen, nach der socialen Seite hin am meisten rüttelnden Produktionen immer noch ruhiger, gelassener und klarer erscheinen mußte, als der stürmische, bis zur abgeschmackten Tollheit die Dinge auf den Kopf stellende Lenz, z. B. in seinen die communistische Militärehe predigenden Soldaten oder seinem Fratzenbilde: 'die Freunde machen den Philosophen,' an dessen Schluß das Abkommen getroffen wird, daß der Eine dem Namen, der Andre der That nach der Ehemann sein soll. Jämmerliche Zerrbilder dieser Art, denen sich Goethes Stella nur entfernt nähert, stellten den armen Lenz schon auf der Höhe seines Wirkens an dem abschüssigen Rande des Wahnsinns dar, mehr wie ein verrücktes Kind, weniger wie den boshaften Affen,

als welcher er den vertrauteren Zeitgenossen später erscheinen mußte.

Was Goethes Straßburger Zeit vor allem andern mit dem schönsten Hauche der Poesie belebt hat, ist ein inniges Herzensverhältniß, das wie die lieblichste Idylle in Dichtung und Wahrheit rührt und ergreift. Im ersten Straßburger Herbst hatte er einige Tage auf dem Lande, in Sesenheim, sechs Stunden von der Stadt, bei gar angenehmen Leuten, der Familie des Pfarrers Brion, zugebracht, wo er durch einen seiner Elsäßer Freunde, den Studenten Weyland aus Buchsweiler, eingeführt war. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundliche Himmel weckten in seinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles was er liebte.

Aber nicht nur rückwärts und in die Ferne blickte er; er fand in der Gegenwart und der lebendigen Nähe das lieblichste unschuldige Glück. Die jüngere Tochter, Friederike Brion, damals im sechzehnten Jahre, ließ ihn bei den niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten, womit sie sich die Zeit verkürzten, in ihrem offnen freundlichen Auge ein herzliches Wohlgefallen lesen, das bald zur beglückenden Neigung wurde. Goethe gieng und kam oft wieder. Das reine Glück der Liebenden entfaltete sich immer schöner, inniger, seelenvoller. Den klarsten Einblick in dies Verhältniß gewähren die Lieder, die aus dieser Zeit übrig geblieben sind. Des Dichters Seele strömt darin zum erstenmale frei aus, vor allen übrigen in 'Willkommen und Abschied' (Wie schlug mein Herz).

Neben diesen Liedern, den wahrsten Zeugen seines Glücks, sind einige Briefe an Freundinnen, wie Friederike Oeser (denn an sie ist der Brief den Schöll mittheilte, nicht an Katharine Fabricius), und an Salzmann Widerhalle 'jener schönen Tage,' in die jedoch schon dunkle Schatten fielen.

Nachdem Goethe z. B. am 14. Mai 1771, Dienstag vor Pfingsten, seinen Freund Jung zu Schiffe begleitet, machte er sich nach Sesenheim auf, fand aber die Geliebte, die sich in Saarbrücken aufhielt, dort nicht vor. Sie kam vor dem Feste zurück, aber traurig krank, was dem Ganzen ein schiefes Ansehen gab, 'nicht gerechnet conscia mens und leider nicht recti,' die mit ihm herum gieng. Das hielt ihn jedoch nicht ab, die Festtage lustig zu verbringen: 'Getanzt hab ich und die Aelteste (Marie Salome, bei Goethe Olivie) Pfingstmontags (20. Mai) von zwei Uhr nach Tisch bis zwölf Uhr in der Nacht, an einem fort, außer einigen Intermezzos von Essen und Trinken. Der Herr Amt-Schulz von Reschwoog (einem großen Dorfe an der Rheinstraße zwischen Sesenheim und Beinheim) hatte seinen Saal hergegeben, wir hatten brave Schnurranten erwischt, da giengs wie Wetter. Ich vergaß des Fiebers und seit der Zeit ists auch besser. Sie (Salzmann) hättens wenigstens sehen sollen. Das ganze mich in das Tanzen versunken. Und doch wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser als alles. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind.'

Er sah zu deutlich ein, daß er nach Schatten greife. Er liebte das anmuthige Kind voll und ganz. Freilich das Gedicht, das er mit einem selbstgemalten Bande begleitete, und in dem es heißt:

> Fühle was dies Herz empfindet,
> Reiche frei mir deine Hand,
> Und das Band, das uns verbindet,
> Sei kein schwaches Rosenband.

dieses Gedicht gehört erst dem Jahre 1772. Auf einen Antrag, auf eine Verbindung mit Friederike dachte Goethe nicht, mochte er nicht denken. Das entscheidende Wort

blieb ungesprochen. Goethe verließ die Freundin, die im Nov. 1813 unverheirathet starb und seitdem vielfach verleumdet ist. Er gieng einer glänzenden Laufbahn entgegen, aber seine Seele wurde unruhig, wenn er an dies Eckchen der Welt dachte.

Den Rückweg aus dem Elsaß nahm Goethe über Mannheim, das er diesmal nicht berühren mochte, ohne die Antiken zu besehen. Die in einem allerdings großen, von oben wohlbeleuchteten, aber für die Menge der Kunstwerke doch zu beschränkten Saale sich befindende Sammlung machte einen fast betäubenden Eindruck. Doch will Goethe über die seit Lessing vielbesprochne Laokoonsgruppe schon damals zu der Erklärung gelangt sein, die er erst fast dreißig Jahr später in den Propyläen bekannt machte. Von da an wandte er der Antike mehr Aufmerksamkeit zu und kaufte von italienischen Gipsgießern in Frankfurt mancherlei Abgüsse, wie einen guten Laokoonskopf, die Töchter der Niobe, ein Köpfchen, das später als Sappho gedeutet wurde, und noch sonst einiges. Die edlen Gestalten, mit denen er sein Frankfurter Zimmer auszierte, waren ihm eine Art von heimlichem Gegengift, wenn das Schwache, Falsche, Manierierte Gewalt über ihn zu gewinnen dachte. Eigentlich empfand er immer innerliche Schmerzen eines unbefriedigten, sich aufs Unbekannte beziehenden, oft gedämpften und immer wieder auflebenden Verlangens, das er erst in Italien zu stillen hoffen durfte.

Götz von Berlichingen.

In der Vaterstadt fand Goethe es abermals, wie nach der Heimkehr aus Leipzig, eng und unbehaglich. Dem Wunsche des Vaters gemäß trat er als Advocat ein und

wurde am 31. August 1771 beeidigt. Seine Praxis, die ihm niemals viel Sorge gemacht haben kann, ließ sich recht wohl in Nebenstunden versehen. Das Hauptsächlichste that der Vater mit Hülfe einer Art von Schreiber. Der Sohn dagegen warf sich mit um so größerer Entschiedenheit auf seinen eigentlichen Lebensberuf, die Dichtung. Zunächst dramatisierte er die Geschichte Gottfrieds von Berlichingen, woraus denn nach mannigfachen Aenderungen der Götz hervorgieng.

Als Goethe während seiner Studienzeit in Straßburg Shakespeare kennen gelernt, war es ihm gewesen, wie einem Blindgebornen, dem eine Wunderhand in Einem Augenblick das Gesicht schenkt. Er erkannte und fühlte auf das Lebhafteste, wie er in der bereits erwähnten Frankfurter Shakespeare-Rede bekennt, seine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert. Alles war ihm neu, unbekannt und das ungewohnte Licht that ihm wehe. Nach und nach lernte er sehen und, Dank seinem erkenntlichen Genius, er fühlte lebhaft was er gewonnen hatte. Er zweifelte keinen Augenblick, dem sogenannten regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien ihm die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln der Einbildungskraft. Shakespeares Theater erschien ihm wie ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt; seine Plane waren, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehten sich alle um den geheimen Punkt, den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt, in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendierte Freiheit unseres Wollens mit dem nothwendigen Gange des Ganzen zusammmenstößt.

Wenn gleich die Nachrichten, daß Goethe schon in Straßburg sich mit der Dramatisierung der Geschichte

Gottfrieds von Berlichingen ausarbeitend beschäftigt oder gar diese Arbeit noch in Straßburg vollendet habe, bei genauer Untersuchung als irrig erweisen, so liegen doch die Keime jener Ideen in der Straßburger Zeit, während der Bekanntschaft durch Herder mit Shakespeare, und der eigentliche Kern des Götz ist die Idee des Conflictes beanspruchter Willensfreiheit mit dem nothwendigen Gange des Ganzen der Geschichte.

Diese Idee, die dem Götz überall und gleichmäßig mit so großer Deutlichkeit eingewebt ist, bezeichnet den Charakter des Schauspiels viel entschiedener, als der späte Rückblick in Dichtung und Wahrheit, daß Goethe sich im Berlichingen von der bei ihm etwa auch eingedrungenen Sucht, die alles Obere, ob monarchisch oder aristokratisch, aufzuheben bemüht gewesen, habe befreien wollen und daß er deshalb geschildert habe, wie in wüsten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließe, aber in Verzweiflung sei, wenn er dem anerkannten verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erscheine.

Doch schließt diese Erklärung jene andre Auffassung nicht aus, nur daß sie mit einem gewissen begütigenden Wohlwollen des reiferen Alters die große Idee mehr in das Enge und Kleine zieht. Darin aber treffen beide zusammen; daß eine revolutionäre Tendenz weder in den Götz gelegt werden sollte, noch dem rückschauenden Blick des gereiften Mannes darin zu liegen schien. Und doch ist, den Werther ausgenommen, in Deutschland kaum ein revolutionäreres poetisches Erzeugniß erscheinen als Goethes Götz, nur daß er keine politische, sondern eine literarische Umwälzung bewirkte. Mit diesem Einen Stücke war der französische Geschmack siegreich überwunden.

Es war, wenn kein Muster, so doch ein Beispiel aufgestellt, daß sich auch ohne Beachtung der Regeln, die

bis dahin für unverbrüchlich gehalten und von Lessing erst wenige Jahre früher auf neue Fundamente gebracht waren, alles und mehr erreichen lasse, als die freieste und geistvollste Bewegung innerhalb dieser Regeln, sei es der Franzosen, sei es der Griechen, jemals erreicht war. Bedarf es der Bemerkung, daß nicht die bloße Wegsetzung über die Regeln, also die Negation, sondern die schöpferische Kraft dessen, der die Regeln bei Seite warf, diese Wirkung übte?

Goethe schuf nicht etwa aus einem überlieferten Stoffe etwas, dankte nicht etwa einem großen glänzenden Helden einen Theil seines Erfolges; im Gegentheil er schuf den Stoff erst durch seine Form und der Held des Stückes dankt dem Dichter allein den Ruhm seines Namens. Die von Verono Frank von Steigerwald 1731 herausgegebene Lebensbeschreibung Götzens v. Berlichingen, welche den Anlaß zum Schauspiel gab, ist so trocken, verworren und armselig, und durch den Herausgeber dieses 'formidabeln Cavaliers' zum Theil so lächerlich zugestutzt und verbrämt, daß die wenigen Worte, z. B. im Munde des Kaisers gegen die Nürnberger Kaufleute, die Goethe daraus entlehnte, in nichts verschwinden gegen das, was er daraus gemacht hat.

Er hat aus dieser untergeordneten Scharteke in seinem Geiste ein Bild des sechzehnten Jahrhunderts gestaltet, wie es ideell wahrer, farbenreicher, lebendiger nach ihm kein Historiker zu schaffen vermocht hat. Er streifte alles Zufällige und die großen Züge Verdunkelnde ab und ließ in der einfachen Aufeinanderfolge einer Reihe von Bildern, die alle zu dem Helden des Stückes in einen unmittelbaren Bezug gesetzt sind, jenen Conflict des prätendierten freien Willens mit dem nothwendigen Gange der Geschichte in Leib und Leben verkörpert und greifbar sich entwickeln,

Seinem Autor verdankt er weder seinen Götz, denn

der Götz des Buches ist ein Heckenreiter und Wegelagerer, noch dessen Hausfrau Elisabeth, oder den Georg, Lerse, Weislingen, weder die Maria noch die Adelheid, noch ihren Franz, denn von allen diesen Gestalten weiß Götzens Lebensbeschreibung nichts, und von dem Bauern Melzer oder Götzens einbeinigem Genossen Selbitz enthält sie kaum mehr als den Namen. Wie aber hat Goethe diese Namen lebendig zu machen vermocht! Mit wenigen festen kräftigen Strichen stehen sie wie leibhafte Menschen da. Er lieh das Leben, das wir in ihnen bewundern, vom Leben selbst, wenn sich auch nicht bei den übrigen wie bei Elisabeth und Lerse nachweisen läßt, wem er ein Denkmal gesetzt hat. Jene die tüchtige Hausfrau, 'die man kaum hört und sieht, die Krone des Stücks und aller Frauen,' wie Zelter sie nannte, trägt die Züge von Goethes wackrer tüchtiger Mutter, wie die schwarzen feurigen Augen des treuen Lerse dem Straßburger Freunde gehören (der in der ersten Bearbeitung als ein kleiner Mann mit wohlgeübtem Körper, in der späteren ein stattlicher Mann und in der Theaterbearbeitung ganz ohne Bezeichnung derartiger Eigenschaften eingeführt wird). Diesen treuen Genossen des freien, redlichen, kräftigen Götz gesellt sich der frische muthige Reiterbub Georg, die anmuthigste Gestalt des Stückes, in dem man liebt, was er verspricht, und um den man trauert, weil sein braver Reiterstod ihm nicht vergönnt, zu werden was er wünscht. Die sanfte liebende Maria, die den Knaben verweichlicht, gehört nicht recht in den Kreis dieser naiven Geschöpfe Gottes, und doch ist man wie Götz bewegt, als sie scheidet.

Auf der andern Seite der Bamberger Hof mit seinen vielfachen Gestalten, dem Bischof, der buhlerischen, ränkesüchtigen Adelheid, dem wankelmüthig-schwachen Weislingen und seinem sinnlich glühenden Buben Franz, bis zu dem

zungenfertigen Hofnarren Liebetraut, und darüber hinaus der Blick an den Kaiserhof, den der Dichter mit wenigen allerdings dem Buche entnommenen Worten lebendig vor das Auge stellt, wie er in die höhere Welt beginnender geistiger Bewegung durch die Einführung des Augustinermönchs gleich zu Anfange einen weiten Ausblick eröffnet.

Eine solche Fülle gestaltender Kraft mit so sparsamen Mitteln, fast lakonischen Worten, hatte Deutschland noch nicht gesehen. Alles schien, wie es dastand, so leicht und einfach hervorzubringen, daß es kein Wunder nehmen konnte, wenn Götz und Adelheid die Stammeltern eines unermeßlichen Geschlechts von guten und bösen Creaturen wurden, wie sie von nun an in den Ritterromanen und Ritterschauspielen aufschossen. Auch das war eine zeugende Kraft des Goetheschen Stückes, und auch diese entarteten Geschlechter trugen dazu bei in den abgestuften Bildungskreisen die deutsche Erde von fremden Mustern rein zu fegen und von der Ueberfeinerung zur Natur, wenn auch mit einem Durchgang durch das Rohe, zurückzulenken. Auch auf einem andern Wege suchte man dasselbe Ziel. Wie Götz jene Productionen im Gefolge hatte, rief er auch die auf andere Conflicte gerichteten Geburten der Stürmer und Dränger hervor, denen Goethe sich selbst mit einigen seiner nächsten Werke anschloß und mit andern anzuschließen beabsichtigte.

Götz liegt in drei Gestalten vor. Die erste wurde im Spätjahre 1771 zu Frankfurt begonnen und war bereits im Januar 1772 fertig. Goethe theilte die 'Skizze', die erst nach seinem Tode im Druck erschien, Herder mit, der die Arbeit sehr schön fand, nach seiner Gewohnheit aber, eher zu tadeln als zu loben, Goethe selbst nur die mangelhaften Seiten derselben bemerklich machte. Mit diesem ersten Entwurf kam Goethe bald darauf nach Wetzlar.

Wie das ungedruckte Werk schon damals wirkte, muß die Darstellung seines Lebens in Wetzlar berichten. Nach der Heimkehr begann Goethe im Januar 1773 die Ausarbeitung des Stückes zu der Gestalt, in der wir es, wenige Aenderungen abgerechnet, die mit Wielands und Herders Beirath erst im Juli 1786 vorgenommen wurden, seit dem Juli 1773 besitzen. Goethe ließ das Stück auf gemeinsame Kosten mit Merck drucken und mußte im März 1774 eine neue Auflage veranstalten. Die Aufnahme war, mehr im Publikum als bei der Kritik, eine überaus enthusiastische, und das Stück, das auch bald seinen Weg auf die Bühnen fand, wurde so sehr Ton angebend, daß die Damen bis in die allerhöchsten Stände hinauf ein Spinnrad hielten (ohne es zu berühren), weil Elisabeth gesponnen, während nach Karl Augusts witziger Anmerkung der derbe Abweis des Reichshauptmanns selbst bei den Straßenjungen populär wurde. [1]

Nach dem Götz studierte Goethe Leben und Tod eines andern Helden und dialogisierte es in seinem Gehirn, doch war es vorläufig nur dunkle Ahnung. Er wollte in Sokrates den philosophischen Heldengeist, den göttlichen Beruf zum Lehrer der Menschen darstellen, die Menge, die gafft, die Wenigen, die Ohren zu hören haben, das

[1] Im Jahr 1804 unternahm Goethe eine fast durchweg umgestaltende Bühnenbearbeitung, die zuerst in Weimar am 22. September 1804 aufgeführt wurde und volle sechs Stunden währte. Sie näherte sich dem Melodramatischen und trug viele Züge, die der satirische Beobachter in der Campagne in Frankreich und später gesammelt haben mochte. Die Länge des Stücks veranlaßte eine Theilung; am 29. September 1804 wurden die drei ersten, am 13. October die übrigen Acte dargestellt. Diese Bearbeitung erschien nach dem Tode Goethes, der noch mannigfach daran umgestaltete, doch den alten Götz, wie er selbst sehr wohl erkannte, aus den Gemüthern der Menschen nicht zu verdrängen vermochte; wie denn auch diese weimarische Theaterbearbeitung außerhalb Weimars wohl niemals auf die Bühne gebracht ist.

pharisäische Philisterthum der Ankläger; nicht die Ursache, nur die Verhältnisse der Gravitation und des endlichen Uebergewichts der Nichtswürdigkeit.

Wanderzeit.

Um diese Zeit hatte er die Bekanntschaft mit den Gebrüdern Schlosser erneuert, mit J. Georg, der sich aus dem Dienste des Herzogs Eugen von Württemberg losgemacht und in Frankfurt niedergelassen, und mit seinem Bruder Hieronymus, zu dem das Verhältniß jedoch weniger vertraut war. Durch beide wurde er mit dem Kriegszahlmeister Merck in Darmstadt bekannt, an dem Goethe einen einflußreichen Freund gewann.

So lange man Merck nur aus Goethes Schilderungen in Dichtung und Wahrheit kannte, kannte man ihn fast nur von übler Seite. Die wahre Bedeutung des Mannes, der freilich ohne seine Freundschaft mit Goethe vergessen sein würde, haben die aus seinem Nachlaß herausgegebenen Briefe und eine Auswahl seiner kleinen Schriften, die Ad. Stahr veranstaltete, reiner hervorgehoben.

Merck war ein Mensch von eminentem Verstande, vielseitiger Bildung, in allen praktischen Dingen dem jungen Freunde weit überlegen und innerhalb einer unklar gährenden Zeit durch reinen unbestochenen Blick ein zuverlässiger Führer, der Goethe mit der vollen Liebe, deren er fähig war, umfaßte. Entschieden wie er war, drang er darauf, daß der an Entwürfen reiche, aber in der Ausführung zögernde und schwankende Dichter abschließen und sich dann zu neuen Productionen wenden sollte. Sein unbestechliches Urtheil nannte, wenn Goethes Erinnerung nicht täuschte, das Gute gut, das Mittelmäßige, was

Andre allenfalls auch gekannt, mittelmäßig, Quark; aber nur dem Verfasser gegenüber, dem die Wahrheit allein nützen konnte, während die übrige Welt sich selbst ihr Urtheil bilden mochte.

Dies war das Mephistophelische, dessen Goethe gedenkt, das gesunde Anschauen und reine Erkennen der Leistungen und Bestrebungen, die nur objectiv gelten, nicht nach des Dichters Absichten und Zielen gemessen werden sollten. Diese Kälte des Urtheils hielt den Freund aber nicht ab, sich für die Veröffentlichung geringerer Productionen zu bemühen, wie er den ins Publikum gelangten durch treffliche, das Verständniß erschließende Kritiken förderlich wurde.

Merck vermittelte, so viel an ihm lag, ein friedliches Nebeneinandergehen der alten Schule des bloß verstandsmäßigen Schaffens und der neuen Richtung, die dem Seelischen ihren Ausdruck sichern wollte; eine Art von Waffenstillstand zwischen der Regel und der freien Entfaltung der Natur.

Zwischen Frankfurt und Darmstadt entspann sich nun seit dem Herbste 1771 ein lebhafter Verkehr. Goethe war oft bei dem neuen Freunde, in dessen Hause Karoline Flachsland, Herders Braut, ihn kennen lernte. 'Goethe, schreibt sie ihrem Verlobten, ist ein so gutherziger muntrer Mensch, ohne gelehrte Zierath, und hat sich mit Mercks Kindern so viel zu schaffen gemacht. Einen Nachmittag haben wir (im März 1772) auf einem hübschen Spaziergang und in unserm Hause (beim Geh. Rath Hesse, der Karolinens Schwester geheirathet) bei einer Schale Punsch zugebracht. Wir waren nicht empfindsam, aber sehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Clavier Menuetten', und darauf declamierte er eine Ballade von Herder, der ihn in der Erwiederung dieser Mittheilung nach seiner Manier einen 'wirklich guten Menschen' nennt,

'nur äußerst leicht und viel zu spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte und den ich gern sahe: auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können.'

Im April kam Goethe zu Fuß nach Darmstadt, um Merck zu besuchen. 'Wir waren alle Tage zusammen, berichtet Karoline, und sind in den Wald zusammen gegangen und wurden auch zusammen durch und durch beregnet. Wir liefen alle unter einen Baum und Goethe sang uns ein Liedchen aus dem Shakespeare 'Wohl unter grünen Baumes Dach', und wir alle sangen den letzten Vers mit: 'Nur eins, das heißt rauh Wetter'. Das zusammen ausgestandene Leiden hat uns recht vertraut gemacht. Er las uns einige der besten Scenen aus seinem Gottfried von Berlichingen vor. Wir sind darauf auf dem Wasser gefahren; es war aber rauh Wetter. Goethe steckt voller Lieder. Eins von einer Hütte, die in Ruinen alter Tempel gebaut, ist vortrefflich.' Es war eine ältere Gestalt des Gedichtes 'Der Wanderer'.

Merck erzählte ihm damals von Lila, einem Fräulein v. Ziegler, Hofdame in Homburg, die nach Ostern (19. April) ihren Besuch in Darmstadt angekündigt hatte. Goethe mochte das Verlangen fühlen, die empfindsame Schwärmerin kennen zu lernen, die sich ihr Grab in ihrem Garten gebaut hatte, ein Schäfchen, das mit ihr aß und trank, am rosenfarbnen Bande führte und 'auf eine elende, schändliche Weise wegen ihres Herzens am Hof, wo leider menschliche Empfindungen für Narrheiten ausgeschrieen werden, gepeinigt' wurde. Das arme Herzchen hatte kein Glück; jener Herr v. Reutern, den Goethe in Leipzig gekannt, hatte der Schwärmerin das Köpfchen verrückt und sich dann nicht weiter um sie bekümmert; sie klammerte

sich an jede gute Seele, die sie fand, und setzte einen Herrn v. Rathsamhausen, den Hofmeister des Darmstädtischen Erbprinzen, einen ehrlichen guten Mann mit recht viel Empfindung, in nicht geringe Verlegenheit, 'weil sie den Weg der Liebe gieng und er sie doch niemals heirathen konnte.' Dann 'nagte ein Deutschfranzos, ein Berliner, eine fade Creatur, ein Deutscher, der kein Deutsch sprach, Herr v. Boden genannt, an ihrem Herzen um Liebe; das gute Mädchen fühlte nichts, war ihm aber herzlich gut und beinahe, wären Merck und ihre Freunde nicht gewesen, hätte sie ihm ihr Herz gegeben, ohne daß sie selbst gewußt hätte wie.' Sie hieng ihr Herz nach dem Tode ihres Lämmchens 'an einen treuen Hund.'

Noch im April machten sich Merck und Goethe nach Homburg auf. Der Landgraf und die Landgräfin überhäuften sie mit Güte; sie fuhren in einem Hofwagen in den Wald, den der Landgraf zu einem zauberisch-schönen Park umgeschaffen, und machten die Bekanntschaft mit Lila, bei der sich ein Frl. v. Roussillon, Hofdame der verwittweten Herzogin von Zweibrücken, zum Besuche befand; ein armes krankes Geschöpf, das in dem Kreise den Namen Urania führte und nicht lange darauf von ihren Leiden erlöst wurde.

Auf diese beiden Mädchen beziehen sich Goethes Gedichte 'Elysium. An Uranien' und 'Pilgers Morgenlied. An Lila,' Empfindungsstücke, denen sich das ebenso realistische, die Wirklichkeit des individuellen Erlebnisses zur Wahrheit des allgemein menschlichen Gefühls erhebende Gedicht: 'Felsweihe. An Psyche' (Karoline Flachsland) anschließt. Goethe war gleich nach seiner Homburger Excursion wieder in Darmstadt, wo er sich einen großen prächtigen Felsen zueignete, auf den niemand, als er allein gelangen konnte. Dort meißelte er seinen Namen ein. Kurz vor ihm war zahlreiche andre Gesellschaft nach Darmstadt gekommen, die Frau von La Roche mit ihrer Tochter Maximiliane, Lila und Uranie, und ein Troß von weniger bedeutenden Personen.

Sophie v. La Roche, die berühmte Verfasserin des Romans 'Fräulein v. Sternheim', und ihre Tochter regierten die Gesellschaft mit Witz. Die La Roche war 'eine feine zierliche Frau, eine Hofdame, eine Frau nach der Welt, mit tausend kleinen Zierathen, ohnerachtet sie keine Blonden trug, eine Frau voll Witz, voll sehr feinem Verstande. Sie trat sehr leicht auf, warf jedem, wem sie wollte, einen Handkuß zu; ihre schönen schwarzen Augen sprachen rechts und links und überall, und ihr Busen wallte noch so hoch, so jugendlich,' daß Karoline Flachsland kein Gefallen an diesem 'Geschöpfe Wielands' mit der übermäßigen Coketterie und Repräsentation finden konnte. Sophie nannte die Leute ins Gesicht liebenswürdig und, wenn sie den Rücken gedreht, Tapetenstücke.

Wenigstens äußerte sie sich so in Bezug auf einen damals vielgenannten Mann des Darmstädter Kreises, Franz Mich. Leuchsenring, einen süßlich empfindsamen Schöngeist, der mit aller Welt einen belebten Briefwechsel unterhielt und denselben überall zur Unterhaltung auskramte; ein stets 'umfliegender Schwärmer, der nicht schwärmen will, immer schwärmt' und durch seine Reisen und Veränderung der Scene, bald in die Schweiz, bald Rheinabwärts, 'immer mehr verrückt zu werden schien.' Gelegentlich brachte er mit seinen Sentiments und seinem Schönthun auch Mißverständnisse und Verstimmungen zwischen den Leuten zu Wege, trug über, klatschte, wirrte gern ohne eigentlich böse Absicht Alles durcheinander und war auch wohl bereit, sich als tröstenden Ersatz in die armen Herzchen der guten Kinder einzudrängen.

Aus der Betrachtung des seltsamen Gesellen gieng Goethes Fastnachtspiel vom Pater Brei hervor, in

welchem Leuchsenring die Titelrolle, Merck den Wurzkrämer, Herder und seine Braut den Balandrino und die Leonore bedeuten. Als diese den Dichter später fragte, ob sie diese Person so ganz gewesen sei, sagte er: 'Bei Leibe nicht!' sie möge nicht so deuten; der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als nothwendig sei, seinem Gegenstande Leben und Wahrheit zu geben, das Uebrige hole er ja aus sich selbst und dem Eindruck der lebenden Welt.

Die Hauptveranlassung des lebhaften Verkehrs zwischen Goethe und Merck waren die von diesem und Schlosser verabredeten, unter Goethes und Herders, Wencks, Höpfners, Böckmanns und Andrer Mitwirkung seit dem Beginn des Jahres 1772 erscheinenden *Frankfurter gelehrten Anzeigen*, die unter Schlossers Leitung im Verlage des Buchhändlers Deinet herauskamen. Die Kritik der Zeit wurde vorzugsweise von Nicolais Allgemeiner deutscher Bibliothek, der Lemgoer Bibliothek und von Weißes Neuer Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste und nebenher auch von gelehrten akademischen Wochenschriften ausgeübt. Keines von diesen Blättern legte einen grundsätzlich durchgeführten Maßstab an; alle hiengen theils von dem Belieben des Herausgebers, theils von den zufälligen Stimmungen der Mitarbeiter ab, so daß man nicht einmal nach dem Parteistandpunkte die Urtheile reduzieren konnte.

Die Frankfurter Anzeigen hatten wenigstens die löbliche Absicht, das, was sie der Beurtheilung unterzogen, aus Einem Sinne zu betrachten und ein Organ für die neu aufstrebende Richtung zu werden. Freilich kam es auch nicht viel über die Absicht hinaus, da die Mitarbeiter in der Wahl der Stoffe ihren Neigungen folgten und sich mehr gehen, als von einheitlichen Principien leiten ließen. Sie gewähren in ihrer eklektischen Weise kein Bild der bedeutenden Zeitliteratur aus Einem Gesichtspunkte, be-

standen in den Händen der verbundenen Freunde auch viel zu kurze Zeit, um eine beträchtliche Wirkung zu gewinnen. Goethe hat seinen Antheil an den Anzeigen, wenigstens in Auswahl, später in die Werke aufnehmen lassen. Wie er sich darin der Zeit gegenüber darstellt, kann hier nicht nachgewiesen werden. Die Zeitgenossen erkannten freilich die mannigfach ausgestreuten, in Hamanns Weise orakelhaft eingekleideten Ideen nicht; sie fühlten nur den Schlag, der sie traf, und rühmten sich, wie Herr v. Schirach in Helmstedt, daß ihnen 'um Frechheit mit Frechheit zu vergelten und in dem Tone zu antworten, in welchem man mit ihnen spreche, nicht an Muth, wohl aber an der Bosheit des Herzens fehle, die dazu erfordert werde.'

Recensionen.

Welche Thätigkeit Goethes man auch erfassen mag, jede fordert zum Studium seiner Gesammtheit auf. Die Vollendung seiner Lyrik erschließt sich erst, wenn man den flüchtigen Moment seines Lebens darin treu, einfach, schmucklos und doch wie verklärt wiedererkennt. Die Gestalten seiner Dramen finden ihre beste Erläuterung in seinem Leben, nicht daß sie Copien wirklicher Personen wären, aber sie sind Gestaltungen der Ideen und Empfindungen, welche seine Berührungen mit wirklichen Menschen aufregten. Seine romantisch-epischen Dichtungen wurzeln so tief in seinem Leben, daß sie fast ohne erfinderische Zuthaten wie ausgearbeitete Kapitel desselben erscheinen. Auch seine wissenschaftlichen Studien haben, von seiner Gesammtwirksamkeit beleuchtet, einen andern Charakter, als wenn man sie einzeln betrachtet; sie waren ihm nur ein Mittel mehr, die Natur zu erkennen. Selbst die

kleinen Recensionen und literarischen Aufsätze erklären sich im Ganzen und Einzelnen erst aus dem Zusammenhange seines Lebens. Die Gegenstände und Anlässe dazu haben jetzt kaum noch Interesse; nur was daraus in sein Leben hinübergreift, zieht noch an, und fast jedes Einzelne bietet solche Beziehungen. Diese nachzuweisen, kann nicht Aufgabe einer allgemeinen Uebersicht werden; doch mag auch gelegentlich eine Andeutung dieser Art am Orte sein.

Bei den Recensionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen war die Absicht, Philosophie, Geschichte, Kunst und Literatur in ihren neuen Erscheinungen zu beleuchten und allem Flachen, Anmaßlichen, Falschen mit Unerschrockenheit und Nachdruck entgegenzutreten; doch nicht bloß verneinend, sondern mit positiven Beweisen, die freilich meistens nur durchscheinen.

Goethes Beiträge sind der Zahl nach gering und auch nur als Theile eines größeren Ganzen zu betrachten. Die einzelnen sollten aus Einem Geiste fließen und sich gegenseitig unterstützen. Die Wirkung war sehr bedeutend, doch mehr in dem Geschrei der getroffenen Gegner zu erkennen, als im Beifall der Verständigen. Das Blatt war gefürchtet und gehaßt, weil die Verfasser das Matte, Schwache, Elende nicht anders behandelten, als es verdiente. 'Die billigste Kritik,' sagte Goethe in der Nachrede, 'ist schon Ungerechtigkeit; jeder macht's nach Vermögen und Kräften und findet sein Publikum, wie er einen Buchhändler gefunden hat. Unsre Mitbrüder an der kritischen Innung hatten außer dem Handwerksneide noch einige andre Ursachen, uns öffentlich auszuschreien und heimlich zu necken. Wir trieben das Handwerk ein bischen freier als sie und mit mehr Eifer. Das Publikum klagte am meisten über den Mangel so nothwendiger Deutlichkeit, man werde bei dreimaligem Durchlesen nicht klug daraus. Auch wurde den Anzeigen Mangel wahrer

Gelehrsamkeit vorgeworfen.' Ueber alle diese Dinge machte sich Goethe in der Nachrede lustig, indem er mit dem ehrbarsten Tone im Namen der Herausgeber versprach, diesen Beschwerden, wie billig, abzuhelfen, um sich der Gewogenheit eines geehrten Publikums immer würdiger zu machen. Er hatte 'erfahren, was das sei, sich dem Publico communicieren wollen, mißverstanden werden, und was dergleichen mehr ist.'

Sein erster Beitrag war eine Kritik über Sulzers Theorie der schönen Künste, jenen Niederschlag einer veralteten Kunstphilosophie, wie sie die Schweizer dreißig Jahre früher auf die Bahn gebracht, und die nun mit trübseligem Eifer gegen ein inzwischen erstandenes Geschlecht nicht aus den Dingen heraus, sondern in die Dinge hinein lehren wollte.

Der Freundin Wielands, der Sophie la Roche, machte Goethe über ihre Geschichte des Fräuleins von Sternheim das Compliment, es sei kein Buch, es sei eine Menschenseele und diese gehöre nicht vor das Forum der großen Welt, des Aesthetikers, des Zeloten, des Kritikers.

Unzers und Mauvillons Untersuchungen über den Werth einiger deutschen Dichter, die dem Publikum wie eine Ketzerei gegen die Orthodoxie des Geschmacks vorkamen, weil Gellert darin verurtheilt war, führte Goethe auf das billigere Maß zurück; er ließ Gellert als angenehmen Fabulisten und Erzähler und als Verfasser vernünftiger und oft guter Kirchenlieder Gerechtigkeit widerfahren und erkannte ihm wahren Einfluß auf die erste Bildung der Nation zu, bezeugt aber aus eigener Erfahrung, daß der selige Mann von Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung ströme, keinen Begriff gehabt habe.

In Schummels empfindsamen Reisen durch Deutschland widert ihn das Gemachte an: 'Yorik empfand, und dieser setzt sich hin zu empfinden.' Er wird mit allen unnützen

und schwatzenden Schriftstellern in das neue Arbeitshaus verwiesen, um morgenländische Radices zu raspeln, Varianten auszulesen, Urkunden zu schaben, Tironische Noten zu sortieren, Register zuzuschneiden und andre dergleichen nützliche Handarbeiten mehr zu thun.

Gegen Wieland ist Goethe artiger, er lobt seine menschenfreundliche Moral, daß man die Menschen ertragen solle, ohne sich über sie zu ärgern, erinnert ihn aber nicht ohne Beziehung, daß unter allen Besitzungen auf Erden ein eigen Herz haben die kostbarste sei, und unter Tausenden haben sie kaum zwei. Wieland galt ihm damals nur als Verfasser der Musarion und des Agathon; seine Alceste mit den darauf folgenden selbstgefälligen Bespiegelungen, die Götter, Helden und Wieland veranlaßte, war noch nicht vorhanden.

Von der Jägerin des Barden Kretschmann erwartet er keine markige Natur unsrer Aeltervväter, aber er findet nicht das geringste Wildschöne, nicht einmal Waidmannskraft; das Abenteuer lasse sich so glücklich in ein Besuchzimmer wie nach Frankreich verpflanzen.

Gegen den zelotischen Rigorismus des alt und fromm gewordenen Haller tritt er mit anständigem Ernst auf und gibt allen Fanatikern zu bedenken, ob es dem höchsten Wesen anständig sei, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen und dessen Verhältniß zu ihm, zur Sache Gottes zu machen, und darum mit Verfolgungsgeiste zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und böse angesehen haben wolle, auch vor ihm gut und böse sei, oder ob das, was in zwei Farben für unser Auge gebrochen werde, nicht in Einem Lichtstrahl zusammmenfließen könne. Zürnen und Vergeben sind bei einem unveränderlichen Wesen doch wahrlich nichts als Vorstellungsart.

Mit den Schauspielern aus der Wiener Manufaktur, von Ayrenhof, Gebler, Stephanie u. dgl. weiß er nichts anzufangen. In allen hat tragikomische Tugend, Großmuth und Zärtlichkeit so viel zu schwatzen, daß der gesunde Menschenverstand und die Natur nicht zum Worte kommen können. Seit Thalia und Melpomene durch Vermittlung einer französischen Kupplerin mit dem Nonsens Unzucht treiben, hat sich ihr Geschlecht vermehrt wie die Frösche.

Bei Gelegenheit einer Sammlung prosaischer Fabeln von Braun phantasiert er eine Geschichte der Theorie der Fabel, die mit der Geschichte der äsopischen Fabel allerdings besser stimmt, als Lessings Annahmen, obwohl beide darin übereinkommen, daß die Fabel eine oratorische Figur sei. Von Lessings Abhandlungen scheint Goethe noch nichts gewußt zu haben.

Wenige Tage vor seiner Immatrikulation in Wetzlar besprach Goethe die Abhandlung von Sonnenfeld über die Liebe des Vaterlandes (22. Mai 1772) in einer Weise, die auch zu seinem Bilde gehört. 'Patriotismus. Wozu das vergebene Auffstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler glücklich zusammentreffenden Umstände war und ist? Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland?' Man sollte zweifelhaft werden, ob hier derselbe Geist redet, der damals den Götz von Berlichingen schuf, dem man das wärmste Gefühl der Vaterlandsliebe nicht absprechen kann.

Bei Blums Gedichten bemerkt er, 'unsre empfindungslose Lebensart erstickt das Genie, wenn die Sänger freierer Zeiten es nicht erwärmen und ihm eine wenigstens idealische freiere Atmosphäre eröffnen; aber eben diese Sänger hauchen auch oft ein so fremdes Gefühl in die Seele, daß der beste Dichter mit dem glücklichsten Genie

bald sich bloß durch seine Einbildung im Flug erhalten und keine von den glühenden Begeisterungen mehr tönen lassen kann, die doch allein wahre Poesie machen. Wir wünschen dem Verfasser ein unverdorbenes Mädchen, geschäftlose Tage und reinen Dichtergeist ohne Autorgeist.'

Das Blatt, das diese Worte brachte, erschien an dem Tage, als Goethe zuerst mit Charlotte Buff auf einem Balle bekannt wurde. Den tiefen Lebensgehalt, den der Dichter in den nun folgenden Tagen und Wochen in sich aufnahm, werden wir aus dem Werther kennen lernen. Aber schon in diesen Recensionen jubelt er laut von seinem Glücke. Bei Gelegenheit der Gedichte des polnischen Juden Issachar Falksohn, an denen er die charakteristische Naivetät nicht findet, die er zu erwarten berechtigt war, fleht er zum Genius unseres Vaterlandes um einen Jüngling, der durch sein Mädchen zum Dichter werde, und in seinen Wünschen für dies Paar ergießt er sein liebevolles Gemüth für Lotte so innig, so träumerisch glücklich und zugleich so wachend wahr, daß man schon hier den künftigen Werther vorahnt.

Auch andere Gegenstände, die im Werther berührt werden, findet man in diesen Recensionen wieder, die Begeisterung für Homer und Shakespeare, Betrachtungen über den freien Willen, über allzustrenge Religionsmoral, gute Gesellschaft und polierte Welt, Volkspoesie und Volkscharakter.

In allen diesen Aufsätzen über die verschiedenartigsten Gegenstände trifft man noch keine Andeutung einer Theorie des klassischen Kunstidealismus, dagegen wird überall auf das Charakteristische gedrungen, auf Naturgebrauch der Kräfte, dem die verschönernde Kunst als feindlich und deshalb verweichlichend gegenübergestellt wird. Gegen Sulzers Princip von der 'Verschönerung der Dinge', in dem wenigstens eine Ahnung des Idealismus sich regte, wenn das

Prinzip selbst auch ungeschickt ausgesprochen und übel begründet war, trat Goethe mit Entschiedenheit auf; doch hatte er nur die äußere Natur vor Augen, während Sulzer auch die innere Natur des Menschen mitbegriff, aber den alten Batteuxschen Grundsatz von der Nachahmung der Natur, den er beseitigen wollte, auf Umwegen wiedereinführte und auf eine Nachahmung der verschönerten Natur oder verschönernde Nachahmung der Natur einengte.

Wetzlar.

Durch die Anzeigen war Goethe auch mit einem der Hauptmitarbeiter, dem Professor Höpfner in Gießen bekannt geworden, bei dem er, nach dem Gießer Wochenblatte, im Jahr 1772 unter dem Namen 'Wanderer' logierte. Er hatte sich dort zuerst unter fremdem Schein eingeführt, ein Begegnen, das Höpfner mit dramatischer Lebendigkeit zu erzählen pflegte. Der junge wunderschöne Mensch mit den feuervollen Augen trat als heimkehrender Studiosus der Rechte mit unbeholfnem linkischen Anstande bei dem ältern Manne ein, führte allerlei komische Reden und fiel dann Höpfner plötzlich um den Hals, sich als Goethe zu erkennen gebend und für seine Posse um Verzeihung bittend: 'Ich weiß, daß, wenn man auf die gewöhnliche Art durch einen Dritten mit einander bekannt gemacht wird, man sich einander gegenüber lange steif und fremd bleibt; da wollt' ich in Ihre Freundschaft lieber gleich mit beiden Füßen hineinspringen.' Die stachelig-anmuthigen Reden, die Goethe einmal in Höpfners Hause gegen den fleißigen, aber seichten Professor Schmid geführt haben will, scheinen in das Reich der Dichtung zu gehören und zwischen Gast und Gast an fremdem Tische nicht eben

glücklich erfunden zu sein. Daß sich die Gießen=Darmstädter Freunde mit ihm von dieser literarischen 'Schlingpflanze' abkehrten, ist richtig, und Goethe's Dichtung stellt auch hier die höhere Wahrheit dar, diesmal freilich nicht in der schicklichsten Form.

So wenig Zwang der Rath Goethe seinem Sohne anthat, wollte er doch nicht, daß über die Nebendinge, wie die künstlerischen und literarischen Studien und Versuche ihm erscheinen mußten, die Hauptaufgabe, die juristische Laufbahn, vernachlässigt werden sollte. Es war damals Gebrauch, daß die jungen Leute eine Zeit in Wetzlar beim Reichskammergericht sich im Reichsprozesse geübt haben mußten, bevor sie die höhere juristische Carriere als höhere Beamte oder Diplomaten begannen. Der Vater verlangte, daß auch der Sohn diesen Weg einschlagen sollte.

Montag, 25. Mai 1772, immatriculierte sich Goethe als Praktikant in Wetzlar, ein Schauplatz, auf dem er sich wiederum wenig um den nächsten Zweck seines Dortseins bekümmerte, dafür aber eine tüchtige Schule des Lebens durchmachte und seinen Charakter reiner und schöner als bisher herausbildete. Die Kraft der Selbstüberwindung macht seinem Herzen fast mehr Ehre, als seinem Talente der Ruhm, den er durch die künstlerische Behandlung eines Verhältnisses gewann, aus dem er durch die Reinheit seiner Jugend und die Energie seines Willens glücklicher hervorgieng, als ein andrer junger Mann aus einem ähnlichen.

Die reichste Quelle für die Kenntniß seines Lebens in Wetzlar bietet der Briefwechsel Goethes mit Kestner. Dieser, ein Secretär der hannöverschen Gesandtschaft zur Kammergerichtsvisitation, 1741 geboren und wie Goethe am 28. August, war schon seit 1767 in Wetzlar und durch sein ernstes gehaltnes Wesen in der Familie des Amtmanns Buff im deutschen Hause sehr beliebt, namentlich ein Freund

der Mutter geworden. Er entwirft gleich nach dem ersten Begegnen eine Schilderung von Goethe, durch deren protokollarische Trockenheit die lebhafteste Bewunderung unverkennbar durchbricht.

Gleich Anfangs hatten die schönen Geister in Wetzlar den neuen Ankömmling, den einzigen Sohn eines reichen Vaters, der, anstatt sich nach dessen Willen in der Praxis umzusehen, den Homer und Pindar zu studieren gesonnen war, als einen ihrer Mitbrüder, Mitarbeiter an der Frankfurter gelehrten Zeitung und Philosophen im Publikum angekündigt und sich Mühe gegeben, mit ihm in Verbindung zu treten. Da Kestner nicht zu diesen Leuten zählte und nicht viel im Publikum verkehrte, lernte er ihn erst später und ganz zufällig kennen.

Einer der vornehmsten der schönen Geister, Legationssecretär Gotter aus Gotha, beredete seinen hannöverschen Collegen einst, ihn nach Garbenheim, einem Dorfe, wohin man gewöhnlich spazieren gieng, zu begleiten. Dort fand er Goethe im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegen; indem er sich mit einigen Umstehenden, einem epikuräischen Philosophen, von Goué, der für ein großes 'Genie' galt, einem stoischen Philosophen, v. Kielmannsegge, und einem Mitteldinge von beiden, einem Dr. König, unterhielt, wobei es ihm recht wohl war.

Es wurde von mancherlei, zum Theil interessanten Dingen gesprochen, und Kestner, der sich darauf beruft, es sei bekannt, daß er nicht eilig urtheile und auch diesmal nichts weiter von ihm urtheilen wollte, als daß er 'kein unbeträchtlicher Mensch' sei, fand doch schon, daß er 'Genie' hatte und eine lebhafte Einbildungskraft, freilich Eigenschaften, die ihm noch nicht genug deuchten, ihn hochzuschätzen.

Als die Bekanntschaft genauer wurde, fand er, daß Goethe sehr viel Talente habe, ein wahres Genie und

ein Mensch von Charakter sei und vermöge seiner außerordentlich lebhaften Einbildungskraft sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrücke. Er sage selbst, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke und niemals eigentlich ausdrücken könne, aber hoffe, wenn er älter werde, die Gedanken selbst, wie sie seien, zu denken und zu sagen. 'Er ist in allen seinen Affecten heftig, heißt es ferner, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel, von Vorurtheilen frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarr und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen Verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei dem weiblichen Geschlecht, vor dem er sehr viel Hochachtung hat, und bei vielen Andern ist er doch wohl angeschrieben. In seinen Grundgedanken ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen Systeme. Er hält viel von Rousseau, ohne dessen blinder Anbeter zu sein. Er strebt nach Wahrheit, hat vor der christlichen Religion Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Die Wahrheit, sagt er, läßt sich besser fühlen, als demonstrieren. Er ist nicht, was man orthodox nennt, glaubt aber ein künftiges Leben, einen bessern Zustand; er stört Andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre, aber doch mehr gedacht. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brodwissenschaften. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich ihn ganz schildern wollte, denn es läßt sich gar viel von ihm sagen. Er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch.'

Dieser merkwürdige, oder wie der bewundernde Vater ihn einige Jahr später nennt: dieser singuläre Mensch stand wie ein Gebieter zwischen seinen Genossen und war ein Kind mit den Kindern, ein gefährlicher Freund bei den Frauen. Mit jenen, den jungen Leuten, hatte ihn der Ruf, der eigentlich durch keine Leistung bisher begründet war, zusammengeführt. Doch hatte er seinen Gottfried von Berlichingen fertig mitgebracht, die erste Form desselben, und ihn Gotter, Goué und den übrigen mitgetheilt. Wie das unvollkommne Stück wirkte, erkennt man daraus, daß Goethe den Namen seines Helden erhielt und daß er bei den Possen, die der zu allerlei 'Geniestreichen' besonders aufgelegte Goué ins Werk gerichtet hatte, gewissermaßen die Leitung führte.

Die Tischgenossen bildeten eine Art von Rittertafel und hatten die umliegenden Dörfer zu ihren Commenden und Comthureien unter sich vertheilt. Goethe theilte für diese ernsthaften Narrheiten das Volksbuch von den Haimonskindern in Perikopen, die bei schicklichen Anlässen, und solche fanden sich jeden beliebigen Augenblick, wie Abschnitte eines Ordensstatuts und einer Ordenschronik verlesen wurden. Da wimmelte es von den edeln Rittern Coucy, Windsex, Fayel, St. Amand, Bonurßky, Götz und andern, wie sie Goué in seinem seltsamen Masuren naturgetreu wiedergegeben hat.

Unter den Genossen suchte Gotter Goethen besonders nahe zu treten, ein feiner Schöngeist, der sich dem Französischen zugewandt hatte und dessen Bedeutungslosigkeit Goethe bald inne wurde. Es hat sich auch später, als beide einander örtlich nahe gerückt wurden, kein Verhältniß zwischen ihnen gebildet. Doch schloß ihn Goethe in Wetzlar nicht von seinem Vertrauen aus, wie er ihn unter anderm auch mit seinem Entwurfe des Faust bekannt machte, den damals freilich der Kopf des Dichters noch nicht 'ausgebraust' hatte.

Goué, ein halbverrücktes 'Genie', dem Trunke ergeben, dem er auch in der Folge erlag, war Goethen zuwider; als sich im Herbste das falsche Gerücht verbreitete, Goué habe sich erschossen, 'ehrte Goethe auch solche That,' aber es ergriff ihn doch kaum ein ungewöhnliches Gefühl.

Anders sollte die wirkliche That eines andern jungen Mannes auf ihn einstürmen, den er nur oberflächlich kannte, aber höher schätzte.

Zu den lieberen Freunden gehörte Falke aus Hannover, ein strenger, ernster Mann, der mit einer großen Geschäftsklarheit einen ebenso großen Hang zu geheimen Gesellschaften verband und jene Spielereien der Rittertafel sicher mit der größten Befriedigung ernsthaft nahm. Er starb als Bürgermeister in Hannover.

Jener stoische Philosoph, v. Kielmannsegge, aus dem Mecklenburgischen, der seit Ostern 1770 in Göttingen studiert und mit dem Dichter Bürger in engem freundschaftlichen Verkehr gestanden hatte, war über sein Fach, die Jurisprudenz, hinaus unterrichtet und im Umgange mit Biester, dem Historiker Sprengel und Boie für die allgemeinere Bildung gewonnen worden. Goethe ließ ihn nach seinem Abgange wiederholt grüßen und theilte ihm auch seine damaligen Flugblätter mit. Als Kielmannsegge Wetzlar verlassen hatte, scheint die Verbindung erloschen zu sein.

Dem Amtmann Buff war vor einigen Jahren seine treffliche Frau gestorben. Dem kinderreichen Hause stand, als Goethe in Wetzlar lebte, die zweite Tochter, Lotte, eine blauaugige Blondine, vor, die noch nicht völlig zwanzig Jahr alt war (geb. 11. Januar 1753), als Goethe sie am 9. Juni 1772 auf der Fahrt zu einem Balle in Wolpertshausen zuerst kennen lernte. Sie zog ihn durch ihre einnehmende Gesichtsbildung, ihren Blick, heiter wie Frühlingsmorgen, ihr Gefühl für das Schöne der Natur und

ihre frohe Laune unwiderstehlich an. Kestner, mit dem sie nicht verlobt, aber so gut wie verlobt war, kam erst später nach, da ihn seine stets mit der größten Pünktlichkeit wahrgenommenen Geschäfte in der Stadt zurückgehalten hatten. Da er sich an öffentlichen Orten gegen Lotte nie anders als nur freundlich erzeigte, konnte Goethe, der von seinem Verhältniß nichts wußte, nicht auf den Gedanken kommen, daß sie nicht mehr frei sei. Er war den Tag ausgelassen lustig, wie er es manchmal sein konnte. Lotte eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen des Tanzes überließ, den sie sehr liebte.

Andern Tages konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach ihrem Befinden auf den Ball erkundigte. Hatte er vorhin nur das fröhliche Mädchen kennen gelernt, lernte er sie nun auch von der Seite kennen, wo sie ihre Stärke hatte, von der häuslichen, umringt von ihren kleineren Geschwistern, einer Lenchen, Karoline, Sophie, Amalie, Hans, Albert, Ernst und wie die schönen Engelsköpfe und Köpfchen alle hießen. Von da an kam Goethe fast täglich in das Haus, plauderte, las, kollerte mit den Buben herum, erzählte den Kleinen Märchen und schloß der lieblichen Hausmutter sein volles Herz auf. Er liebte die anmuthige Erscheinung, die in stetem Frohsinn sich gleich blieb und nur manchmal, wenn tiefere Empfindungen anklangen zum sanften Ernst oder zur weichen Trauer übergieng.

Goethe erfuhr sehr bald ihr Verhältniß zu Kestner, aber änderte sein Betragen in keiner Weise. Er fühlte wahre Hochachtung vor dem trefflichen Manne, der seinerseits nicht daran dachte, daß ihm der schöne, gemüthvolle, geistreiche, in allen Stücken überlegene Mensch gefährlich werden könne, denn er hegte das felsenfesteste Vertrauen zu dem rein.n Herzen seiner Lotte und dem edlen

Charakter seines Freundes. Und darin täuschte er sich nicht. Als ein gemeinschaftlicher Bekannter, Born, einst mit Goethe über seine Neigung zu Lotte redete, 'wie man spricht,' und bemerkte: 'Wenn ich Kestner wäre, mir gefiel's nicht; worauf kann das hinausgehen? Du spannst sie ihm wohl gar ab? und dergleichen,' antwortete Goethe ihm: 'Ich bin nun der Narr, das Mädchen für was Besonders zu halten; betrügt sie mich und wäre so wie ordinär, und hätte den Kestner zum Fond ihrer Handlung, um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern: der erste Augenblick, der mir das entdeckte, der erste, der sie mir näher brächte, wäre der letzte unserer Bekanntschaft.' 'Und unter uns, ohne Prahlerei, fügt er diesem Bekenntniß an Kestner hinzu, ich verstehe mich einigermaßen auf die Mädgen, und ihr wißt, wie ich geblieben binn, und bleibe für Sie und alles was sie gesehen angerührt und wo sie gewesen ist, biß an der Welt Ende.'

Gegen Kestner bedurfte es dieser Versicherungen nicht; ihm hätten Gedanken, wie sie Born Goethen vor Augen stellte, weltweit fern gelegen; wie hätte er sie Andern zutrauen mögen? Er hatte das herzlichste Wohlgefallen an dem tüchtigen Menschen, gieng mit ihm oft bis Mitternacht in merkwürdigen Gesprächen auf der Gasse spazieren, ließ Goethe seinen Unmuth und allerhand Phantasien vom Herzen reden, worüber beide dann am Ende vom Herzen lachten. Oder alle saßen, wie am 27. August, bis Mitternacht im deutschen Hause zusammen, da wurden Bohnen geschnitten und der achtundzwanzigste, Goethes und Kestners Geburtstag, feierlich mit Thee und freundlichen Gesichtern begonnen.

Der Aufenthalt in Wetzlar mochte ihm jedoch auf die Dauer nicht erträglich erscheinen. Im August war Merck in Gießen und Wetzlar gewesen, wo mit dem Freunde eine Reise nach Coblenz, zu der La Roche, verabredet

wurde, die auf ihrer Frühjahrsfahrt in Goethes elterlichem Hause und bei Merck gewohnt hatte. Zu dieser rüstete sich Goethe im September.

Als er, es war am 10. September, Mittags bei Kestner im Garten gegessen, traf er Abends wieder mit ihm im deutschen Hause zusammen. Niemand wußte etwas von seiner auf den nächsten Morgen angesetzten Abreise. Lotte fieng ein Gespräch vom Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen an. Sie machten mit einander aus, wer zuerst von ihnen stürbe, sollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben. Goethe war sehr gefaßt, aber 'dies Gespräch riß ihn auseinander.' 'Wäre ich einen Augenblick länger geblieben, ich hätte nicht gehalten,' schrieb er noch denselben Abend in dem Abschiedszettel an Kestner. Am nächsten Morgen früh sieben Uhr reiste er ab. Er hatte es längst gesagt, daß er nach Coblenz wolle, daß er keinen Abschied nehmen würde. Aber Kestner, der es erwarten konnte, fühlte, daß er dennoch nicht darauf vorbereitet war, fühlte es tief in seiner Seele. Lotte war betrübt über seine Abreise, es kamen ihr beim Lesen des Zettels an Kestner die Thränen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm nicht geben konnte, was er wünschte.

Er schlug den Weg über Braunfels, wohin ihn Born zu Pferde begleitete, nach Weilburg ein und folgte dann, in der herrlichen Gegend schwelgend, der Lahn über Ems nach Thal-Ehrenbreitstein, wo er im heitern Hause der La Roche mit den lieblichen Aussichten freundlich aufgenommen wurde. Aber ein anderer Gast, der süße Leuchsenring, der hier wieder seine Allerweltscorrespondenz auskramte, gefiel ihm nicht und verleidete ihm auch die Freuden des Umganges mit den schönen Töchtern Maxe und Louise. Man durchstrich, als auch Merck mit seiner Frau ange-

kommen war, die Gegend; Ehrenbreitstein am rechten, die Karthause am linken Ufer des Rheines wurden bestiegen. Die Stadt, die Moselbrücke, die Fähre über den Rhein, alles gewährte das mannigfachste Vergnügen außer dem Hause, das auch drinnen Behagen gewährt hätte, wenn die Mappen des leidigen Leuchsenring nicht immer und immer wieder geöffnet wären. Merck blies aber noch rechtzeitig zum Aufbruche, bevor die unverträglichen Elemente in offene Disharmonie geriethen. Mit ihm und den Seinigen fuhr Goethe den Rhein hinauf, in der langsamen Jacht ruhig zeichnend, am Rheinfels, St. Goar, Bacharach, Bingen, Elfeld und Biberich vorüber, mit Muße die unendliche Mannigfaltigkeit der Gegenstände genießend, die bei dem herrlichsten Wetter jede Stunde an Schönheit zunahmen und sowohl an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechseln schienen.

Kaum wieder in Frankfurt angekommen, wurde Goethe durch den Besuch seines Wetzlarer Freundes überrascht, der am 21. September die Herren v. Born, v. Hardenberg (Goethes Leipziger Mitschüler bei Oeser) und Freytag dorthin begleitet hatte. Am folgenden Tage gieng er zu Schlosser und traf dort Goethe und Merck. 'Es war mir eine unbeschreibliche Freude, sagt Kestner: er fiel mir um den Hals und erdrückte mich fast.' Sie giengen auf den Römer, wo sie Mercks Frau und Goethes Schwester antrafen. 'Wir giengen vors Thor auf dem Walle spazieren, berichtet Kestners Tagebuch ferner; unvermuthet begegnete uns ein Frauenzimmer; wie sie den Goethe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht; plötzlich lief sie auf ihn zu und in seine Arme; sie küßten sich herzlich; es war die Schwester der Antoinette,' also Charlotte oder Käthchen Gerock, Freundinnen seiner Schwester und ebenso sehr die seinen. Kestner lernte Goethes Familie kennen, wurde 'auf das bei der Mutter alles geltende

Wort des Sohnes' von dieser und dem Vater freundlich aufgenommen und verkehrte fast nur mit diesem Hause, besuchte mit Goethe, seiner Schwester, Merck und Frau und Schlosser die Komödie, speiste nachher bei Goethes und reiste am 24. September zurück.

Von da an waren fast alle Gedanken Goethes nach Wetzlar gerichtet. Er hatte eine Silhoutte Lottens mitgenommen und sie mit Nadeln an die Wand geheftet. Vor ihr hielt er seine liebsten Selbstgespräche. Die Entfernte wurde ihm fast lieber, als es die Nahe gewesen. Er erinnerte sich, wenn die Stunde des Abends kam, daß er zu ihr gegangen; er sann auf Wiedersehen und kam im November wirklich noch auf einige Tage mit Schlosser nach Wetzlar, mit ganzem vollem warmem Herzen und wurde über seine Hoffnung liebempfangen.

Bei diesem Besuche konnte es nicht fehlen, daß von dem jungen Jerusalem gesprochen wurde, der sich erschossen hatte, weil sein durch Speculation gekränktes Ehrgefühl und schimpflich zurückgewiesenes Verlangen nach der Frau eines Andern unerträglich gewordenes Leben einen raschen gewaltsamen Abschluß verlangte. Kestner hatte einen Bericht über den ganzen Verlauf der Sache aufgesetzt, den Goethe sich am 21. December erbat, von Kestner erhielt, abschreiben ließ, weiter mittheilte, z. B. an Sophie von La Roche, und am 20. Januar 1773 im Original zurücklieferte. Erst im Juni 1773 begann er, aus der Verschmelzung seiner inneren Herzensgeschichte und der Geschichte Jerusalems seinen Werther zu bilden.

Werther.

Wohl bei keinem Erzeugnisse der poetischen Literatur lassen sich die Wechselwirkungen zwischen Thatsache und Darstellung so genau und sicher bis ins Kleine und Einzelne verfolgen, wie bei Goethes Roman über die Leiden des jungen Werther. Nicht deßhalb, weil der Dichter in der späten Schilderung seines Lebens sich über den Gegenstand ausführlich verbreitet hat, denn diese Partien seiner Darstellung gehören mehr in das Gebiet der Dichtung als der streng historischen Berichterstattung; sondern deßhalb, weil günstige Umstände zusammengewirkt haben, die genauesten, gleichzeitigen Nachrichten sowohl über das Schicksal des jungen Mannes, dessen Selbstmord zu der Dichtung den äußeren Anstoß gab, als auch über die Gemüthsverfassung des Dichters vor und nach der Katastrophe zu überliefern. Hier werden wenige Angaben hinreichen, um den materiellen und den ideellen Gehalt des behandelten Stoffes, jeden für sich, erkennen zu lassen und den Antheil Goethes und Jerusalems an dem Werther der Dichtung zu sondern.

Wir haben vorhin Goethes Verhalten zu Charlotte Buff, der blauäugigen Blondine, im Alter zwischen 19 und 20, und zu ihrem spätern Manne Kestner kennen gelernt. Zwar hatte Goethe nicht daran gedacht, in ein näheres Verhältniß zu Lotte zu treten, und dem Freunde Born die erwähnte Antwort gegeben. An eine Leidenschaft für Lotte Buff im Sinne Werthers war durchaus nicht gedacht, wohl aber bildete sich ein inniges trauliches Verhältniß, das bis zu Goethes Abgang von Wetzlar durch nichts gesteigert oder gestört und nachher mit jugendlicher Wärme von Goethes Seite fortgeführt wurde.

Gleichzeitig mit Goethe lebte in Wetzlar Karl Wilhelm Jerusalem, der Sohn des braunschweigischen Abtes

Jerusalem. Er war ein ernster, in sich gekehrter Mann, der sich als Attaché der braunschweigischen Gesandtschaft nicht behaglich fühlte, mit seinem Gesandten Streitigkeiten hatte, die ihm Verweise seines Hofes zuzogen und weitere verdrießliche Folgen drohten. Sein hoher Ehrgeiz war auf das empfindlichste dadurch gekränkt, daß ihm bald nach seinem Erscheinen in Wetzlar beim Grafen Bassenheim der Zutritt in den großen, damals streng auf Standesunterschied begründeten Gesellschaften auf eine unangenehme Art versagt worden war. Dazu kam, daß er zu der Frau des pfälzischen Secretär Herdt eine leidenschaftliche Liebe gefaßt hatte. Die Frau war zu dergleichen Galanterien nicht aufgelegt und ließ ihm, als er sich zu weit vergessen hatte, durch ihren Mann das Haus verbieten. Er bat darauf Kestner schriftlich, mit dem Billet, das buchstäblich in den Werther übergegangen ist, um seine Pistolen 'zu einer vorhabenden Reise' und erschoß sich in der Nacht vom 29. auf den 30. October 1772; er starb erst gegen Mittag und wurde gegen Mitternacht begraben. 'Kein Geistlicher hat ihn begleitet.'

Goethe, der den Unglücklichen schon von Leipzig her kannte, ihn aber in Wetzlar wenig gesehen hatte, erhielt auf seinen Wunsch den genauen Bericht Kestners. 'Das gewissenhafte Detail der Erzählung' rührte ihn innig, so oft er die Blätter las, die wesentlich in den Werther übergegangen sind.

Nach Goethes Bericht wäre der Werther bald nach Jerusalems Entleibung begonnen und in vier Wochen zu Ende geschrieben. In der nächsten Zeit nach Jerusalems Tode drängten sich jedoch verschiedene andre Zerstreuungen und Geschäfte auf. Zunächst wurde der Götz von Berlichingen zum Druck ausgearbeitet und erst im Juni 1773 erwähnt Goethe in den Briefen an Kestner, daß er an einem Romane arbeite, im Juli, daß er recht fleißig sei

und, wenn das Glück gut gehe, bald etwas auf eine andre Manier liefern werde. Im August arbeitet er fort und im September gedenkt er wieder eines Romans, mit dem er beschäftigt sei.

Diese unsichern Andeutungen, denen die Bemerkung zugesellt ist, daß es langsam gehe, werden auch nach anderer Seite ausgestreut. An Betty Jacobi berichtet er im November, daß er ein Stückchen Arbeit angefangen habe, mit dem er Mitte Februar fertig zu werden denke, was allenfalls auch auf Clavigo passen würde. Am 14. Februar 1774 berichtet sein Freund Merck, der vom April bis December des vorigen Jahres verreist gewesen, Goethe müsse in allem, was er angreife, vom Glück gekrönt werden; voraussichtlich werde sein Roman, der zur Ostermesse erscheine, ebenso gut aufgenommen werden, wie sein Schauspiel.

Von nun an werden auch gegen Kestner und seine Frau die Andeutungen über seine Arbeit immer deutlicher. Er versichert, oft an sie gedacht zu haben, und werde das documentieren, gedruckt vorlegen; er warnt aber zugleich, sich nicht daran zu stoßen, daß er bei einer gewissen Gelegenheit fremde Leidenschaften angeflickt und ausgeführt habe. Im Mai betheuert er, sie so lieb zu haben, daß er auch der träumenden Darstellung des Unglücks ihres und seines Freundes die Fülle seiner Liebe habe borgen und anpassen müssen. Am 1. Juni berichtet er an Schönborn in Algier über seine neuen Arbeiten und nennt darunter die Leiden des jungen Werthers, darin er einen jungen Menschen darstelle, der mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliere, sich durch Speculation untergrabe, bis er zuletzt durch dazu tretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schieße. Am 16. kündigt er Kestner einen Freund an, der viel Aehnliches mit ihm selbst habe. Im August (nicht April) setzt er voraus, daß Lavater großen Theil an den Leiden des lieben Jungen nehme, den er darstelle; sie seien an die sechs Jahr neben einander gegangen, ohne sich zu nähern; nun habe er der Geschichte des Unglücklichen seine eigenen Empfindungen geliehen, und so mache es ein wunderbares Ganzes. Endlich am 19. September sendet er der La Roche ein Exemplar und gleichzeitig auch eins an Lotte, doch einstweilen noch im Stillen zu lesen, da das Buch erst in der Messe herauskomme.

Im October 1774 war Werther überall verbreitet, überall schwärmerisch geliebt oder ascetisch verurtheilt. Das Buch wurde nachgedruckt, nachgeahmt, übersetzt in Brochüren und Blättern besprochen, gepriesen, verhöhnt, verdammt. Es fand seinen Weg zu allen gebildeten Völkern und machte die Runde um die Welt, bis nach China. Es wirkte auf die Gemüther der Jugend ebenso zauberisch wie der Götz und in diesen beiden Schöpfungen wirkten die Kräfte, die unsere Literatur neu gestaltet haben. Beide gelten als Abschluß unsicher strebender Richtungen und von beiden geht ein neues Leben aus, das von der gleichzeitigen Lyrik Goethes unterstützt, die Sprache der Natur und zwar einer gehobenen Natur wiedergewann und dem Herzen, dem vollen warmen Menschenherzen, sein Recht neben und über den Spielen des Witzes und der berechnenden Vernunft wiedergab.

Beide Werke, und mehr noch Werther als Götz, stellten Muster der Composition und des künstlerischen Stils auf, eines Stils, der Zeichnung und Färbung aus dem Charakter des Gegenstandes schöpfte, ohne den Charakter des Dichters irgendwie zu verleugnen.

Aber so wie Werther zuerst vor die Augen der Welt trat, blieb er nicht. Goethe hatte die Zerrüttung des auf-

geregten Gemüthes seines Helden 'durch hinzutretende unglückliche Leidenschaften' und besonders durch eine endlose Liebe herbeiführen wollen und ließ deßhalb den in Jerusalems Geschichte neben der Liebe wirkenden Ehrgeiz, wenn auch nicht in gleicher Stärke, als Motiv zum Selbstmorde walten. Dies Motiv, das einigen Beurtheilern anstößig gewesen sein soll, wie Herder (und Napoleon, der den Roman in Egypten in der französischen Bearbeitung gelesen) drängte Goethe, als er seit 1782 an einer neuen Redaction arbeitete, noch weiter zurück. Mehr jedoch als dieser ästhetisch sehr untergeordnete Punkt lagen ihm zwei andre am Herzen, einmal das Bild, das er von Albert entworfen hatte, reiner auszuführen, und sodann dem ganzen Gemälde der Leidenschaft, die auf Selbstzerstörung hinausgeht, eine andre zerstörende Leidenschaft contrastierend gegenüber zu stellen. Während er, um jenen Zweck zu erreichen, Alberten, an dessen Schilderung Kestner gerechten Anstoß genommen hatte, so zu stellen bestrebt war, daß ihn wohl der leidenschaftliche Jüngling, aber doch der Leser nicht verkennen mochte, schob er, um des andern Zweckes willen, die Episode von dem Bauerknecht ein, der, weit entfernt einer unglücklichen Leidenschaft wegen sich selbst zu zerstören, den Gegenstand seiner Liebe, den er nicht besitzen kann, ermordet, damit ihn kein anderer besitzen könne. Diese Erzählung am Schlusse Werthers ('der Herausgeber an den Leser') erklärte Goethe, als er sie am 22. August 1786 hinter sich hatte, für sein schwerstes Pensum und wünschte, daß sie gut gerathen sein möge. Jedenfalls war diese Veränderung für den Charakter des Ganzen bedeutender, als die Milderung des Motivs, das aus dem Ehrgeiz hergenommen war und das auch jetzt noch nicht ganz ausgeschieden wurde.

Die beispiellose Bewegung, welche der Roman erregte, muß in der Monographie, die J. W. Appell darüber veröffentlicht hat (Leipzig 1865 zweite Auflage), nachgelesen werden. Bekannt ist, freilich nur unvollkommen aus jener Monographie, daß Lessing, der mit der Behandlung des Gegenstandes nicht zufrieden war und einen kalten Schluß, je cynischer, desto besser vermißte, selbst Hand anlegte, einen solchen cynischen Schluß in dramatischer Form zu liefern &c. und daß die Scene, die wie ein schlechtes Epigramm auf eine gute Symphonie klingt, in Lessings Schriften von Maltzahn Aufnahme gefunden hat. —

Um gleich hier das Verhältniß Goethes zu Kestner und Lotte zu Ende zu führen, sei bemerkt, daß das Brautpaar am 4. April 1773 getraut wurde und bald darauf nach Hanover übersiedelte. Goethe hatte die Trauringe besorgt. Eine Zeit lang setzte er die warme Correspondenz fort, verscheuchte auch die Verstimmung, die sich bei der Lectüre Werthers der jungen Eheleute bemächtigen mußte; allmählich aber wurden die Briefe sparsamer und hörten schon vor Kestners Tode (1800) ganz auf. Lotte sah Goethe noch einmal im October 1816 in Weimar, nach 44 Jahren wieder. Beide fanden sich natürlich sehr verändert, doch war sie, fast 64 Jahre alt, immer noch 'eine sehr hübsche Frau; bedeutende Augen und schöne Gestalt hatte sie sich erhalten und ein schönes Profil; aber leider wackelte der Kopf.' Sie starb, fünf Tage nach Vollendung ihres fünfundsiebenzigsten Jahres, am 16. Januar 1828 in Hanover.

Erweiterte Verbindungen.

Nach seiner Heimkehr aus Wetzlar wurde Goethe mehr als je vom Vater ermahnt, sich mit Entschiedenheit für seinen Lebensberuf thätig zu erweisen. Da aber beide

darüber sehr verschiedener Ansicht waren, was des Sohnes eigentliche Lebensaufgabe sei, hielt letzterer es für angemessen, endlich sein Gewissen gegen den Vater zu erleichtern. Sie kamen überein, daß Goethe wenigstens die Praxis nicht ganz vernachlässigen solle und daß der Vater ihm die Arbeit abnehmen wolle. Dieses Abkommen konnte sich Goethe gefallen lassen. Die 'garstigen Processe,' die er führte, die 'Localcommissionen,' auf die er ausgeschickt wurde, die Debitsachen, in denen einige Proclamata unter seinem Namen erschienen, hatten nicht viel zu bedeuten, und es ist in der Folge zwischen Vater und Sohn mehr über Reiseprojecte, Empfang von Gästen und literarische Dinge die Rede, als über die Praxis; schon weil die Clienten sich nicht herandrängten.

So verliefen die zerstreuungsvollen Tage heiter und vergnüglich; Ausflüge und stilles Arbeiten wechselten ab. Bald sehen wir Goethe in Homburg, bald in Darmstadt (December 1772), wo er Merck zeichnen lehrte und in Kupfer stechen. Freunde und Freundinnen saßen beim Wintertisch um ihn herum. Er schien stiller und geläuterter geworden zu sein. Er dachte, noch ein Maler zu werden. Alle riethen ihm zu. Da mir doch alle Tugenden fehlen, sagte er, so will ich mich auf Talente legen.' Es wurden Reisepläne gemacht. Im Frühjahr sollte es in die Schweiz gehen, woraus freilich nichts wurde.

Von Arbeiten Goethes brachte das Jahr nichts weiter mehr, als das im November erschienene Blatt über Erwin v. Steinbach.

Die kleineren Aufsätze, welche Goethe gelegentlich über Baukunst, Bildhauerei, Malereien und verwandte Dinge schrieb, umfassen einen Zeitraum von sechzig Jahren, und es würde nicht auffallen, wenn zwischen den frühesten und spätesten Verschiedenheiten der Grundanschauungen angetroffen würden. Eigentliche Widersprüche finden jedoch

nicht statt, so daß auch hier die Entwicklung eine stufenweis folgerechte ist.

In seinen frühen Jahren hatte er bei Oeser das manierierte Alterthum kennen lernen und ohne viel Wählen sich angeeignet. Er ehrte in der Baukunst z. B. vom Hörensagen die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen und war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter der Bezeichnung gothisch häufte er alle synonymischen Mißverständnisse, die ihm von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Ueberladenem jemals durch den Kopf gegangen waren.

Wie war er überrascht, als er 1770 zum erstenmale eines der bedeutendsten Bauwerke des gothischen Stils, das Straßburger Münster sah, und statt alles dessen, was er sich eingebildet, nun tausend Einzelnheiten in Harmonie, das Nothwendige schön gebildet, die ungeheuren Massen leicht und doch für die Ewigkeit hingestellt sah. Da empörte sich sein Gefühl gegen die Wälschen, deren Kunst vom Genius der Alten, dem grabentstiegnen, gefesselt erschien, die nicht fühlten, nur maßen; die Nachahmer, aber keine Schöpfer des Nothwendigen und Wahren sein konnten, die nur den Schein vom Schönen und Wahren suchten, Säulen einmauerten, aus Säulenreihen Säulengänge bildeten, die nirgend hin noch herführten. Er wandte sich nun mit dem Feuer der Jugend zum 'Gothischen,' aber wollte den Namen nicht gelten lassen, da dieser Stil der deutsche, da er unser Stil sei, der das Wesen unsrer Gebäude, die Flächen, deren Höhe und Dehnung einförmig zu werden gedroht, durch Vermannigfaltigung zur Kunst erhoben. Eine Empfindung schafft alles zum charakteristischen Ganzen. 'Aber diese charakteristische Kunst, die einzig wahre, hat Grade, und Erwin von Steinbach steht unangefochten auf dem höchsten. In seinem Werke ist das

tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse zu erkennen, wirkend aus starker, rauher, deutscher Seele.'

Dies Gefühl des Vaterländischen zieht ihn auch zu dem 'männlichen Albrecht Dürer' und läßt ihn spöttisch auf 'unsre geschmückten Puppenmaler' hinsehen, 'die durch theatralische Stellungen, erlogene Teints und bunte Kleider die Weiber gefangen haben.' Er zeigt sich durch die weiche Lehre neuerer Schönheitelei für das bedeutende Rauhe nicht verzärtelt.' Auch in den Fragmenten (nach Falconet u. s. w.) hält er das Nationelle noch für das wichtigste Element der Kunst und rechtfertigt Rubens und Rembrandt gegen ihre Tadler mit dem Charakteristischen ihres Volkes und ihrer Zeit.

Welch bedeutenden Einfluß jene Rhapsodie über das Straßburger Münster auf die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert gehabt hat, erinnert man sich leicht, wenn man die Wirkung des aus demselben Geiste geborenen Götz von Berlichingen sich vergegenwärtigt. Das nationale Element wurde ungleich mehr dadurch gekräftigt, als durch Klopstocks wesen- und gegenstandlosen Patriotismus. Von einer Einwirkung Winckelmanns und Lessings läßt sich nichts darin erkennen, ja Goethe setzt sich gegen ihre Lehren in offenbaren Widerspruch. Aber überblickt man Goethes Totalerscheinung, so konnte ihm der patriotische Standpunkt in Sachen der Kunst wohl als Ausgang zu weiterer Entwicklung dienen, nicht aber als einziger und ausschließender genügen. Jahre lang äußert er sich nicht wieder über Kunst; er sammelte Kupferstiche aller Schulen, zeichnete ohne große Ansprüche an sich zu stellen und war mit Oesers Leistungen noch sehr zufrieden. Erst die italienische Reise erhöhte seinen Standpunkt und erweiterte seinen Blick.

Das Jahr 1773 brachte der Zerstreuungen und der Arbeiten die Fülle. Ohne Leidenschaft zu leben, war ihm

nicht möglich, er mußte immer eine unterhalten, sei es zu einem lieblichen Geschöpf Gottes oder zu einem aufdämmernden Bilde seiner Phantasie; nicht selten verband er beide. Götz von Berlichingen wurde zum Druck ausgearbeitet, Werther begonnen. An der Uebersetzung des Plautus von Lenz nahm Goethe thätigen, wenigstens nachbessernden Antheil.

Er selbst beschäftigte sich mit einem 'Drama fürs Aufführen,' damit die Leute sehen sollten, 'daß nur an ihm liege, Regeln zu beobachten und Sittlichkeit, Empfindsamkeit darzustellen.' Dabei wuchsen seine Ideale täglich an Schönheit und Größe, und wenn mich meine Lebhaftigkeit nicht verläßt und meine Liebe, so solls noch viel geben für mein Leben, und das Publikum nimmt auch sein Theil.' Kleine dramatische Sachen liefen nebenher, wie der Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Bahrdt, der die Bibel in modernen Stil umschrieb, Pater Brei, von dem vorhin die Rede gewesen; auch kleine Gedichte, unter denen der schon früher entworfne Wanderer das bedeutendste war. Es erschien im September im Göttinger Musenalmanach für 1774. Nach Goethes ausdrücklicher Versicherung an Kestner ist das Gedicht in seinem Garten (zu Wetzlar?) an einem der besten Tage gemacht, 'Lotten ganz im Herzen und in einer ruhigen Genüglichkeit, all eure künftige Glückseligkeit vor meiner Seele. Du wirst, wenn Dus rechst ansiehst, mehr Individualität in dem Dinge finden, als es scheinen sollte; Du wirst unter der Allegorie Lotten und mich, und was ich so hunderttausendmal bei ihr gefühlt, erkennen. Aber verraths keinem Menschen.' Seltsam freilich, daß die ganze Idee 'der Wandrer auf den Ruinen, die Frau mit dem Knaben auf dem Arm, der Wandrer mit dem Knaben auf dem Arm und die letzte Bitte um eine Hütte am Abend,' schon vor Goethes Bekanntschaft mit Lotte, der Braut

Herders im April 1772 bekannt war, wenngleich sie die Abschrift erst im Mai aus Wetzlar erhielt.

Ein später auftauchender Irrthum ähnlicher Art betrifft Goethes Mahomet, den er nach der Bekanntschaft mit Lavater und Basedow, die erst im Jahre 1774 stattfand, ausgedacht haben will, während ein sehr bezeichnender Gesang (zwischen Ali und Fatema) im Göttinger Musenalmanach zugleich mit dem Wanderer erschien und schon im Frühjahr 1773 durch Merck an den Herausgeber eingesandt war. Vom Mahomet haben sich auch sonst noch Bruchstücke erhalten. Den Plan deutet Goethe in Dichtung und Wahrheit an.

Zu den Arbeiten dieses Jahres gehören auch die beiden kleinen Flugschriften: 'Brief des Pastors' u. s. w. und 'Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen,' von denen jene Toleranz predigt und diese sich mit der Auslegung des 'in Zungen Reden' am Pfingstfeste beschäftigt. Beide sind in dem Hamann-Herderschen Stile geschrieben, der schon aus der Straßburger Periode bekannt ist.

Goethes geselliges Leben bot mannigfache Zerstreuung. Im Januar 1773 vertraut er, daß er 'ein gewisses Mädchen in Frankfurt von Herzen lieb habe und daß er, wenn er zu heirathen hätte, gewiß vor allen andern diese nehme;' sie war am 11. Januar, wie Lotte, geboren und kann deshalb nicht Anna Sibylla Münch sein, deren Geburtstag auf den 3. Juli 1758 fiel. Er putzte sie zum Balle, ohne mitzugehen. Sie glich einer Schwester Lottens. Er hieß sie, obwohl er sie nicht so lieb hatte, wie Kestner seine Braut, sein 'liebes Weibgen, denn neulich als sie in Gesellschaft um die Junggesellen würfelten, fiel Goethe ihr zu; sie sollte 17 abwerfen, hatte schon den Muth aufgegeben und warf glücklich alle 6' (Februar 1773). Im April thut es ihm leid, 'von Anngen zu gehen,' als er am 14. nach Darmstadt wanderte, den Brautstrauß Lottes, die am 4. April verheirathet war, auf seinem Hut.

Er wanderte wiederum zu Merck, um die Herausgabe des Götz zu überlegen, der in seinem und Mercks Selbstverlage erschien. Während seines dortigen Aufenthalts starb Frl. v. Roussillon (Uranie). Sie ist die Freundin, deren Werther gleich Anfangs, im Briefe vom 17. Mai, gedenkt, ihres festen Sinns, ihrer göttlichen Duldung. — Doch diesem Trauerfall sollte bald ein freudigeres Ereigniß folgen. Herder wurde am 2. Mai mit Karoline Flachsland getraut. Goethe wohnte der Hochzeit bei und verließ am 3. Darmstadt, das ihm nun verödet erschien. Denn auch Merck verließ es auf längere Zeit, indem er in Angelegenheiten des Hofes eine Reise nach Petersburg unternahm, von der er erst im December 1773 zurückkam. Die Vereinsamung füllte fleißiges Arbeiten am Werther aus. Auch erschienen Besuche in Frankfurt, die Goethe nicht gleichgültig waren.

Im August war die La Roche mit ihrer Tochter acht Tage dort. Damals wurden die Einleitungen zur Verheirathung Maximilianes mit dem Wittwer Brentano getroffen, einem reichen Frankfurter Kaufmann, den die Gesellschaft nicht für voll ansah. Goethe selbst theilte diese Ansicht nicht. Er nennt ihn 'einen würdigen Mann, eines offnen Charakters, viel Schärfe des Verstandes und den tüchtigsten zu seinem Geschäft.'

Durch die La Roche scheint Goethe auch mit den Frauen des Jacobi'schen Hauses bekannt geworden zu sein, die im Herbst nach Frankfurt kamen und in kurzem muntern Briefwechsel mit ihm blieben, ohne daß sich eine Bekanntschaft mit den Brüdern Friedrich und Georg Jacobi schon jetzt gemacht hätte.

Im October kam dagegen aus dem nordischen Kreise Klopstocks ein, wahrscheinlich durch Boie empfohlener Zög-

ling ins Goethesche Haus, Gottlob Fr. Ernst Schoenborn, ein Schützling Bernstorffs, der als dänischer Consulatssecretair nach Algier gieng und sich nun im Goethehause die achtungsvolle Freundschaft des Vaters, das ganze Herz der Mutter und Goethes Vertrauen erwarb. Sein Brief an Schönborn aus dem Sommer 1774 spricht dies lebendig aus.

Der Besuch Schönborns fiel kurz vor ein anderes Ereigniß, das Goethe noch mehr und dauernd verwaisen sollte. Seine Schwester Cornelie, die bisher an allen seinen Freuden und Leiden Theil genommen, war schon seit längerer Zeit mit J. Georg Schlosser verlobt und wurde ihm am 1. November 1773 angetraut. Das Ehepaar reiste am 7. November nach Emmendingen ab, wo Cornelie nach längerem Leiden am 8. Juni 1777 starb. Daß die Ehe keine glückliche war, wird allgemein behauptet; doch war mehr die Kränklichkeit der Frau, die ihren Mann aus Liebe genommen hatte, daran Schuld, als irgend ein andrer Grund. Schlosser heirathete eine Freundin Corneliens, Johanna Fahlmer, eine Verwandte Jacobis, wieder, die lange genug Augenzeugin in Schlossers Hause gewesen war, um nicht zu bemerken, ob an Schlosser die Schuld gelegen. Goethe rühmt seinem Schwager nach, er sei der beste Ehemann, wie er der zärtlichste und unverrückteste Liebhaber gewesen.

Gegen den Schluß des Jahres schien sich plötzlich eine Aussicht zu eröffnen, die Goethe überraschte. Sie zerfloß freilich sehr bald wieder, aber die Art, wie Goethe sich dabei zeigte, verdient Erwähnung. Kestner hatte von möglicher Näherung Goethes zu ihm einen Wink gegeben. Es gieng ihm durchs Herz. 'Mein Vater, schrieb er, hätte zwar nichts dagegen, wenn ich in fremde Dienste gienge, auch hält mich hier weder Liebe noch Hoffnung eines Amts, und so, scheint es, könnt' ich wohl einen Versuch wagen,

wieder einmal wie's draußen aussieht. Aber die Talente und Kräfte, die ich habe, brauch' ich für mich selbst gar zu sehr; ich bin von ieher gewohnt nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient sein. Und dann bis ich politische Subordination lernte — Es ist ein verfluchtes Volk, die Frankfurter, pflegt der Präsident v. Moser zu sagen, man kann ihre eigensinnigen Köpfe nirgends hin brauchen. Und wenn auch das nicht wäre, unter all meinen Talenten ist meine Jurisprudenz der geringsten eins. Das bißgen Theorie und Menschenverstand richtens nicht aus — Hier geht meine Praxis mit meinen Kenntnissen Hand in Hand, ich lerne ieden Tag und haudere mich weiter. — Aber in einem Justiz-Collegio — Ich habe mich von ieher gehütet, ein Spiel zu spielen, da ich der unerfahrenste am Tisch war — Also —' Diese Aeußerungen werfen ein helles Licht rückwärts und vorwärts; sie bestätigen, was bisher über seine 'Praxis' gesagt ist und zeigen, wie der Vater über den Eintritt in fremde Dienste gesinnt war. Bis die Entscheidung darüber näher rückte, waren noch zwei inhaltsreiche Jahre zu durchmessen.

Am 15. Januar 1774 traf Peter Brentano mit seiner jungen Frau, Maxe, die ihm am 9. in Ehrenbreitstein angetraut war, in Frankfurt ein. Frau La Roche begleitete das Paar und blieb bis zum Schluß des Monats. Die ganze Zeit über war bei Goethe keine Branche seiner Existenz einsam. Er freute sich dieser mit schwärmenden Festen angekündigten neuen Erweiterung seines Frankfurter Lebens und das Schicksal, mit dem er sich so oft herumgebissen, wurde jetzt höflich betitelt, das schöne, weise Schicksal, 'denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Aequivalents hat. Die Maxe ist noch immer ein Engel, die mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen anzieht,

und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens.' Aber Brentano war so thöricht nicht, er wünschte dringend, daß Goethe sein Haus besuche und dieser spielte mit den Kindern — es waren deren fünf aus erster Ehe — und begleitete mit dem Baß die Frau am Clavier, oder wie Merck, sehr spöttisch über diese Verbindung gestimmt, seiner Frau berichtet, er hatte sie über die Gerüche von Oel und Käse und über die Manieren ihres Mannes zu trösten. Im Werther, der Goethen um diese Zeit eifrig beschäftigte, erscheint die junge Frau als Frl. B., doch ohne strenge Aehnlichkeit. Bald sah er sie nur selten; doch wenn sie ihm begegnete, war's immer wie eine Erscheinung vom Himmel.

Es bildete sich damals ein andrer Kreis um den jungen berühmten Dichter, theils ältere Freunde, theils neue Bekannte. Zu jenen gehörten die Jugendfreunde Horn, Riese und Crespel. Zu Ihnen gesellte sich der katholische Prediger Dumeix, eine Kaufmannsfrau Serviere, die ein Parfümeriegeschäft ihres abwesenden Mannes versah, die älteren Freundinnen Corneliens, so weit sie nicht verheirathet waren, die schon genannte Anna Sibylla Münch, Tochter des Kaufmanns Phil. Anselm Münch, der ein großes angenehmes Haus machte, und H. Leop. Wagner mit Maximilian Klinger.

Während Anna Münch ihn zu der Abfassung des Clavigo beim Worte genommen haben soll (wobei, wie sich später zeigen wird, ein Gedächtnißirrthum wahrscheinlich ist), waren die beiden letzt genannten Genossen seine literarischen Vertrauten. Ueber Klinger, den allgemein Gekannten, in dessen Stück: „Das leidende Weib" Goethe als Doctor eingeführt ist, bedarf es keiner weiteren Mittheilungen, wohl aber über Leopold Wagner (geboren 1747 in Straßburg, gestorben 1779), den Goethe zwar

'nicht ohne Talent, Geist und Unterricht' nennt, aber doch, wie so manchen Jugendgenossen, nicht mehr deutlich vor der Erinnerung hatte. Lessing, der ihn freilich für Lenz ansah, äußerte gegen seinen Bruder (8. Januar 77), es sei immer noch ein ganz andrer Kopf als Klinger, und er habe seine 'Kindermörderin' (in der Bearbeitung des jüngeren Lessing) mit Vergnügen gelesen. In Bezug auf dies Trauerspiel bemerkt Goethe, Wagner habe die Idee dazu von ihm und zwar von Gretchen im Faust entlehnt, was unmöglich ist, da nicht ein einziger Zug übereinstimmt, als der Mord, den Evchen und Gretchen an einem Kinde vollbringen; in allen übrigen Dingen sind beide Stücke so verschieden, wie Lenzens Komödien und Faust. Bei Wagner trifft man ein Versinken im Rohen, Gemeinen und Grellen wie bei Lenz, und ebenso wie bei diesem eine unleugbare Gestaltungskraft, die nur nicht zur Durchbildung gelangte. Wagners 'Reue nach der That' war ein Vorläufer von Schillers Kabale und Liebe und darf sich im Einzelnen, freilich nur im Einzelnen, damit messen. Der vielverbreitete Irrthum, als habe Goethe Wagners Namen im Faust von diesem Jugendgenossen entlehnt, erledigt sich schon durch den Umstand, daß Fausts Famulus bereits im Volksbuche Wagner heißt. Nur die Seltenheit der Wagnerschen Schriften macht es erklärlich, daß über ihn, der sich neben Klinger und Lenz stellen darf, noch keine Monographie erschienen ist.

Goethe wandte sich mit seinem Kreise spröde und erbittert von den strebenden Geistern am Niederrhein ab. Die Bekanntschaft mit Jacobis Frau, Elisabeth, mit seiner Schwester Charlotte, mit seiner Tante Johanne Fahlmer hatte in diesem Verhältniß nichts gebessert. 'Nach Düsseldorf, schrieb er an die La Roche, kann und mag ich nicht. Sie wissen, daß mirs mit gewissen Bekanntschaften geht, wie mit gewissen Ländern; ich könnte hundert

Jahr Reisender sein, ohne Beruf dahin zu fühlen.' Noch deutlicher heißt es in einem gleichzeitigen Briefe an Kestner: die Iris ist eine kindische Entreprise und soll ihm (Georg Jacobi) verziehen werden, weil er Geld dabei zu schinden denkt. Eigentlich wollten die Jackerls den Merkur minieren, seit sie sich mit Wieland überworfen haben. Was die Kerls von mir denken, ist mir einerlei. Ehedessen haben sie auf mich geschimpft, wie auf einen Hundejungen, und nun müssen sie fühlen, daß man ein braver Kerl sein kann, ohne sie just leiden zu können.' Im Frühjahr 1774 hatte Goethe eine Posse „Das Unglück des Jacobis" angefangen, in der die Brüder, wie Höpfner an Raspe mittheilt, „wacker gepeitscht" wurden. In diesem Verhältniß sollte bald eine große Umwandlung eintreten, trotz der satirischen Scherze, die Goethe in seinem neueröffneten moralisch politischen Puppenspiele sammelte.

Possen und Farcen.

Das bedeutendste der in diese Zeit gehörenden satirischen Stücke, das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, das schon im Herbst 1773 fertig war, bezeichnet Goethe als eine Sammlung belebter Sinngedichte, die, ohne Schärfe und Spitze, mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattet, unter allen auftretenden Masken wirkliche, in Frankfurt und in seinem gesellig-literarischen Kreise lebende Glieder oder wenigstens damit verbundene und einigermaßen bekannte Personen meine; aber der Sinn des Räthsels sei den meisten verborgen geblieben; alle hätten gelacht, aber nur wenige gewußt, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze gedient. Die Satire muß demzufolge so zurückhaltend gewesen sein, daß man sie nicht

verstand. Es würde jetzt um so weniger fruchten, Anlaß und Beziehung dieser „belebten Epigramme" zu erforschen. Doch darf man annehmen, daß dies Puppenspiel nur in sehr beschränkter und beschnittener Gestalt veröffentlicht wurde und in dem Freundeskreise viel ausgeführter und vollständiger bekannt war. Das bestätigen auch einige später wieder nachgetragene Scenen, in denen die Bibelverwüster und Lämmleinfrommen, Leute wie Bahrdt und Leuchsenring, verspottet werden. Die Lokalsatire würde ohnehin nicht das Aufsehen veranlaßt haben, das diese Schilderungen von der Frankfurter Messe weit über Frankfurt hinaus erregten. Der Grund der Wirkung lag anderswo und dieser war für die Literatur der wichtigere. In der Posse waren auf einmal alle Regeln, welchen die Dichtung bis dahin gehuldigt hatte, beiseit geworfen und ein heitres lebensvolles der Wirklichkeit entlehntes Bild der Welt im Kleinen, ohne alle Nebengedanken, als Selbstzweck geschaffen und in einer Form und Sprache aufgestellt, die von den bis dahin allein berechtigten Ausdrucksweisen wie das unbefangen heitre Leben des Meßtreibens von dem conventionell geregelten abwich. Das Jahrmarktsfest war die Proclamirung der Genieperiode von ihrer heitern Seite und gründete, neben den ernsten Schöpfungen, wie Götz und Werther, Goethes Ruf und literarische Bedeutung, die dann durch eine Reihe gleichzeitiger Productionen nach anderen Seiten hin noch mehr gehoben wurde. Was zur Belustigung des gesellig-literarischen Kreises gedichtet war, erhielt eine Geltung und Wirksamkeit in der Literatur; der seiner selbst wegen geübte Scherz wurde wie ein für die öffentliche Wirkung berechnetes Werk angesehen und beurtheilt. Gegen den erst in spätern Jahren berüchtigt gewordenen Theologen Bahrdt in Gießen, der damals die Bibel in moderne Phrasen verwässerte, wurde der Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes

gerichtet, in welchem die Unhöflichkeit der Evangelisten an ihren Schriften vergolten werden soll. Wie Leuchsenring, der mit der „Hämmlein-Lämmleinsmiene" zwischen Herder und seiner Braut Uneinigkeit zu stiften gesucht, im Pater Brey verspottet war, richtete sich der Scherz in dem lange verschollenen, erst in späteren Jahren durch Jacobi an Goethe zurückgelieferten Satyros (vielleicht jenes 'Unglück der Jacobis') gegen Heinse, schwerlich gegen Lavater. Doch sind die Beziehungen, da die Chronologie des Stückes nicht feststeht, unsicher; sicher aber ist, daß in allen diesen Scherzen die nächste Umgebung nicht verschont blieb. Wie hätten ferner Stehende darauf rechnen dürfen?

Gegen Wieland, den Schüler der Franzosen, war die ganze damalige Jugend empört; die Göttinger Dichter, die er in seinem verklagten Amor durch die Zusammenstellung mit „Wodans wilder Brüderschaft, die aus Menschenschädeln sich besoffen," direkt gereizt hatte, verbrannten seinen Idris; fast die gesammte Kritik brach den Stab über ihn. Wie hätte Goethe es ohne Spott sehen können, daß er den Erfolg seiner Oper Alceste, der lediglich auf der Musik beruhen konnte, in langen selbstgefälligen Abhandlungen als sein Verdienst ausposaunte und der eitlen Selbstbespiegelung kein Ende fand. Die mattherzige Behandlung der antiken Mythe mußte ihm, dem der Titanentrotz des Aeschylos nicht einmal genügte, von der armseligsten Seite erscheinen. Rasch warf er Götter, Helden und Wieland hin, den Alcestedichter in der Nachtmütze und den Herkules mit den Derbheiten und Kraftausdrücken des Frankfurter Kreises! Lenz ließ die Farce ohne Goethes Auftrag drucken; die Menge der Nachdrucke zeigt, wie lebhaft der Beifall diesem Strafgerichte entgegenkam. Im März 1774 war das Stück in aller Händen. „Mein garstig Ding gegen Wieland, schrieb Goethe an Kestner, macht mehr Lärm als ich dachte. Er führt sich gut dabei

auf, wie ich höre, und so bin ich im Tort." Doch an die La Roche heißt es: „Ich dachte, Wieland sollte sich so albern nicht geberden. Denn was ist an der ganzen Sache? Ich hab ihm ein Gartenhäuschen seines papiernen Ruhms abgebrannt; kommt er darüber außer sich, was wird er erst gegen das Schicksal sagen, das mit unerhörter Impertinenz den Scheschianischen Palast mit so viel Kunstwerken und Kostbarkeiten, der Arbeit so vieler Hundert Menschenseelen, in vierundzwanzig Stunden in Asche legt." Wieland empfahl im Merkur „diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witz, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig den auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist." Gleichzeitig, in der Recension des Götz von Berlichingen, wünschte er aber, daß die Schriftsteller einander wenigstens mit Anständigkeit behandeln, ihre Talente nicht zur Befriedigung kleiner schlechter Leidenschaften mißbrauchen und den Stand der Gelehrten nicht durch ihre eigenen Bemühungen in den Augen der Weltleute verächtlich machen möchten. Goethe aber solle eine Freude daran haben, Personalsatiren auf den Ersten, den Besten zu machen, der ihm in den Wurf komme. Voß wußte, vermuthlich durch Boie, daß Goethe noch ähnliche Satiren liegen habe, unter anderem auch gegen Jacobi.

Hätte unser Dichter dem Alten in Weimar nichts entgegenzusetzen gehabt, als diese Satire, man würde ihm vom literarischen Standpunkte aus — und ein andrer ist hier nicht zulässig — den Vorwurf eines Pasquillanten nicht haben machen dürfen; aber er hatte ein Recht, die schwächliche Auffassung des Alterthums preiszumachen, da er eine Dichtung wie Prometheus unternehmen konnte, in der sich die selbstgenügende Kraft des Schaffens gegen

alle abgeleitete Kräfte und wären es die Götter, über denen wieder die Macht des Schicksals steht, trotzig auflehnt, ein Symbol gleichsam der jungen Generation, die durchaus nur auf eigenen Füßen stehen wollte. Das übrig gebliebene Fragment läßt nicht mit Sicherheit erkennen, wie der Ausgang gemeint war; aber sehr wahrscheinlich ist es, daß Goethe die Feßlung des Prometheus an den Felsen, also die Beugung, wenn auch nicht die Bekehrung des Trotzigen im Plane hatte. Der jetzige dritte Act kann nicht ursprünglich ein dritter gewesen sein, da er schon im zweiten liegt. Ihm genügte es nicht, mit Aeschylos in die Schranken zu treten, er gab auch den Wetteifer mit Shakespeare nicht auf. Er begann, einen Cäsar, von dem er schon bei Schönborns Anwesenheit in Frankfurt gesprochen, weiter auszubilden, doch haben sich nur einige dafür bestimmte, hingeworfene Sätze erhalten, die vielleicht noch aus der Straßburger Zeit herstammen. Sie scheinen einer ersten genaueren Bekanntschaft mit Shakespeares Manier ihre Entstehung zu verdanken.

Manches, das nicht unmittelbar von ihm für den Druck gearbeitet, aber aus seinem Kreise hervorgegangen und im Grunde sein Werk war, wie Prometheus, Deukalion und seine Recensenten, lehnte er öffentlich von sich ab. Anderes würde er damals im Jugendübermuth vielleicht unbedenklich der Oeffentlichkeit übergeben haben, wenn die Ausführung mit dem Einfalle hätte gleichen Schritt halten können. Dahin gehört Hanswursts Hochzeit, von der sich nur Fragmente gerettet haben, aber Fragmente, die genügend beweisen, wie weit der Muthwille getrieben werden sollte. Goethe hat sich im achtzehnten Buche von Dichtung und Wahrheit ausführlich über den Plan des Stückes ausgesprochen. Der soeben mündig gewordene Hanswurst, Pflegesohn des Kilian Brustfleck, soll sich mit Ursel Blandine verheirathen. Eltern und

Brautleute sind einstimmig. Nichts steht entgegen. Nur die Vorbereitungen zur Hochzeit verursachen einen geringen Aufschub, der aber für die Ungeduld des Helden zu groß ist. Zur Hochzeit sollen alle die ehrenwerthen Leute geladen werden, die der Deutsche mit Schimpf- und Ekelnamen bezeichnet, wie die Herren Schuft und Schurke, sammt ihrem unaussprechlichen Vetter Herrn Hans A. Als Goethe ein Jahr vor seinem Tode die Fragmente seinem getreuen Famulus vorlas, zeigte er auch den Zettel, der die Namen dieser auserlesenen Gesellschaft enthielt, fast hundert, beinahe drei Seiten füllend. 'Es war nicht zu denken, fügte er hinzu, daß ich das Stück hätte fertig machen können, indem es den Gipfel von Muthwillen voraussetzt, der mich wohl augenblicklich anwandelte, im Grunde aber nicht im Ernst meiner Natur lag und auf dem ich mich also nicht halten konnte.' Der Jüngling in den Zwanzigern hätte indeß manches vermocht, was der am Lebensziel rückblickende Greis nicht mehr für möglich halten durfte. Und auch in diesem überbietenden Wetteifer mit Hans Sachs würde Laune und Muthwille wohl ausgehalten haben, wenn nicht andre Hemmungen oder Ablenkungen eingetreten wären, von denen die Bekanntschaft mit den weimarischen Prinzen, die fortan einen gewissen anständigen Respect vor der Weltsitte auferlegte, nicht die geringste gewesen sein mag.

In diese Jahre fallen Fragmente des Ewigen Juden, über dessen Plan Goethe weitere Aufschlüsse gegeben hat. Rechnet man zu den Arbeiten dieser Zeit die am Faust, von dem erst später die Rede sein wird, den Clavigo und vielleicht Stella, so ergibt sich, daß der junge Dichter, wenn auch mit ungleichem Glück arbeitend, doch arbeitsam war und, trotz der Zersplitterungen durch Reisen, Besuche und geselligen Verkehr, seine Zeit wohl zu Rathe hielt.

Clavigo.

In Dichtung und Wahrheit, also in späteren Jahren, erzählt Goethe, daß nach einem geselligen Scherze den jungen Männern die jungen Mädchen der Gesellschaft durch das Loos als Frauen zugewiesen seien und daß er seiner, ihm auf diese Art zu Theil gewordenen Frau (Anna Sibylla Münch) in keckem Muth das Versprechen gegeben und gehalten habe, binnen acht Tagen aus dem so eben vorgelesenen (vierten) Mémoire, das Beaumarchais in Folge seiner Verurtheilung veröffentlicht hatte, ein Drama zu schaffen. Leider unterliegt die Richtigkeit der anmuthigen Erzählung den stärksten Zweifeln, da jenes gesellige Spiel, in dem um die Mädchen gewürfelt wurde, den Briefen an Kestner zufolge in den Januar 1773 fällt und Beaumarchais erst am 16. Februar 1774 verurtheilt wurde. Seine Mémoires erscheinen bald darauf und verbreiteten sich mit größter Schnelle durch Europa. Am 1. Juni 1774 war das Trauerspiel Clavigo fertig oder so gut wie fertig, da Goethe an diesem Tage darüber an Schönborn nach Algier schrieb, es sei eine moderne Anekdote, dramatisiert, mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit; der Held ein unbestimmter, halb groß, halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptfigur.

Im August war das Trauerspiel schon in Aller Händen. In Weimar vergoß man sanfte oder stromweise Thränen dabei, wenigstens der Kapellmeister Wolf und Sigmund v. Seckendorf. In Göttingen bemerkte Voß am 15. August, es sei wohl nöthig gewesen, daß Goethe sich vor dem Stücke genannt habe, da man den Verfasser des Götz ganz verkenne. Auch Jung-Stilling erkannte Goethe

in der Arbeit nicht wieder. Wieland hielt es (14. Aug.) nicht für schwer, an dem Clavigo zu beweisen, daß Goethe bei weitem noch nicht der Wundermann sei, für den man ihn halte. Selbst der eben gewonnene Freund F. H. Jacobi scheint nicht sehr erbaut gewesen zu sein. Goethe schreibt ihm am 21. August, 'daß mich die Mémoires des Beaumarchais freuten, romantische Jugendkraft in mir weckten, sich sein Charakter, seine Thaten mit Charakteren und Thaten in mir amalgamierten, und so mein Clavigo ward; das ist Glück; denn ich habe Freude gehabt darüber, und was mehr ist, ich fordre das kritische Messer auf, die bloß übersetzten Stellen abzutrennen vom Ganzen, ohne es zu zerfleischen, ohne tödtliche Wunde, nicht zu sagen der Historie, sondern der Structur, Lebensorganisation des Stückes zu versetzen. Also — Was red' ich über meine Kinder, wenn sie leben, so werden sie fort krabeln unter diesem weiten Himmel.'

Die hier der Kritik zugemuthete Ausscheidung des bloß Uebersetzten ohne Zerstörung des Ganzen würde allerdings unmöglich sein, da die ganze Unterredung, die Beaumarchais im zweiten Acte mit Clavigo hat, Wort für Wort, mit Einschluß der Anweisungen für das Spiel Clavigos, aus dem Mémoire des Beaumarchais aufgenommen und nur der kurze Monolog Clavigos von Goethes Erfindung ist.

Aber schon in der Einschiebung dieser wenigen Worte, in denen Clavigo tief innerlich erschlossen wird, zeigt sich, wie weit die Kunst des Dramatikers Goethe über der Kunst des Romanschreibers Beaumarchais steht. Denn Beaumarchais Mémoire ist nichts anders als ein auf Verherrlichung des eignen Selbst berechneter Roman über sein Auftreten in Madrid, der deshalb widrig wirkt, weil der Held desselben, Beaumarchais, selbst erzählt, wie unerschrocken und edel er, und wie schwächlich und niedrig der Gegner sich darin benommen. Goethe führt den Franzosen,

wie den Spanier vor die Augen des Zuschauers, und was in dem Bericht jenes die Unerschrockenheit zur Renommisterei und die Feigheit zur bequemen Fiction macht, tritt bei dem Dramatiker in Wahrheit so auf, wie es nach Beaumarchais Absicht wirken sollte.

Die übrigen Acte verdanken dem französischen Mémoire kaum irgend etwas. Beaumarchais berichtet, Clavigo habe sich mit Marie feierlich verlobt, dann sein Versprechen wieder gebrochen, worauf er mit der Erklärung, die er Clavigo abgedrungen, dessen Absetzung erwirkt habe.

Clavigo, welcher der Beaumarchais'schen Darstellung durchaus nicht glich, war später wieder in Dienst des Königs und starb erst 1806; seine Schwester verheirathete sich in Paris.

Goethe konnte für ein ernsthaftes Stück einen solchen Ausgang nicht gebrauchen; er legte das Ganze auf eine Tragödie an und gab Clavigo den Tod, während er den Tod der Maria durch ihre schwindsüchtige Constitution motivierte, ein Umstand, den Clavigo selbst nicht, um so entschiedner sein Freund und Treiber Karlos betont.

Wer als Vorbild zu dieser Gestalt, wenigstens den wesentlichen Zügen nach, gesessen hat, ist nicht schwer zu errathen, wenn man sich Goethes engen Verkehr mit Merck in jenen Jahren vergegenwärtigt. Das Stück fällt in die Zeit, als Goethe selbst in enge Verhältnisse mehr und mehr eingesponnen werden sollte, während seine Ideale mehr und mehr wuchsen. Das vorwärts und aufwärts drängende Streben seiner für das Enge und Kleine nicht geschaffenen Existenz verkörperte er in dem rathenden Freunde, der in Wahrheit gut räth, wenn er von der Verbindung eines schwindsüchtigen, mit einem Handlungsgeschäft beladenen Mädchens abmahnt, und die Züge von unentschiedener Halbheit, die Goethe damals noch in sich zu tilgen bemüht war, mit etwas rauher Hand auszulöschen strebt.

Stella.

Wenn es begründet ist, daß alle Goetheschen Dichtungen auf äußeren Veranlassungen beruhen, die mit seinen inneren Erlebnissen stimmen — und bei den meisten seiner Schöpfungen ist dies überzeugend nachzuweisen — so bleibt doch bei Stella, die in den ersten Monaten des Jahres 1775 entstand und zu Ende des Jahres (mit der Bezeichnung 1776) in Berlin erschien, ein solcher Zusammenhang äußerer und innerer Umstände noch aufzufinden.

Goethes vertrautester Freund Merck erkannte darin zwar nichts als Anlage von Situationen und gelungenen Situationen, wenigstens auf den Theaterbrettern, wo man keine Zeit habe, die Täuschung zu durchschauen; allein Goethe hatte doch etwas mehr damit gewollt, denn er schrieb im April 1775 über Stella an Jacobi: „Wenn du wüßtest, wie ich sie liebe und um deinetwillen liebe!" — als ob das Stück einen Bezug auf Jacobi und dessen Kreis haben könne.

Die ursprüngliche Fassung, die den Titel: „ein Schauspiel für Liebende" führte, ließ die Doppelheirat Fernandos bestehen, indem die verlassene tugendhafte Gattin selbst den Vorschlag macht, auch die später geheiratete Stella beizubehalten, ein Vorschlag, den der charakterlose Mensch sich gefallen läßt. In dieser Form wurde das Stück auf den deutschen Bühnen ohne Anstoß gegeben, ja in Berlin unaufhörlich gespielt und bewundert. Nur Nicolai hatte einen andern Ausgang erwartet und zwar den, daß die beiden Weiber, Cäcilie und Stella, den Schurken Fernando, der sie ohne Ursache verlassen und nächstens gewiß wieder verlassen werde, beide würden verabschiedet haben.

In diesem Sinne erschienen denn auch Gegenstücke von

Pfranger und andern. Das Publikum aber kümmerte sich meistens nicht um den Ausgang, sondern schwärmte mit den leidenschaftlichen oder gefühlvollen Stellen. Die Bühnen hingegen scheinen mit einer Art von Behagen das Thema der Bigamie aufgenommen zu haben. Unter allen Stücken von Reinhold Lenz war dem gewiß bühnenkundigen Schauspieler und Theaterdirector Schröder die Komödie „Die Freunde machen den Philosophen" das liebste; er wollte es auf die Bühne führen und unterließ es nur zufälliger Hindernisse wegen. In diesem Stück von Lenz wird, wie schon erwähnt, am Schluß förmlich und feierlich eine Doppelehe geschlossen, in welcher der wirkliche Ehemann den Namen hergibt und der Freund die Rechte und Pflichten der Ehe übernimmt. Kamen doch auch in der französischen Romanliteratur jener Zeit solche bigamische Verhältnisse vor und in Deutschland Annäherndes im Leben des Dichters Bürger. Nur daß man diese und ähnliche Verhältnisse nicht billigte, noch weniger zu dichterischer, gar dramatischer Verherrlichung geeignet fand.

Mit der Annahme, daß Goethe ein wirkliches oder mögliches Verhältniß nur objectiv habe hinstellen wollen und der Sittlichkeit der Zuschauer das Urtheil darüber selbst überlasse, reicht man hier nicht aus; weder die psychologische Motivirung berechtigt zu dieser Voraussetzung, noch die eigentliche Bedeutung der Lösung im Stück. Goethe selbst hat später den Schluß für unhaltbar befunden und denselben im Jahr 1805 geändert: Fernando erschießt sich, Stella hat Gift genommen. In dieser tragischen Form steht das Schauspiel seit 1807 in den Werken.

Rheinreise. Besuche.

Zu Anfang Juni 1774 erwartete Goethe einen neuen Freund, Lavater. Auf Herders Empfehlung hatte sich dieser an Goethe als einen großen Zeichner gewandt, um für seine damals beabsichtigte Physiognomik sich seinen Beistand zu erbitten. Goethe, der gleich mit ganzem Eifer darauf eingieng wünschte eine persönliche Bekanntschaft, zu der sich Gelegenheit fand, als Lavater, mit Zeichnern umgeben, im Juli 1774 seine Reise nach Ems machte. Er blieb fast eine Woche im Goetheschen Hause und gewann die Achtung der Eltern des Dichters, der ihn nach Ems begleitete, aber bald zurückkehrte, weil seine kleinen Geschäfte gerade auf der Bahn waren, so daß er sie kaum verlassen durfte. In der That hatte er damals, laut einer Aufforderung in den Frankfurter Nachrichten vom 10. Juni eine Sache für die 'Vorstadt- und Buddeischen Herren Erben' zu führen, die ihm jedoch nicht viel Kopfbrechens gemacht und nicht viel Zeit weggenommen haben wird, da er mit Basedow, dem damals berühmten Regenerator des Erziehungswesens, der ihn am 12. Juli in Frankfurt besuchte, schon am 15. aufbrach, um ihn nach Ems zu begleiten und Lavater wiederzusehen. Von da reiste die ganze Gesellschaft die Lahn hinunter nach Coblenz, wo Goethe bei dem bekannten Diner als Weltkind zwischen den beiden Propheten mitteninne, von denen der eine einem Pfarrer die Apokalypse auslegte, der Andre seinem Nachbar Tanzmeister über die Taufe belehrte, einen Hahnen verzehrte.

Mit Basedow bildete sich kein Verhältniß, er war zu ungeschlacht; seine Manieren widerstanden Goethe. Zu Lavater fühlte sich der junge Freund um so inniger hingezogen. Zwar lachte er ihn aus, daß er jede Viertel-

stunde an die Seinigen schrieb und mit jeder Post Briefe und Zettelchen erhielt, worauf eigentlich nichts stand, als daß sie sich wie vor vier Wochen noch immer herzlich liebten. Aber diese seltsam schwärmerische Natur, in der eine unendliche Fülle der Liebe zu wohnen schien, imponierte ihm.

Die physiognomische Theorie Lavaters, die aus der Profillinie die Eigenschaften der Menschen erkennen wollte, deuchte ihm eine neue wirksame Handhabe, die Räthsel der Natur zu lösen. Eine Zeitlang schwärmte er eifrig mit, wurde aber bald genug gewahr, daß aus jener Linie nur bekannte Eigenschaften herausgelesen wurden und daß die täuschende Wissenschaft unbekannten Profilen gegenüber in schwankender Verlegenheit verstummte oder sich ärgerliche Blößen gab. Den großen Erfolg der 'Physiognomischen Fragmente' verursachten theils die schönen Kupferstiche, theils die Eitelkeit der Menschen, sich abgebildet und ihre Silhouetten oder ausgeführten Bildnisse mit schmeichelhaften Ausdeutungen begleitet zu sehen. Dabei wurden die Berühmteren mit Namen genannt, der Bescheidenheit aber blieb überlassen, sich zu diesem oder jenem Bilde oder Typus der Gesichtsformen zu bekennen.

Von Ehrenbreitstein aus, wo Frau v. La Roche eindringlich zugeredet haben mochte, folgte Goethe dem Rhein abwärts nach Düsseldorf, um die Familie Jacobi aufzusuchen. Er hatte sich kürzlich durch einen Brief an Heinse über dessen Laidion wenigstens etwas genähert. Als er dort eintraf, fand er das Haus leer. Fritz war nach Elberfeld, seine Frau zu den Eltern nach Vaels gereist, die übrigen in Pempelfort. Nach einem Gange auf die Galerie, die 'seines Herzens Härtigkeit erweichte,' gieng er nach Pempelfort hinaus, um wenigstens Jacobis Schwestern, Charlotte und Helene, sammt den Kindern zu sehen. Nachmittags zog er weiter, nach Elberfeld, wo er seinem

alten Freund Jung-Stilling und endlich, unangemeldet und unvorbereitet, auch Jacobi gegenübertrat.

Wer die seltsame Menschensammlung, die sich in Elberfeld um Einen Tisch schaarte, kennen lernen will, muß Jung-Stillings romanhaft gehaltenen Bericht in dessen Wanderschaft nachlesen. Auch Lavater hatte sich unerwartet eingefunden, und Heinse, das Urbild des Satyros, saß mit Physiognomikern, Mystikern und Pietisten an demselben Tische, die den unruhigen, um den Tisch tanzenden Goethe, den dieser Zirkel von Menschen königlich gaudierte, ab und an mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansahen, worauf er sie mit großem hellem Blick danieder-schoß. Die Frommen entfernten sich bald, Goethe aber reiste mit Jacobi und Heinse nach Düsseldorf zurück und zog dann, von beiden Jacobis bis Köln begleitet, wieder rheinaufwärts.

Vierzig Jahr später erinnerte F. Jacobi den Freund noch mit der ganzen Glut der Jugend an die Stunden in Köln, 'an das Jabachsche Haus, das Schloß zu Bensberg, die Laube, in der du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst; an den Saal in dem Gasthof zum Geist, wo wir über das Siebengebirge den Mond heraufsteigen sahen, wo du in der Dämmerung auf dem Tische sitzend uns die Romanze 'Es war ein Buhle frech genung' — und andere hersagtest... Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht suchtest du mich noch im Dunkeln auf — Mir wurde wie eine neue Seele. Von diesem Augenblick an konnte ich dich nicht mehr lassen.'

Auch Goethe, der am 27. Juli in Ems wieder mit Lavater und Basedow zusammentraf und am 13. August wieder in Frankfurt war, hatte damals dieselben Empfindungen. An Jacobis Frau schrieb er: 'Ihr Fritz, Betty, mein Fritz; Sie triumphieren, Betty, und ich hatte geschworen, ihn nie zu nennen vor seinen Lieben, bis ich

ihn nennen könnte, wie ich ihn nie zu nennen glaubte, und nun nenne. Wie schön, wie herrlich, daß Sie nicht in Düsseldorf waren, daß ich that, was mich das einfältige Herz hieß. Nicht eingeführt, marschalliert, excusiert; grad rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich, und ich und er! Und waren schon, eh noch ein schwesterlicher Blick drein präliminiert hatte, was wir sein sollten und konnten.'

Und an Jacobi selbst: 'Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand deiner Liebe zu sein. O das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom andern zu empfangen, als er gibt. O Liebe! Liebe! Die Armuth des Reichthums — und welche Kraft wirkts in mich, da ich im andern alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe. Glaub mir, wir könnten von nun an stumm gegen einander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wärs, als wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredet haben.'

Goethe war der Mann, dessen Jacobis Herz bedurft hatte, der das ganze Liebesfeuer seiner Seele aushalten und ausdauern konnte. 'Mein Charakter, bekennt er der La Roche, wird nun erst seine ächte eigenthümliche Festigkeit erhalten, denn Goethes Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen, den einsamen, verschlossenen, lebendige Kraft und unüberwindliche Gewißheit gegeben.' Und an Wieland schrieb er nach dieser ersten Bekanntschaft, je mehr er's überdenke, je lebhafter empfinde er die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen, nicht gehört habe, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Heinse nenne ihn Genie, Kraft und Stärke vom Wirbel bis zur Zehe, und er selbst möchte ihn einen Besessenen nennen, dem fast in keinem Falle gestattet sei, willkürlich zu

handeln. Man brauche nur eine Viertelstunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln solle, als er wirklich denke und handle. Doch sei damit nicht angedeutet, daß keine Veränderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders sei sie in ihm möglich, als so wie die Blume sich entfalte, wie die Saat reife, der Baum in die Höhe wachse und sich kröne.

Diese tiefen Eindrücke wiederholt Jacobi fast wörtlich aus seinen Briefen im gleichzeitigen 'Allwill' als Züge dieses im übrigen mit Goethes kräftiger Gestalt in keinem Stücke übereinstimmenden Helden.

Wie gewaltig Goethes persönliche Erscheinung wirkte, klingt in allen Briefen des Düsseldorfer Kreises wieder. Heinsen war er ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln. Er kannte keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre, wie dieser. 'Da ist kein Widerstand, er reißt alles mit sich fort.' Lavater nennt ihn in seiner stammelnden Manier 'den Unvergleichlichen, Einzigen,' 'den furchtbarsten und den liebenswürdigsten Menschen.' Goethe aber hatte dem neuen Freunde Jacobi ins Herz geredet, das Speculieren einmal zu lassen und anstatt zu betrachten, lieber zu schaffen.

Jacobi entwarf alsbald einen Roman in Briefen und fieng an, ihn auszuarbeiten. Es waren die form- und gestaltlosen 'Allwills Papiere,' die gleich frischweg an den deutschen Merkur abgesandt wurden und sich neben Werther, der im September erschien, wie die Caricatur zur Natur ausnahmen. Denn bei allen jugendlichen Selbsttäuschungen der beiden neuen Freunde war die Grundverschiedenheit ihres Wesens doch nicht zu verdecken. Goethe ließ ihn voller Gesundheit Herz und Geist gleichen Schritt gehen. Jacobi drängte sich mit krampfhafter Gewaltsamkeit aus

seiner unklaren Ideenwelt zum schaffenden Leben; während Goethe aus seinem Leben Gedichte pflückte, wollte Jacobi sein Leben zum Gedicht machen. Es konnte nichts charakteristischer für ihn sein, als nach Goethes Abreise sein Zug in den Wald, den er Goethen in Goethes nachgeahmter Redeweise schildert, als ob in diesen Phantastereien und im Verschlucken des unbetonten e Goethes Wesen liege.

Diese allzu heiß begonnene Freundschaft konnte nicht von Dauer sein, da Goethe nur gab, Jacobi nur empfieng und nicht einmal zu nutzen wußte, was er empfieng. Wie anders mochte Goethe die Natur entzücken, da die Catrin Lisbet, seine alte Wetzlarer Strumpfwaschern, die Schwätzern' bald nach seiner Heimkehr zu ihm in die Stube trat und ihm von 'dem herzlieben Lottgen' erzählte, wie sie so garstig gewesen und ein gut Kind, und wie sie die 'Schlockerhändgen,' die Lotte gemacht, ihm vormachte.

Der erste Ausflug, den Goethe nach der Rheinreise unternahm, war nach Langen, zwischen Frankfurt und Darmstadt, wo er mit Merck zusammentraf, um ihm von seiner Aussöhnung mit Jacobi und seinen Plänen zu berichten. Einige Tage vorher hatte ihn Gotter besucht, der mit zwei Schwestern nach Lyon reiste, um dort eine Schwester zu sehen. Er war gut, sehr krank, doch munter; ihr altes Leben ward recapituliert; Goethe schwätzte ihm allerlei vor, und so gieng er wieder. 'Darin hab ichs gut, ruft er Kestner zu, wenn meine Freunde halbweg reisen, so müssen sie zu mir, bei mir vorbei und zollen.' So erwähnt er, am 23. September, während die Messe um ihn her kreischte, seine Freunde seien in Frankfurt, und Vergangenheit und Zukunft schwebe wunderbar in einander. Mit dem Schweizer Karl Ulysses v. Salis-Marschlins, der seines Erziehungsinstitutes wegen eine Reise nach Dessau machte, wurde Goethe um diese Zeit gleichfalls bekannt, doch hatte die Begegnung keine weitere Folge.

Interessanter mochte ihm sein, daß sich Klopstock, mit dem er seit dem Frühjahr in Briefwechsel stand, bei ihm anmeldete. Klopstock, dessen Messias abgeschlossen erschienen war und dessen eben erschienene Gelehrtenrepublik die seltsam gespannten Erwartungen des Publikums zwar getäuscht, der Verehrung für den Dichter aber keinen Eintrag gethan, war auf seiner geräuschlosen Reise nach Karlsruhe begriffen. Durch den Mangel an Postpferden in Göttingen, wo ihm die Verehrung des jungen Dichterbundes Ersatz für die Gleichgültigkeit der „Universitätsperücken," gewährte, war er länger als er erwartet hatte zurückgehalten, und deshalb von Goethe, der ihm bis Friedberg entgegengereist war, vergebens erwartet worden. Endlich traf er in den ersten Tagen des Octobers in Frankfurt ein und stimmte die hohe Meinung, die ihm entgegenkam, zwar nicht herunter, hatte aber, ein Vierteljahrhundert älter als Goethe, ein fertiger Ruhm dem aufglänzenden Gestirn gegenüber, nicht die Anziehungskraft, die zu einem innigeren Verhältniß hätte führen können. Seine weltmännischen Manieren paßten zu dem freien offenen unbefangenen Wesen des Jüngeren sehr wenig. Die Richtungen beider lagen weit auseinander. Jener hatte sich zu einer feierlichen Persönlichkeit, dieser nur seine Natur herausgebildet. Dennoch war die Verehrung Goethes und die Empfindung, wie große Ehre ihm dieser Besuch machte, stark genug, um dem Gaste angenehme Tage zu bereiten. Goethe theilte ihm vielleicht schon damals Scenen aus seinem Faust mit, an denen Klopstock wenig Geschmack fand, wie er denn noch nach Jahren, als das erste Fragment erschienen war, über die traurige Genieerei der Fauste traurig genug epigrammatisierte. Goethe begleitete ihn damals, wie es scheint,

eine Strecke Weges und dichtete am 10. October im Postwagen die Apostrophe 'An Schwager Kronos.'

Nach diesem Besuch lag er, wie er der La Roche schreibt, stumm in sich gekehrt und ahndete in seiner Seele auf und nieder, ob eine Kraft in ihm liege, all das zu tragen, was das eherne Schicksal künftig noch ihm und den Seinigen zugedacht habe; ob er einen Fels finde, drauf eine Burg zu bauen, wohin er im letzten Nothfall sich mit seiner Habe flüchte. Diese schwermüthigen Betrachtungen, deren bestimmte Veranlassung nicht deutlich nachzuweisen ist, die sich aber vielleicht auf ein keimendes Verhältniß beziehen, das uns bald klarer gegenübertritt, wichen, als der Winter sich entschieden einstellte und am 10. November das erste Eis brachte. Es fror so stark, daß bald darauf der kleine Teich, der flach vor der Stadt lag, trug. Alsbald wurde Bahn geschaufelt und nun mit den Freunden das Vergnügen des Schrittschuhlaufens, das Klopstock besungen und empfohlen hatte, bis zum unfreundlichen Abend gekostet. An einem solchen Abend schrieb er dann die Verse in das alte, bei Crespels aufgefundene Stammbuch J. Peter Reyniers, die einen heiteren Einblick in das trauliche Leben hinterm Ofen eröffnen.

Die darin erwähnten zwei großen Diebe von Post und Kirche waren seine Freunde Crespel und Riese, zu denen nur Horn deshalb nicht gesellt ist, weil er den Abend nicht zugegen war.

Dann, wie er am Tage drauf meldete, ordnete er, ernte er und gieng nach Offenbach, 'wenn was dran liegt,' begann in Oel zu malen, portraitierte ins Große und machte kleine Liebeslieder. Einige Gedichte dieser Art aus älterer Zeit sandte er am 1. December an den älteren Jacobi, Johann Georg, den Herausgeber der Iris, den er an die guten Stunden erinnerte, die sie von Düsseldorf nach Köln geführt, und mit der Bemerkung, daß er den jüngeren

Bruder, Fritz, gegen Ende des Jahres in Frankfurt erwarte, einlud, auch einmal zu versuchen, wie sichs auf reichsstädtischem Sande sitze. So hatte er auch nach dieser Seite hin, durch Theilnahme an der einst so wegwerfend erwähnten Iris, seinen Frieden geschlossen. Es sollte nicht lange währen, so schloß er ihn auch mit Wieland.

Am 12. December trat in der Dämmerung ein Fremder bei ihm ein, den er für den erwarteten Fritz Jacobi hielt. Es war Karl Ludwig v. Knebel, der im Gefolge der auf einer Reise nach Karlsruhe begriffenen Prinzen Karl August und Konstantin von Sachsen-Weimar-Eisenach, in Frankfurt angekommen war und den Dichter des Götz, des Clavigo und Werther kennen zu lernen wünschte. Er war seit einigen Monaten Instructor des jüngeren Prinzen, besonders in militärischen Wissenschaften. Durch Knebel wurde Goethe den Prinzen vorgestellt, die ihr lebhaftes Gefallen an dem jungen, ihnen freilich an Jahren überlegenen Manne, unverhohlen zu erkennen gaben. Besonders fühlte sich Karl August zu ihm hingezogen und sein Wille, obgleich er damals noch nicht mündig war (geboren 3. September 1757), hatte doch Gewicht genug, daß Graf Görz, der die Reise leitete, einer Einladung nach Mainz nicht hinderlich sein konnte. Während sie dorthin weiter reisten, blieb Knebel bei Goethe zurück, 'um den besten aller Menschen zu genießen.' Am 13. folgten dann beide den Prinzen nach Mainz.

Knebel hatte die Rede auch auf Goethes Farce gegen Wieland gebracht und es, ohne weitaussehende Nebengedanken, lediglich der Sache wegen für löblich gehalten, wenn der jüngere Mann dem ältern in derselben freimüthigen Weise, wie ihm, bekenne, daß er eigentlich nichts gegen Wielands Person habe und auf die Satire keinen Nachdruck lege. Von Mainz aus schrieb Goethe an Wieland und erhielt, wie aus einem Brief an die La Roche

ersichtlich, auch Antwort von ihm, wie er sie vorgefühlt. 'Das ist ein Verfluchtes, daß ich anfange, mich mit niemand mehr mißzuverstehn,' als ob er die Epoche fühlte, die sich ankündigte, und ärgerlich-humoristisch nach der Zeit zurückverlangte, da er sich im freien Jugendmuth vor keinem Anstoßen und Anbinden gescheut hatte.

Als er heimkam, war seine gute Klettenberg gestorben (13. December) und begraben (16.), sie, die ihm so lieb, so viel war. An die La Roche schrieb er: 'Mama, das picht die Kerls und lehrt sie, die Köpfe strack halten.' Er hatte wohl Grund dazu, denn bevor er an die Stätte versetzt werden sollte, auf der sich sein Leben voll entfalten konnte, hatte er noch ein schweres Jahr durchzumachen; glücklich genug für ihn, daß das Schicksal, 'das schöne, weise Schicksal' ihm wieder Gelegenheit gab, sich mit ihm 'herumzubeißen,' und ihn vor der Einklammrung in kleine, wenn auch nicht reizlose bürgerliche Verhältnisse bewahrte.

Als Goethe im Januar 1775 die Briefe des vergangenen Jahrs sortierte und aufschrieb, giengen ihm mancherlei altneue Ideen durch den Kopf. Wenn man so den moralischen Schneeballen seines Ich ein Jahr weiter gewälzt hat, er hat doch um ein Gutes zugenommen. Gott verhüte Thauwetter!' Zunächst wälzte er den physiognomischen Ballen für Lavater, der das Manuscript zu seinem großen Werke an den Buchhändler Reich durch Goethes Hände gehen ließ. Die Beiträge, welche Goethe zu den 'Fragmenten' lieferte, sind in seine Werke nicht aufgenommen und von Lavater wohl nur theilweise angezeigt; sie sind nicht unbeträchtlich und würden, könnte hier eine ausführlichere Darstellung gegeben werden, als Symptome seiner Mitleidenschaft an der physiognomischen Zeitepidemie einzuschalten sein.

Dann wälzte er den Ballen in geselligen Zerstreuungen weiter. Er war lebensfroh, im starken Treiben. Fritz

Jacobi war zum Besuch gekommen, mit dem er seine Dichtungen, die noch im Manuscripte lagen, durchsah. Jacobi lernte hier schon den Faust so kennen, daß ihm nach dem Erscheinen des Fragments fast nichts Neues darin begegnete. So erfreulich Goethe die Gegenwart des Freundes auch war, so gern er auch ein Singspiel, an dem er schon 1773 gearbeitet, für die Iris zusagte und am 6. Februar dahin absandte, konnte er doch zu keiner Arbeit kommen. Er bat den Freund endlich, zu gehen. Dieser reiste am 5. Februar, nach fast vierwöchigem Aufenthalt, über Mannheim nach Karlsruhe. Auf der Rückreise blieb er dann wieder vom 24. Februar bis zum 2. März in Frankfurt, wo Goethe durch den Besuch des in einer Augenkur damals unglücklichen Jung Stilling und durch die Strudel der Wintervergnügungen bald hier, bald dorthin getrieben wurde. In diesen Tagen, während des ersten oder zweiten Aufenthalts, lernte Jacobi bei Goethe auch Klinger kennen, dessen er sich noch nach dreißig Jahren erinnerte. Fraglich ist es, ob Goethe ihn auch mit Elisabeth Schönemann zusammenzuführen Gelegenheit hatte oder haben wollte.

Lili.

Schon seit dem Spätherbst des vorigen Jahres hatte er dies junge Kind (getauft 23. Juli 1758) einer reichen Witwe, geborene d'Orville, kennen gelernt und sich zu dem schönen muntern gefallsüchtigen Mädchen hingezogen gefühlt. Bald wurden beide vertraut und, um kurz zu sein, von einer Freundin des Hauses, fast ohne selbst zu wissen, wie es zugegangen, mit einander verlobt. Goethes Eltern waren der Heirath anfänglich sehr entgegen, da sie eine solche Putzdame für ihr Haus nicht passend hielten.

Goethe selbst will nach seinen Mittheilungen in Wahrheit und Dichtungen Lili leidenschaftlich geliebt haben und war jedenfalls entschlossen, sie zu heirathen. Die Stürme aber, die hier vor der Hochzeit kamen und ihn damals von Stimmung zu Stimmung warfen, ihn beglückten, weil er ohne solche Aufregungen nicht glaubte leben und lieben zu können, ihn aber ebenso oft und tief erschütterten, wie aus den leidenschaftlichen Briefen an die Gräfin Auguste Stolberg, den treuesten Reflexen seines damaligen inneren Lebens hervorgeht — diese stets wiederkehrenden Stürme öffneten ihm früh die Augen.

Schon im April war er entschlossen, zu verreisen. Aber das Sehen that ihm zu weh; er schloß die Augen wieder und ließ sich wieder leiten, gängeln und quälen. Er schildert sich selbst in seiner Doppelnatur, den Fastnachts-Goethe, der im galonierten Rock, sonst vom Kopfe zum Fuße auch in leidlich consistenter Galanterie, umleuchtet vom umgebenden Prachtglanze der Wand- und Kronleuchter, von ein paar schönen Augen am Spieltisch gehalten, aus der Gesellschaft ins Concert und von da auf den Ball getrieben wird und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht — und den Goethe, der im grauen Biberfrack in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramen, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines Hausraths mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Maße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er macht, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will.

Diese streitenden Naturen suchte er zu versöhnen, aber der Preis war nicht der, um den er da war. Die große Dame konnte ihn nicht beglücken, und seine tiefe Liebesfülle war zu gut zum Spielen. In seiner Unruhe um ein Lebensglück, das er wie verirrt suchte, erhob ihn dann, daß ihn viel edle Menschen, die von allerlei Enden des Vaterlands, zwar freilich unter viel unbedeutenden, unerträglichen, in seine Gegend zu ihm kamen, manchmal vorübergiengen, manchmal verweilten. 'Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in andern wiederfindet.'

Es mag dahin gestellt sein, zu welcher Gattung er die Prinzen von Meiningen rechnete, Karl August und Georg, die durch Frankfurt reisten und ihn und seinen Freund Riese am 2. Februar zu Tisch geladen hatten. Karl August, wie jener weimarische, auch ein minorenner Thronerbe, berichtet darüber seiner Schwester Marie Charlotte, Herzogin v. Gotha, er habe neben Goethe gesessen: 'Er spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amusant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen, in der Statur Gotters, hat seine ganz eigenen Façons, sowie er überhaupt zu einer besondern Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigenen Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter.'

Auch Klopstock, der schon im Februar die Rückreise beschlossen hatte, kam am 30. März, auf der Fahrt von Karlsruhe nach Hamburg, wieder zu Goethe. Einer seiner Brüder, der zehn Jahre in Madrid gewesen, hatte ihn überrascht und zur Mitreise beredet. Die Gerüchte, daß er in Verdruß plötzlich abgereist, waren falsch. Er fand Goethen diesmal 'in sonderbarer Bewegung,' so daß dieser von dem Theuren nur schlurpfte.' Jene Bewegung war eben der Zwiespalt zwischen Neigung und Wunsch frei zu sein, dem er folgte, als die Brüder Christian und

Friedrich Leopold Stolberg mit Haugwitz im Mai auf dem Wege in die Schweiz bei ihm einkehrten und ihn leicht beredeten, sie zu begleiten. Als diese drei und Goethe, wie die vier Haimonskinder, von Goethes Mutter mit Tyrannenblut ihren Tyrannenhaß hinunterzuspülen ermahnt wurden, erhielt die Frau den Namen der Frau Aja, den sie wie einen Ehrennamen beibehielt. Mit ihnen und Klinger machte Goethe Ausflüge bis zur Ingelheimer Au, und riß sich dann aus der 'Strudelei, der Unmäßigkeit des Vergnügens und Schmerzens' los und reiste über Emmendingen, wo er seine Schwester am 4. Juni zum letztenmale sah, mit in die Schweiz. Von dieser Reise stammen die dem Werther nicht sehr schicklich angehängten Briefe.

Am 5. Juni war er auf dem Wege nach Schaffhausen, am 12. an Lavaters Pult, am 19. in Altorf, am 20. bestieg er den Gotthard, am 2. Juli finden wir ihn wieder bei Lavater, zwischen dem 10. und 14. traf er mit Zimmermann in Straßburg zusammen, der ihm eine Silhouette der Frau v. Stein in Weimar zeigte, unter welche Goethe schrieb: 'Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck.' Zimmermann verfehlte nicht, der Frau v. Stein darüber genauen Bericht zu erstatten. Am 25. Juli schrieb Goethe wieder aus Frankfurt an Auguste Stolberg, und am 27. an die La Roche: Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist; nun geh mir's wie's wolle, hab' ich doch immer da einen Zufluchtsort.'

Während seiner Abwesenheit waren die weimarischen Prinzen, die von Karlsruhe aus mit Erlaubniß ihrer Mutter eine Reise nach Paris gemacht, von da wieder auf der Heimreise durch Frankfurt gekommen. — Das Drängen und Treiben begann wieder; schon am 5. August

dachte Goethe daran, nach Italien zu reisen, aber Lili-Belinde zog ihn unwiderstehlich zurück, bis endlich auch diese Fesseln rissen, wie sie geknüpft waren, man wußte nicht wie.

Singspiele.

Das Singspiel entlehnten die Deutschen von den Franzosen, denen Goethe selbst das Verdienst zuschreibt, ein heiteres singbares Wesen auf unser Theater herübergebracht zu haben. Es waren kleine Lustspiele mit eingemischten Arien, Duetten, Terzetten und Chören, leicht hingeworfene Sachen, an die man nicht große Ansprüche machte. Auch Goethe versuchte sich in dieser Gattung, als er mit dem Componisten André in Offenbach bekannt geworden war. Der Verbindung mit ihm verdanken wir Erwin und Elmire und Claudine von Villa Bella, die beide in doppelter Gestalt vorliegen.

Goethe erwähnt in Dichtung und Wahrheit, die Oper Erwin und Elmire sei aus Goldsmiths liebenswürdiger, im Landprediger von Wakefield eingefügten Romanze entstanden. Es ist die Ballade von Edwin und Angelina im achten Kapitel gemeint. Angelina, in Männertracht, kommt zu einem Eremiten, von dem sie auf den verlornen Pfad geführt zu werden wünscht. Sie bekennt dabei, daß sie ihren Geliebten, dessen Liebe sie zwar gerührt, doch durch Eitelkeit und Spott verletzt und an seinem Leid Freude gehabt hatte, so daß er in die Einsamkeit gegangen und dort gestorben sei. Dieser todtgeglaubte Geliebte ist Edwin, der Eremit. Beide bleiben nun vereint bis zum Tode.

Den Landprediger von Wakefield hatte Goethe durch

Herder in Straßburg kennen gelernt und seitdem werth gehalten; doch wird seiner in den Briefen nach der Wetzlarer Zeit nicht mehr mit innerer Freude gedacht. Es läßt sich vermuthen, daß Erwin nicht allzulange nachher begonnen wurde. Eine Stelle in einem Briefe an Kestner ohne Datum, aber sicher aus den letzten Decembertagen 1773 scheint das zu bestätigen, da hier von einem 'bald fertigen Lustspiel mit Gesängen' die Rede ist, das 'ohne großen Aufwand von Geist und Gefühl, auf den Horizont unsrer Akteurs und unsrer Bühne gearbeitet ist. Und doch sagen die Leute, es wären Stellen darin, die sie nicht prästieren würden.' Die Arbeit scheint aber damals entweder unbeendet geblieben oder doch zurückgelegt zu sein. Erst im Januar 1775 wurde sie wieder aufgenommen; Anfang Februar machte Goethe die Arie 'Ein Schauspiel für die Götter,' und zwar am Abend des Tages, als er Nicolai's Freuden des jungen Werthers erhalten hatte. Am 6. Februar sandte er das Stück nach Düsseldorf; es erschien im Märzheft der Iris 1775.

Schon diese aus den gleichzeitigen Briefen geschöpften Umstände ergeben, daß Goethes Verhältniß zu Lili nicht die Veranlassung des Stücks war oder wesentliche Züge desselben daraus entlehnt sein können; noch deutlicher zeigt dies der Inhalt der Operette, bei der launig genug ausdrücklich bemerkt wird, der Schauplatz sei nicht in Spanien.

Der traurigen, die Thränen kaum bezwingenden Elmire hält ihre Mutter Olympia eine lange Rede über die Folgen der Modeerziehung, durch welche die Mädchen dressirt werden, um sich als Damen zu zeigen, während sie von innen Kinder bleiben; sie sollen sich produzieren zu eigner und fremder Langeweile und da gehe dann Glück und Zufriedenheit verloren und komme solch ein weinerliches Püppchen heraus, wie Elmire, die mit allen ihren Gefühlen

und Ideen, in denen sie das Glück ihres Lebens finden wolle, doch nur elend sei. Es gehe ihr gerade wie dem Erwin, der sonst gut, sanft, beliebt bei Hofe gewesen, zwar ohne Vermögen, doch von gutem Hause und dabei fleißig; er habe sich aber nirgends wohl gefühlt, und nun sei er vor lauter Unruhe und Unzufriedenheit mit sich selbst davon gelaufen, irre umher, sei unter die Soldaten gegangen oder gar gestorben.

Nach dieser langen, kaum durch ein zwischengeworfenes Wort unterbrochenen Rede gegen die modische und für die alte naive Erziehung geht die Mutter Olympia ab und tritt nicht wieder auf.

Elmire weiß nur zu gut, warum Erwin entflohen; sie, die zwar ein Herz hat, es aber unter gleichgültiger spottender Außenseite verbirgt, hat ihn durch Kaltsinn und anscheinende Verachtung zur Verzweiflung gebracht und empfindet darüber die bitterste Reue. Bernardo, ihr früherer französischer Sprachmeister, Freund und Vertrauter bringt keine Nachricht von dem Entflohenen, den er wie einen Sohn geliebt, da er so gut, so bescheiden war, wie er in seinem Liede vom Veilchen schildert. Elmire singt das Lied, macht sich neue Vorwürfe und möchte ihr Herz vor einem Beichtiger ausgießen. Bernardo berichtet, daß er bei seinem Spazierritt, vom Wege verirrend, einen ehrwürdigen Eremiten getroffen, dessen tröstliches Wesen er so sehr rühmt, daß Elmire den Alten zu sehen wünscht. Als sie fort ist, freut sich Bernardo seiner frohen Aussichten, er hat Erwinen gefunden und will die Liebenden vereinen: 'Ein Schauspiel für die Götter!'

Erwin ist es, den Bernardo in der Einsamkeit gefunden, der dort seine Rosen pflegt; ihrem Verblühen singt er seine hoffnungslosen Klagen nach. Wohl ist er geflohen, aber sein Herz zieht ihn zurück. Liebe, Hoffnung, Verzweiflung bestürmen seine rastlose Seele. Da tritt Bernardo auf

und sucht den auf die Mädchen, die kalten, die flatterhaften, scheltenden Erwin zu bereden, er werde geliebt. Er hat eine Maske, Bart und Gewand des Einsiedlers mitgebracht und führt ihn, als Elmire sich singend ankündigt, in die Hütte, empfängt dann Elmiren und bewegt sie zur Ablegung ihres Bekenntnisses vor dem schweigenden Eremiten, der ihr schriftlich antwortet: Er ist nicht weit,' worauf dann die Vereinigung der 'Närrchen' erfolgt.

Der ältere Theil der Operette scheint der letzte zu sein, von da an, wo Erwin in der Einsamkeit auftritt bis zum Schlusse. In dieser Partie sind alle Motive erschöpft, die in Goldsmiths Ballade angedeutet lagen. Bei der Wiederaufnahme mochte der erste Abschnitt hinzugefügt werden, und man würde dann in den Klagen der Frau Olympia über die Dressur der Modepüppchen ein scherzhaftes Abbild der unzufriedenen Aeußerungen haben, mit denen Goethes Eltern sich gegen die Verbindung mit Elisabeth Schönemann herausließen, worauf Goethe dann innerlich mit Bernardo antworten mochte: 'Ein Schauspiel für die Götter, zween Liebende zu sehn!'

Von den elegischen Partien des Stücks verdankt keine dem Verhältniß mit Lili ihren Ursprung. Eher dürfte man die Quälereien, deren sich Elmire anklagt, als Nachklang der von Käthchen Schönkopf gegen Goethe geübten auffassen, denn nicht er, sondern sie war der neckende quälende Theil. Die Geschichte mit den Pfirsichen, deren Elmire gedenkt, mag ein Leipziger Erlebniß vergegenwärtigen.

Die ältere Form der Claudine von Villa Bella stammt aus dem Frühjahr 1775 und wurde zuerst im folgenden Jahre in Berlin gedruckt. Goethe nannte das Stück ein Schauspiel mit Gesang und verlegte die Scene nach Spanien.

Der Sohn eines angesehenen Hauses, früh schon ein wilder Bube, findet die bürgerliche Gesellschaft, in der man, um zu arbeiten oder sich lustig zu machen, Knecht sein muß, auf die Dauer unerträglich und geht in die weite Welt. Einmal ins Vagieren gekommen, hat er kein Ziel und keine Grenzen mehr. Zwar behält er einen Grund von Edelmuth und Großheit im Herzen, aber er schwadronirt mit Spielern und Buben im Lande herum, betrügt die Mädchen und fängt Händel an. Ihn aufzusuchen und zu seiner Familie zurückzuführen, ist ein Freund des Hauses ausgezogen und hat ihn in der Nähe von Villa Bella auf der Fährte, wo er sich unter dem Namen Crugantino mit einem andern Vagabunden, Basco, herumtreibt und ein Bürschchen wie ein Hirschchen den Frauenzimmern den Kopf verdreht, die Pfarrer bestiehlt und sich nicht fangen läßt.

Er hat sein Auge auf Claudinen gerichtet, die Tochter des alten Gonzalo, die ihrerseits einen Gast, Pedro, den Bruder des Schwärmers, liebt. Diese Liebe suchen zwei neidische Nichten Gonzalos zu verdächtigen; sie machen den Alten argwöhnisch und dieser kommt, als eben Pedro und Crugantino, beide nach der im Mondschein wandelnden Claudine ausgegangen, draußen zusammengetroffen sind und der verwundete Pedro weggetragen ist, auf die Stätte des Getümmels, führt den als harmlosen Spaziergänger sich darstellenden Crugantio mit seiner Cither ins Schloß und macht ihn mit den Frauen bekannt.

Crugantino singt dort seine Liebe, und als der Alte eine Gespensterromanze verlangt, kann er auch damit dienen, 'denn alle Balladen, Romanzen, Bänkelgesänge werden jetzt eifrig aufgesucht, aus allen Sprachen übersetzt; unsre schönen Geister beeifern sich darin um die Wette.' Er singt die Ballade: 'Es war ein Buhle frech genung,' deren Schluß durch die Nachricht unterbrochen wird, daß Pedro verwundet und entführt sei. Indessen kommt der

alte Freund des Hauses mit Wache herein, um den Vogel zu fangen; allein Crugantino schlägt sich durch und entkommt. Die ohnmächtig gewordene Claudine erholt sich, weiß, während die Männer dem Flüchtigen nachsetzen, die Nichten zu entfernen und macht sich in der Nacht in Manneskleidern nach Sarossa auf, wo Pedro verwundet liegt.

Dort trifft sie mit Crugantino zusammen, der eben zurück will, um seine auf dem Schloß gelassene Cither nachzuholen. Pedro, unter dessen Fenster beide ein Getümmel machen, kommt herab, um Claudine zu befreien, aber Crugantino setzt ihr den Degen auf die Brust. In diesem Augenblick erscheint die Wache und führt alle hinweg. Im Gefängniß wird Crugantino als Bruder Pedros kund gemacht, Claudinens Vater kommt auch herbei, die Tochter ringt mit Ohnmacht, erholt sich aber — und das Weitere läßt der Dichter in einem Schlußchor errathen.

Der kecke Plan, die Frische der Ausführung und Derbheiten der kräftigen Sprache machen das Schauspiel zum Product der Genieperiode. Die Charakterschilderung Crugantinos, die seinen Thaten entspricht, zeigt, wie Goethe sein Auge ganz auf diesen Charakter richtete und wie er ihm die Hauptaufgabe war. Die andern Personen treten dagegen zurück, am blassesten die Titelheldin, deren wiederholte Ohnmachten mit dem kühnen Entschluß, dem Geliebten in Männerkleidung beizuspringen, ebensowenig stimmen, wie die übrige träumerisch zarte Zurückhaltung ihres Wesens. Die neidischen Nichten verschwinden, als Claudine sie fortgeschickt, und von Basco ist seit der Haftnahme nicht wieder die Rede.

Unruhiges Treiben.

Da Goethe des Besuches bei Sulzer in Frankfurt (2. September 1775) selbst gedenkt, möge hier aus Sulzers Tagebuch einer nach Nizza gethanen Reise auch seine Mittheilung angeführt werden: 'Dieser junge Gelehrte ist ein wahres Originalgenie von ungebundener Freiheit im Denken, sowohl in politischen als gelehrten Angelegenheiten. Er besitzt bei wirklich scharfer Beurtheilungskraft eine feurige Einbildungskraft und sehr lebhafte Empfindsamkeit. Aber seine Urtheile über Menschen, Sitten, Politik, Geschmack sind noch nicht durch hinlängliche Erfahrung unterstützt. Im Umgange fand ich ihn angenehm und liebenswürdig.' Ist es nicht, als habe Sulzer Goethes Wort aus den Frankfurter Anzeigen über seine 'Allgemeine Theorie der schönen Künste' bestätigen wollen, daß er wohl trübsinnigen Eifer, aber keinen heitern Glauben habe? Der große Philosoph, der schon zu Lessings Berliner Zeit veraltete, stellte in seiner Theorie die Grundsätze einer untergehenden Welt zusammen; wie hätte er dem glänzend aufgehenden Stern einer jugendlich erwachenden gerecht sein können!

Der Herbst 1775 verlief unter den buntesten Zerstreuungen. Am 10. September feierte der Prediger Joh. Ludwig Ewald (geb. 1747), ein Freund Goethes, in Offenbach seine Vermählung mit Gertrud du Fay, zu der Goethe das 'Bundeslied' dichtete. Mit Ewald, der sich in dichterischen Productionen versuchte, stand Goethe damals in mannigfachem Verkehr und theilte ihm kleine Gedichte mit, deren Existenz er später vergaß, z. B. Sehnsucht ('Dies wird die letzte Thrän' nicht sein'), ein Lied, das Ewald später in seiner Urania veröffentlichte.

Am 12. September ritt Goethe mit Lili und ihrem Oheim d'Orville aus. 'Du hättest, schreibt er an Lavater,

den Engel im Reitkleide zu Pferde sehen sollen! In Oberrad wartete die übrige Gesellschaft auf uns, und ein Gewitter trieb die alte Fürstin von Waldeck mit ihren Töchtern, der Herzogin von Kurland und der Fürstin von Usingen in unser Haus und Saal. Da sie mich erkannten, wurde gleich viel nach dir gefragt, und die alte Fürstin hat mit solcher Wahrheit und Wärme von dir gesprochen, daß mir's wohl wurde. Sie sagte, wenn ihm heute nicht die Ohren klingeln, so halte ich nicht viel auf seine Ahndungskraft; an uns liegt die Schuld nicht. Sie läßt dich herzlich grüßen. Lili grüßt dich auch. Und mir wird Gott gnädig sein. Ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn und sing ihm Psalmen, von denen du ehestens eine Schwingung erhalten sollst.'

Er 'übersetzte' um diese Zeit das Hohe Lied Salomons, 'welches ist die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat.' Die Handschrift hat sich erhalten. Ohne Ueberschrift sind auf fast zehn Quartseiten einunddreißig Lieder, zum Theil nur kurze Sätze, zum Theil größere Stücke, die eine Reihe Bibelverse zu einem Ganzen, doch in Prosa, verbinden, durch Absätze und Sternchen unterschieden.

Am 13. September schreibt er an Auguste Stolberg, er sei ruhig, doch da liege meistens eine Schlange im Grase. Ein gutes Wort von ihr hatte in ihm gewirkt. 'Da sprach's auf einmal in mir, sollt's nicht übermäßiger Stolz sein, zu verlangen, daß dich ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte; erkenn' ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist als ich, ist sie nicht vielleicht besser?'

Am 15. beschäftigte ihn eine Maske auf den 19., wo Ball sein sollte, altdeutsche Tracht, schwarz und gelb, Pumphose, Wämslein, Mantel und Federstutzhut. 'Aber Lili wollte nicht auf den Ball. Ich that's, sie zu ehren,

weil ich declariert für sie bin. Ich that's auch halb aus Trutz, weil wir nicht sonderlich stehen die acht Tage her.' Nachts neckten ihn halb fatale Träume und klangen beim Erwachen nach. Doch wie er die Sonne sah, sprang er mit beiden Füßen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat sein Herz so freundlich, und ihm ward's leicht und eine Zusicherung ward ihm, daß er gerettet werden, daß noch was aus ihm werden solle. Dann hatte er einen guten Morgen, that was, Lili eine kleine Freude zu machen, hatte Fremde, trieb sich nach Tisch spaßend närrisch unter Bekannten und Unbekannten herum, gieng Nachmittags nach Offenbach, um Lili Abends nicht in der Komödie, am andern Tage (17.) nicht im Concert zu sehen. Den Abend verbrachte er zu Offenbach in einem Kreise von Menschen, die ihn recht lieb hatten, oft mit ihm litten. Es war sein alter Freund, der Musiker André.

Der Sonntag (17.) gieng ihm leidlich und stumpf herum. 'Da ich aufstund, war mir's gut, ich machte eine Scene an meinem Faust. Vergängelte ein paar Stunden, verliebelte ein paar mit einem Mädgen davon dir die Brüder erzählen mögen, das ein seltsames Geschöpf ist. Aß in einer Gesellschaft ein Dutzend guter Jungens, so grad wie sie Gott erschaffen hat. Fuhr auf dem Wasser selbst auf und nieder, ich hab die Grille selbst fahren zu lernen. Spielte ein Paar Stunden Pharao und verträumte ein Paar mit guten Menschen. Mir war's in all dem wie einer Ratte, die Gift gefressen hat, sie läuft in alle Löcher, schlürpft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbaare das ihr in Weeg kommt und ihr innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer. Heut vor acht Tagen (10. bei Ewalds Hochzeit) war Lili hier. Und in dieser Stunde war ich in der grausamst feyerlichst süßesten Lage meines ganzen Lebens. Warum kann ich nichts davon sagen! Wie ich durch die glühendsten Trähnen der Liebe,

Mond und Welt schaute und mich alles seelenvoll umgab. Und in der Ferne die Waldhorn, und der Hochzeitgäste laute Freuden. Auch seit dem Wetter bin ich — nicht ruhig aber still — was bey mir still heißt und fürchte nur wieder ein Gewitter, das sich immer in den harmlosesten Tagen zusammenzieht.'

Montag den 18. lenkte er sein Schiffchen hinunter; ein herrlicher Morgen, der Nebel war gefallen, alles frisch und herrlich umher. 'Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahren Genuß und Leiden, die Seeligkeit die Menschen gegönnt ward, empfinden, und nicht immer auf den Wegen der Einbildungskrafft und überspannten Sinnlichkeit, Himmel auf und Höllen ab getrieben werden.'

Abends bekennt er der fernen Freundin: Hab getrieben und geschwärmt biß jetzt. Morgen geht's noch ärger. Was ist das Leben des Menschen. Und doch wieder die vielen Guten, die sich zu mir sammeln! das viele Liebe das mich umgiebt — Lili heut nach Tisch gesehn — in der Comödie gesehn. Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt! Wär ich das los — und doch zittr ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. — Aber ich bleib meinem Herzen treu, und laß es gehn — Es wird.'

Am Dienstage ist er im Schwarm und läßt sich treiben, hält nur das Steuer, daß er nicht strandet. 'Doch bin ich gestrandet, ich kann von dem Mädgen nicht ab — heut früh regt sich's wieder zu ihrem Vortheil in meinem Herzen. Eine große schwere Lection! Ich geh doch auf den Ball einem süßen Geschöpfe zu lieb, aber nur im leichten Domino, wenn ich noch einen kriege. Lili geht nicht.' Vor dem Balle gieng er noch in die Comödie und dann zwischen dieser und dem Anziehen zum Ball schrieb er der Gräfin Stolberg: 'O Gustgen, welch ein Leben! Soll ich fortfahren oder mit diesem Blatt auf ewig endigen. Und

doch Liebste, wenn ich wieder so fühle, daß mitten in all dem Nichts sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die convulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Composition nachlassen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sichrer, fester, weiter wird und doch mein innerstes allein ewig der heiligen Liebe gewiedmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold. — Da lass' ich's denn so gehn.'

Am Dienstage, 19. September waren die Prinzen von Meiningen von ihrer Reise durch die Schweiz und das Elsaß wieder in Frankfurt angekommen und erwarteten dort ihre Mutter. Goethe, der auf dem Balle bis sechs Uhr Morgens geblieben war, aber nur zwei Menuets getanzt hatte, stellte sich den Prinzen Nachmittags vor, gieng ums Thor, in die Comödie und sagte Lili, die in den Briefen aus Frankfurt bei dieser Gelegenheit zum letztenmale genannt wird, sieben Worte.

Der Bruch war geschehen; Goethe war der Fesseln ledig und trug sie fortan nicht zur Last, allenfalls als eine rhetorische Figur. Elisabeth Schönemann verlobte sich im nächsten Jahre mit einem Straßburger Bankier v. Türkheim. Als Goethe, halb im Schlafe, die Nachricht erhielt, kehrte er sich um und schlief weiter. Lili wurde am 25. August 1778 getraut und starb am 6. Mai 1817 in Kraut-Egersheim bei Straßburg.

Am 21. September war auch die Herzogin von Meiningen in Frankfurt eingetroffen, um ihre Söhne abzuholen. Zugleich mit ihnen war der Herzog von Weimar, der die Regierung am 3. September angetreten hatte (damals achtzehn Jahr alt), sowie die verwittwete Markgräfin von Baireuth anwesend. Zu all diesen 'Altessen' trat Goethe in Beziehung.

Am 21. erwartete er einen „Mann von Geist", der sich bei ihm hatte melden lassen; es war Zimmermann, der mehrere Tage in Goethes Hause blieb und am 27. schon in der Wetterau bei einem Herrn v. Löw in Staden sich zerstreute. Zimmermann war Zeuge, daß der Herzog von Weimar ganz verliebt war in Goethe, eins der außerordentlichsten und gewaltigsten Genies, die jemals in der Welt erschienen sind,' sah aber auch, wie dieser 'große Mann dem Vater und der Mutter gegenüber der beste und liebenswürdigste Sohn' war, daß es kaum möglich war, ihn anders, als 'durch das Medium der Liebe zu sehen.'

Goethe nennt den Gastfreund in einem Briefe an die La Roche 'gar brav, einen gemachten Charakter, Schweizer, frei geboren und am deutschen Hof modificiert, der alle Welt bezaubert, sonderlich die Weiber.' Um so auffallender ist es, daß Goethe in Bezug auf diesen Freund und seine Tochter, die derselbe aus einer Pension in Lausanne geholt, wo sie ihren Verlobten zurückgelassen hatte, in Dichtung und Wahrheit Dinge erzählen konnte, die nicht allein durchweg unwahr, sondern auch geradezu unmöglich waren. Alle Thatsachen, die Goethe anführt, sind theils erfunden, theils auf Kosten Zimmermanns in einen falschen Zusammenhang gebracht, theils aus der Zukunft vorweggenommen. Dieser dunkle Fleck in Goethes Selbstbiographie bedarf zwar nicht mehr der Widerlegung, wohl aber der Aufklärung, wozu Zimmermanns noch vorhandener Briefwechsel vielleicht einmal den Anlaß bieten wird. Weder Wichmanns Lebensbeschreibung noch Baldingers aphoristische Mittheilungen über Zimmermann konnten Goethe verleitet haben, da beide so wenig als Tissot irgend einen Wink der Art geben.

Karl August, der auf der Hochzeitsreise begriffen war, hatte Goethe eingeladen, ihn in Weimar zu besuchen. Die Einladung wurde erneuert, als das junge herzogliche Paar am 12. October wieder durch Frankfurt kam, und zugleich wurde verabredet, daß Goethe mit dem Kammerjunker von Kalb, der einen zurückgebliebenen Wagen nachbringen werde, die Reise machen solle. In Erwartung dieses Begleiters nahm Goethe von Freunden und Bekannten Abschied, sah sich aber, da Tag um Tag verstrich, ohne den Erwarteten zu bringen, unangenehm enttäuscht. Er beschäftigte sich, wie er in den letzten Wochen überhaupt nicht unthätig gewesen war und namentlich am Faust viel geschrieben hatte, mit einem neuen Trauerspiel, Egmont, und brachte es fast zu Stande. Als sich indeß die Ungewißheit mehr und mehr steigerte, kam er mit dem Vater überein, die schon während des ganzen Jahres beabsichtigte Reise nach Italien nun anzutreten. Er packte und fuhr am Montag, 30. October, früh Morgens gen Süden, kam aber nur bis Heidelberg, 'wo ihn eine nachgesandte Stafette einholte, die unverschuldete Zögerung aufklärte und ihn zur Umkehr bewegte. Goethe folgte gern und war am 7. November früh Morgens in Weimar.'

Die Höfe.

Wenige Jahre später erinnerte Goethe seine Mutter an die letzten Zeiten, die er in Frankfurt zugebracht, und fügte hinzu, daß er unter solchen fortwährenden Umständen gewiß würde zu Grunde gegangen sein. 'Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt, und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle ver-

wandte Fehler sich und Andern unerträglich wird.' Nun wurde er in ein Verhältniß gesetzt, dem er sich von keiner Seite gewachsen sah; wo er durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung sich und Andre kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo er sich selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen zu gehen hatte, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mochten, deren er aber zu seiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Der Zustand, in den er versetzt wurde, konnte für ihn kein glücklicherer sein, da er für ihn etwas Unendliches hatte. Wenn sich auch täglich neue Fähigkeiten in ihm entwickelten, seine Begriffe sich immer aushellten, seine Kraft sich vermehrte, seine Unterscheidung sich berichtigte und sein Muth lebhafter wurde, so fand er auch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden.

Auf der Schwelle zum Schauplatze seines übrigen Lebens, das sich in Weimar wie zu einem Kunstwerke erweiterte und abrundete, mag ein rascher Blick auf die strebenden deutschen Höfe jener Zeit gestattet sein, um Goethe dann während der Jahre kennen zu lernen, die er im Dienste des Weimarischen Hofes verbrachte, ohne für sein wahres Wesen dadurch so gefördert zu werden, wie er es selbst für erforderlich hielt. Er rettete sich durch die Flucht, um auf classischem Boden sich selbst wiederzufinden und die edelsten Kräfte in sich frei zu entwickeln. Dann trat sein geläutertes Wesen in schroffen Contrast mit der erschütterten Welt, so daß die in Italien gewonnenen Resultate verloren zu gehen schienen. Aus dieser Gefahr rettete ihn die enge Verbindung mit einem grundverschiedenen, aber congenialen Geiste, die enge Freundschaft mit Schiller, die beide, wie auf einer seligen Insel, für die Menschheit wirken ließ, ohne sich durch die Stürme der Menschen, die zufällig ihre Zeitgenossen waren, in

ihrer großen Aufgabe beirren zu lassen. Als der Tod dies gemeinschaftliche Wirken unterbrach und die Welterschütterung bis in die stillen Kreise des friedlichen Hauses nachwirkte, rettete Goethe sich in die Wissenschaft und suchte in der weiten Weltliteratur Ersatz und neue Lebensquellen. Mehr und mehr abgelöst von den Strebungen der Mitlebenden betrachtete er sich selbst und sein Wirken wie ein Symbol der Zeit und schuf sich eine symbolisierende Poesie, mehr für das Studium nachlebender, als für den Genuß mitlebender Geschlechter.

Das reiche Leben, das sich mit dem Eintritt in Weimar vor uns öffnet und mit der Versenkung in die Fürstengruft schließt, läßt sich, im Rahmen einer Skizze, nur nach den Hauptzügen darlegen. Die Vertiefung in die unendliche Fülle des Einzelnen scheint fortan auch nicht mehr erforderlich, da die größeren von jetzt an entstehenden Werke, die nur genannt zu werden brauchen, um wie lebendige Zeugnisse des Lebens zu wirken, der treuste Spiegel desselben sind und der klare Blick in das Ganze sich in der Masse des Details leicht berliert. Indem die Darstellung in ihren engen Grenzen sich demnach darauf beschränkt, jene vorhin genannten Epochen in Goethes Leben anschaulich zu machen, wird doch, wo es zur Charakteristik zweckmäßig erscheint, mitunter ein augenblickliches Versenken ins Detail nicht gemieden, und fortan auch wie bisher der Wortlaut der Quellen der eigenen Schilderung vorgezogen werden.

Der deutsche Geist, den der siebenjährige Krieg in Deutschland erweckt hatte, war auch an den Höfen nicht ohne merklichen Einfluß geblieben. Zwar herrschte dort im Allgemeinen nach wie vor die französische Sprache, aber man begann doch allmählich sich zu erinnern, daß man eine andre Muttersprache habe, und nahm nicht ungern wahr, daß in dieser sich Dichter und Schriftsteller hervor-

wandte Fehler sich und Andern unerträglich wird.' Nun wurde er in ein Verhältniß gesetzt, dem er sich von keiner Seite gewachsen sah; wo er durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung sich und Andre kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo er sich selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen zu gehen hatte, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mochten, deren er aber zu seiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Der Zustand, in den er versetzt wurde, konnte für ihn kein glücklicherer sein, da er für ihn etwas Unendliches hatte. Wenn sich auch täglich neue Fähigkeiten in ihm entwickelten, seine Begriffe sich immer aushellten, seine Kraft sich vermehrte, seine Unterscheidung sich berichtigte und sein Muth lebhafter wurde, so fand er auch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden.

Auf der Schwelle zum Schauplatze seines übrigen Lebens, das sich in Weimar wie zu einem Kunstwerke erweiterte und abrundete, mag ein rascher Blick auf die strebenden deutschen Höfe jener Zeit gestattet sein, um Goethe dann während der Jahre kennen zu lernen, die er im Dienste des Weimarischen Hofes verbrachte, ohne für sein wahres Wesen dadurch so gefördert zu werden, wie er es selbst für erforderlich hielt. Er rettete sich durch die Flucht, um auf classischem Boden sich selbst wiederzufinden und die edelsten Kräfte in sich frei zu entwickeln. Dann trat sein geläutertes Wesen in schroffen Contrast mit der erschütterten Welt, so daß die in Italien gewonnenen Resultate verloren zu gehen schienen. Aus dieser Gefahr rettete ihn die enge Verbindung mit einem grundverschiedenen, aber congenialen Geiste, die enge Freundschaft mit Schiller, die beide, wie auf einer seligen Insel, für die Menschheit wirken ließ, ohne sich durch die Stürme der Menschen, die zufällig ihre Zeitgenossen waren, in

ihrer großen Aufgabe beirren zu lassen. Als der Tod dies gemeinschaftliche Wirken unterbrach und die Welterschütterung bis in die stillen Kreise des friedlichen Hauses nachwirkte, rettete Goethe sich in die Wissenschaft und suchte in der weiten Weltliteratur Ersatz und neue Lebensquellen. Mehr und mehr abgelöst von den Strebungen der Mitlebenden betrachtete er sich selbst und sein Wirken wie ein Symbol der Zeit und schuf sich eine symbolisierende Poesie, mehr für das Studium nachlebender, als für den Genuß mitlebender Geschlechter.

Das reiche Leben, das sich mit dem Eintritt in Weimar vor uns öffnet und mit der Versenkung in die Fürstengruft schließt, läßt sich, im Rahmen einer Skizze, nur nach den Hauptzügen darlegen. Die Vertiefung in die unendliche Fülle des Einzelnen scheint fortan auch nicht mehr erforderlich, da die größeren von jetzt an entstehenden Werke, die nur genannt zu werden brauchen, um wie lebendige Zeugnisse des Lebens zu wirken, der treuste Spiegel desselben sind und der klare Blick in das Ganze sich in der Masse des Details leicht verliert. Indem die Darstellung in ihren engen Grenzen sich demnach darauf beschränkt, jene vorhin genannten Epochen in Goethes Leben anschaulich zu machen, wird doch, wo es zur Charakteristik zweckmäßig erscheint, mitunter ein augenblickliches Versenken ins Detail nicht gemieden, und fortan auch wie bisher der Wortlaut der Quellen der eigenen Schilderung vorgezogen werden.

Der deutsche Geist, den der siebenjährige Krieg in Deutschland erweckt hatte, war auch an den Höfen nicht ohne merklichen Einfluß geblieben. Zwar herrschte dort im Allgemeinen nach wie vor die französische Sprache, aber man begann doch allmählich sich zu erinnern, daß man eine andre Muttersprache habe, und nahm nicht ungern wahr, daß in dieser sich Dichter und Schriftsteller hervor-

thaten, die, wenn sie auch nicht das Leichte und Gefällige des Franzosen besaßen, dafür das Markige, Gedankenreiche und Tüchtige des Deutschen zur Geltung brachten.

Wie viel Erbärmlichkeit die Hofgeschichte jener Zeit aufzudecken haben mag, so läßt sich doch ein Fortschritt zum Bessern nicht wegleugnen. Die Zeit, wo ein Talent wie Klopstock auf Dänemark angewiesen war, erlosch. Es gaben sich auch an deutschen Höfen allmählich Sympathien für heimische Talente zu erkennen.

Das gut gemeinte Streben des Herzogs Karl von Württemberg war freilich zu eigensinnig auf das Pädagogische, wie er es auffaßte, gerichtet, um eine selbstständige freie Richtung dulden zu können. Dennoch war es nicht werthlos und nicht ohne Wirkung. Der Markgraf von Baden hatte Neigung zu den norddeutschen Dichtern: er lud Klopstock ein, um seinem Hofe eine Zierde zu geben, nicht, um von ihm irgend welchen Vortheil zu gewinnen. Ein dauerndes Verhältniß ließ sich nicht begründen. Die Liebhabereien des Kurfürsten von der Pfalz in Mannheim erstreckten sich mehr auf die Schauspielerinnen, als auf die Kunst und Literatur; doch hatte er die wohlmeinende Absicht, Lessing in seine Nähe zu ziehen, ein Vorhaben, dem die Hofpartei mit kleinlichen Ränken zu begegnen wußte.

In Darmstadt hatte sich um die Landgräfin Karoline ein kleiner Kreis gebildet, der freilich ohne Mercks geistvolle Persönlichkeit auf keine sonderliche Bedeutung Anspruch machen konnte. Die Landgräfin veranstaltete eine Sammlung Klopstockischer Oden im Druck, die sie aus Liebe zum Dichter verbreitete, freilich zu dessen nicht geringer Unzufriedenheit. Nach ihrem Tode wurde Claudius nach Darmstadt gerufen, der es dort nicht lange aushielt.

In Mainz pflegte Emmerich Joseph das Theater und zeigte eine mehr als gewöhnliche Liebe für deutsche Literatur; daß er dabei sich vorzugsweise an die liebe Mittelmäßigkeit hielt, benahm seinem guten Willen nichts. An den übrigen geistlichen Höfen war wenig Heil zu erwarten.

Dagegen zeigte sich hin und wieder an den kleinen weltlichen Höfen Norddeutschlands ein beachtenswerthes Streben, sich etwas von dem jungen Leben anzueignen. Der Graf von der Lippe-Schaumburg, ein vielfach ausgezeichneter Mann, hatte Thomas Abbt zu sich berufen, und zog nach dessen Tode Herder in seine Nähe, freilich ohne ihn halten zu können. In Braunschweig-Lüneburg hatten die Dichter der Bremer Beiträge zum Theil ihre Stelle gefunden. In Hannover zehrte J. A. Schlegel vom Ruhm seiner Jugend. Den eigentlichen Mittelpunkt in literarischen Dingen bildete dort der Schweizer J. G. Zimmermann, dessen ausgebreitete Bekanntschaften der Literatur in diesen sonst sterilen Regionen bei den höheren Ständen Eingang verschaffte. In Braunschweig hatte der Herzog Gärtner, Ebert, Zachariä und Schmid zu fesseln verstanden und der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand zog Lessing nach Wolfenbüttel als Bibliothekar, ohne jedoch dessen Zufriedenheit begründen zu können.

Die Schwester des Braunschweiger Erbprinzen, Anna Amalia, war mit dem Herzog von Weimar verheirathet gewesen und früh Wittwe geworden. Sie verband einen männlichen Geist mit einer unerschöpflichen Gutmüthigkeit und großen Lebensluft. Ihren Wittwenstand erheiterte sie mit der Pflege der Wissenschaft und der Künste; sie zeichnete, componierte und hatte eine entschiedene Neigung zum Theater, das sie nach dem Schloßbrande 1774 durch Liebhabervorstellungen zu ersetzen suchte. Durch sie war Wieland und bald nachher auch Knebel nach Weimar gerufen, um unter der Oberleitung des Grafen Görz die Erziehung ihrer beiden Söhne zu übernehmen.

Diese, Karl August (geb. 3. Sept. 1757) und Kon-

stantin (geb. 8. Sept. 1758, nach dem Tode seines Vaters), waren von sehr verschiedner Begabung. Der Erbprinz, der nach Vollendung des achtzehnten Lebensjahres die Regierung antrat, war eine durchaus tüchtige Natur, zwar anfangs schwächlich, aber bald erstarkend und dann nur durch Ueberanstrengung mitunter leidend. Den Fürsten ließ er gern bei Seite und suchte sich menschlich durchzubilden; derb, kurz, spartanisch war ihm das höfische Wesen zuwider; er spottete, als sich eine rein adlige Gesellschaft in Weimar bildete, über die lautere Reinheit des Aethers, in der man nicht zum Athemholen kommen könne. Er liebte derbe Späße und scheute auch in Gegenwart der Frauen nicht davor zurück. Trotz einer heimlichen Neigung zur französischen Literatur war er doch für jedes tüchtige Erzeugniß der Deutschen lebhaft interessiert. Seine ganze Liebe hatte sich auf Goethe und sein Schaffen zusammengedrängt, von diesem galt ihm alles, das Unbedeutendere wie das Bleibende, weil er alles als vereinzeltes Wirken einer großen Gesammtthätigkeit auffaßte, die ihm in Goethes Persönlichkeit mehr fühlbar als verstandesmäßig deutlich wurde. Selbst die Satiren Goethes wußte er zu schätzen und vielleicht war ihm die gegen Wieland, bei aller Verehrung gegen diesen seinen Lehrer, kein geringes Gaudium gewesen.

Seine Frau, Louise, jüngste Tochter jener Karoline von Darmstadt, fand sich schwer in die Verhältnisse zu Weimar, sie führte eine ziemlich freudlose Existenz und tröstete sich mit dem Gedanken, ihr Rang erfordere das. Eigentlichen Antheil nahm sie an nichts. Sie hatte, wie Lavater sagte, 'eine große Seele,' nach Zimmermann 'Herders Erhabenheit in Blick und Auge,' war nach Goethe 'ein Engel;' sie war verehrungswürdig, konnte aber keinen Gegenstand finden, der ihr Herz zu sich lenkte; es blieb bei ihr alles, so zu sagen, in der Knospe; 'der Zugeschlossene schließt zu und der Offene öffnet.' Sie konnte, wenn es ihr auch nur Augenblicke mit Menschen wohl wurde, sehr angenehm sein, selbst wenn sie aus Raisonnement gefällig war. Aber für das, was Weimar specifisch vor allen Höfen der Zeit auszeichnete, hatte sie keinen Sinn.

Ihr Schwager, der Prinz Konstantin, ein schöner begabter Junge, fand im Grunde ebenso wenig Geschmack an dem weimarischen Leben; in manchen Dingen seinem Bruder überlegen, stand er doch an Charakter ihm nach; er war von etwas leichtfertiger Art, ohne jene tiefe Lebenslust, die aus Gesundheit des Herzens hervorquillt und dem Leben Gestalt zu geben weiß.

Weimar.

Goethe gieng in Weimar auf wie ein Stern; alle Herzen flogen dem jungen, schönen, geistvollen, offnen und von unendlicher Liebe beseelten Manne zu. Der Herzog konnte ohne ihn nicht schwimmen noch waten. Beide Herzoginnen erkannten in ihm einen geräuschlos ausgleichenden Vermittler; selbst das junge Ehepaar empfand das Wohlthätige seiner Nähe. Als Gast durfte er sich manches gestatten, was dem Diener nicht zukam. Die Gewohnheit kam ihm auch später als Diener zu Statten.

Wieland fand gleich beim ersten Anblick in ihm den Mann seines Herzens; seine Seele war so voll von ihm, wie ein Thautropfen von der Morgensonne. Er war ihm in allem Betracht und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste, menschliche Wesen, das Gott erschaffen; es gab Stunden, wo er ihn in seiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen gefühlvollen reinen Menschlichkeit sah, außer sich

neben ihm kniete, die Seele an seine Brust drückte und Gott anbetete.

Der gute platte Musäus, Professor am Gymnasium und Verfasser der Volksmärchen, kam wenig in Betracht; er konnte den neuen Ankömmling nicht anders als wohlwollend ansehen. Weniger günstig blickte Bertuch auf ihn, damals Cabinetssecretär, in allerlei industrielle Projecte verwickelt und von einer Sparsamkeit, die mit den freigebigen Neigungen des Herzogs nicht im Einklang stand. Bertuch hatte zum Theil die festliche Gelegenheitspoesie bestritten und sah sich etwas in den Hintergrund geschoben.

Um so herzlicher schloß sich Knebel an; er lebte damals mit dem Prinzen Konstantin in Tiefurt und gehörte zu den Auserlesenen, die in den ersten Wochen des weimarischen Lebens eine Gesellschaft in der Gesellschaft bildeten. Zu ihr gehörte auch der Regierungsassessor Hildebrand v. Einsiedel, ein vielfach begabter, sehr zerstreuter Mensch, der wohl in vollem Costüm, eine Schaar Straßenjugend hinter sich, am hellen Tage zu einer Vorstellung des Liebhabertheaters über die Gasse gieng oder über eine Uebung auf dem Cello, das er leidenschaftlich liebte, die Abfahrt zu einer eiligen Reise vergaß. Seine Arbeiten für die Bühne trugen viel zur Belebung der geselligen Lustbarkeiten bei, die Sigmund v. Seckendorf, damals Kammerherr, durch seine musikalischen Talente zu erhöhen verstand. Er hatte sehr viel und sehr gut gesehen und beobachtet und hatte die classische, die deutsche, englische, französische, italienische, spanische und portugiesische Literatur, nach Villoisons Zeugniß, sehr gut inne. Dazu kam allenfalls noch der Capellmeister E. W. Wolf, der mit der Sängerin Karoline Benda verheirathet war, und fleißig componierte; endlich noch der Legationsrath und Bibliothekar Gottl. Ephr. Heermann, dessen Operetten (die treuen Köhler, das Rosenfest u. a.) auf der weimarischen Bühne und auswärts sehr beliebt waren und mit denen von Chr. Felix Weiße in Leipzig wetteiferten.

Mit allen diesen Männern trat Goethe gleich Anfangs in mehr oder weniger genauen Verkehr. Zu ihnen gesellte sich der Jugendgespiele und Freund des Herzogs, der Kammerherr v. Wedel, 'ein bloßer Sohn der Natur, aber einer von denen, die, wie Wieland an Hirzel schreibt, ihrer Mutter wahre Ehre machen.' Anfänglich war auch Goethes Reisegefährte, v. Kalb, ein Mitglied des engeren um den Herzog versammelten Kreises, der sich in und um Weimar in frohem Uebermuth bewegte.

Man machte Spaziergänge geradezu über Zäune, Hohlwege, Thäler und Felsen, reiste im Lande herum, wobei denn überall brav gezecht, zugleich aber auch genaue Kenntniß des Landes und der Persönlichkeiten erworben wurde. Besonders beliebt waren die Jagden, die um Ilmenau veranstaltet wurden, und die Tanzvergnügungen in Stützerbach, wo mit den Bauermädeln bis tief in die Nacht herumgesprungen wurde. 'Manche Excentricitäten giengen vor, berichtet Knebel, die ich nicht zu beschreiben Lust habe, die uns aber auswärts nicht in den besten Ruf setzten. Goethes Geist wußte indessen ihnen einen Schimmer von Genie zu geben.'

Als Hauptquelle der übeln Gerüchte, die über die 'lustige Zeit,' 'die wilde Wirthschaft' umliefen, wird allgemein der Graf Görz genannt, der seit dem Regierungsantritt bei Seite geschoben war und im Verein mit der Gräfin Gianini, Oberhofmeisterin der jungen Herzogin, durch eine ausgebreitete Correspondenz die 'Geniestreiche' zu Schandthaten und Verbrechen stempelte. Er hatte am 2. September 1775, am letzten Tage der Minorennität Karl Augusts, sich die Freiheit genommen, den jungen Fürsten vor 'frivolen Lustbarkeiten und Zerstreuungen, vor dem Pflichtvergessen auf der Jagd oder im Schauspielhause'

zu warnen, wodurch er den Geist des Widerspruchs weckte, so daß er nun zu seinem Verdruß sehen mußte, wie die Vergnügungen des Herzogs nun gerade nach dieser Seite sich Luft machten. Er nahm Dalberg in Erfurt, Lichtenstein in Gotha, Groschlag in Mainz, Moser in Darmstadt und Andre an andern Orten gegen den jugendlichen Hof ein und schob natürlich Goethe die Hauptschuld zu.

Von jenen Punkten aus verbreiteten sich die Gerüchte, beständig wachsend, weiter und bald war alle Welt voll von der 'Wirthschaft in Weimar.' Weiße in Leipzig hörte 'viel Schwänke von Goethe, die man Laune nennt und die wir alten Leute ungesittet heißen;' Oeser wußte, 'daß er sich Tags eine Stunde, vermuthlich zur Motion, in Convulsionen übe.' Der Buchhändler Himburg in Berlin, der Goethes kleine Schriften, Romane, Schauspiele und Gedichte sammelte und ohne Vorwissen des Verfassers herausgab, versicherte, 'Goethe und sein Busenfreund der Herzog führten das ausschweifendste Leben von der Welt; es sei nichts mehr von ihm zu hoffen, weil er sich den ganzen Tag in Branntwein besaufe.'

Auch Klopstock 'wußte glaubwürdig,' daß der Herzog sich fortwährend bis zum Krankwerden betrank,' und meinte Goethe ein Zeichen seines Vertrauens zu geben, wenn er ihn auf die bösen Folgen, untergrabene Gesundheit, Louisens Gram u. s. w. aufmerksam machte. Goethe antwortete, er würde keinen Augenblick seiner Existenz übrig behalten, wenn er auf alle solche Briefe, all solche Anmahnungen antworten sollte, und einer Freundin trug er auf, Zimmermann zu sagen, daß er einen Pik auf alle seine Freunde habe, die ihn mit Schreiben von dem, was man über ihn sage, wider ihren Willen plagten. 'Du kennst meine Lage am besten, fügte er hinzu, also sag ihm, was dirs Herz sagt.'

Aber gerade diese Freundin war Zimmermanns Quelle

gewesen; sie hatte ihm am 10. Mai 1776 geschrieben: 'Goethe verursacht hier eine große Umwälzung; wenn er wieder Ordnung zu machen weiß, desto besser für sein Genie. Es ist sicher, daß er in guter Absicht handelt, indessen zu viel Jugend, zu wenig Erfahrung — aber warten wir das Ende ab. All unser Glück ist hier verschwunden; unser Hof ist nicht mehr, was er gewesen. Ein Herr, der mit sich und aller Welt unzufrieden ist und alle Tage sein Leben aufs Spiel setzt, und ohnehin nicht allzuviel-Gesundheit aufwenden kann; sein Bruder noch schwächlicher; eine verstimmte Mutter; eine unzufriedene Gemahlin; lauter gute Leute und nichts, was in dieser unglücklichen Familie zusammenpaßt.'

Wieland, der alles in der Nähe sah, mit manchem nicht zufrieden war, wie wenig es ihn auch berührte, warnte die La Roche vor Allem, was von den Weimarern und weimarischen Sachen, Personen Verhältnissen u. s. w. in der Welt herum getragen, geschrieben und gesprochen werde, insonderheit was aus der unreinen Quelle (Görzens) Mund und Feder fließe, und schildert diesen Gerüchtverbreiter seinerseits mit den grellsten Farben.

Um zu kennzeichnen, durch welche Verleumdungen sich Goethe seinen Weg bahnen mußte, waren diese gleichzeitigen Aeußerungen nicht zu übergehen; wollte man gar auf die späteren Traditionen z. B. eines Böttiger, oder auf die Scandalchronik, wie sie gegenwärtig in Weimar umläuft, Rücksicht nehmen, würde man kein Ende finden. Für uns Nachlebende bedarf es einer Rechtfertigung jener Vorgänge, ob wahr oder unwahr, durchaus nicht mehr, denn wir wissen, daß Goethe nicht bloß in guter Absicht handelte, sondern auch mit gutem Erfolg. Er riß, wie Hufeland bezeugt, den jungen Fürsten plötzlich aus einer pedantischen, beschränkten, verzärtelnden Hofexistenz ins freie Leben hinaus und fieng damit an, daß er ihn im

Winter eiskalte Bäder nehmen ließ, ihn beständig in freier Luft erhielt. Die erste natürliche Folge dieser heroischen Kur war freilich eine tödtliche Krankheit des Herzogs (wovon übrigens die Geschichte nichts weiß), aber er überstand sie glücklich, und der Erfolg war ein abgehärteter Körper für das ganze folgende Leben, so daß er ungeheure Strapazen hat aushalten können.

Goethe selbst leugnet nicht, daß er anfänglich weiter gegangen, als er später billigte. Schon wenige Jahre nachher mochte er nicht gern in Ilmenau sein: 'Die Geister der alten Zeiten lassen mir hier keine frohe Stunde; ich mag keinen Berg besteigen, die unangenehmen Erinnerungen haben alles befleckt.' Aber er hatte geschehen lassen, was er damals noch nicht ändern konnte. Seine Freundschaft mit dem Herzoge war von Anfang an fest und innig; allein Goethe war wie der Löwenbändiger, der so lange gut bändigen hat, wie der Löwe will; beliebt's diesem einmal die königliche Ueberlegenheit geltend zu machen, ist's mit dem schönen Spiele rasch vorbei. Um sicher nach außen zu wirken, mußte er feststehen. In den ersten Monaten war er bloßer Gast, den man durch einen Wink verabschieden konnte.

Die Hofumgebung arbeitete bald mit allen Kräften dahin, daß dieser Wink gegeben werde. Allein vergebens. denn Karl August hatte so unerschütterliches Zutrauen zu dem ausgezeichneten Menschen, dessen innige reine Liebe ihm stündlich fühlbar blieb, daß er sich durch keine Ränke der Hofleute irre machen ließ und bei jedem leisen Versuche derselben, ihn von dem Freunde zu trennen, sich um so fester an ihn anschloß.

Als Goethe schwankte, ob er gehen oder bleiben solle, zwang ihm der Herzog den Entschluß gleichsam auf, indem er ihm ein Gartenhäuschen einräumte, das Goethe am 21. April 1776 in Besitz nahm. Am 11. Juni ernannte

der Herzog den Freund 'wegen seiner Uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu Uns und Unsers daher fließenden Zutrauens und Gewißheit', daß er nützliche Dienste leisten werde, zum Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil und einem Gehalt von 1200 Thalern.

So war er für Weimar gewonnen und zunächst für den Herzog. Denn nicht, um ihm Geschäfte aufzuladen, sondern um ihm Gelegenheit zu geben, überall einzudringen, wo er es im Interesse seines fürstlichen Freundes für räthlich halten werde, war ihm diese Stellung eingeräumt. Der Herzog erkannte jede andre, als die er als sein Freund einnehme, für eine, die seiner nicht werth sei. Und wie die Stufen amtlicher Würden auch waren, die Goethe in Weimar betrat, auf allen hat ihn Karl August als seinen wahren Freund behandelt. Im Jan. 1779 übertrug er ihm die Kriegscommission, am 5. Sept. 1779 ernannte er ihn zu seinem Geheimrathe, am 3. Sept. 1781 gab er ihm 200 Thaler Besoldungszulage. Später bezog Goethe 1800 Thaler bis zum Jahr 1816, wo die Ministergehalte auf 3000 Thlr. vermehrt wurden, wozu noch ein Zuschuß zur Haltung eigner Equipage kam. Durch kaiserliches Diplom vom 10. April 1782 wurde Goethe geadelt; am 11. Juni 1782 übernahm er interimistisch das Präsidium der Kammer.

Alle diese Stellungen und Aemter hatten keinen andern Zweck, als Goethe in allen Angelegenheiten ohne Widerstand zu rascher Instruction zu verhelfen, damit er mit dem Landesherrn selbst dann die Sachen gesprächsweise behandeln und bestimmen könne. Daß Goethe jedes dieser Aemter mit großer Gewissenhaftigkeit, wenn auch nicht im Stil der actenmäßigen Büreaukratie, versah, ist vielfach urkundlich dargelegt worden; doch würde es hier zu weit führen, ihn auf diesen Wegen zu begleiten, die

ihn mehr von seiner künstlerischen Bestimmung abführten, als darin förderten. Er selbst erkannte zwar dankbar an, daß er bei allen Opfern, die er bringe, der gewinnende Theil sei, immer reicher werde, je mehr er hingebe; allein wenn man die stets wiederkehrenden Seufzer hört, daß ihn das ganze Jahr kein angenehmes Geschäft aufsuche, daß er vor Geschäftsüberhäufung zu nichts kommen könne, daß seine Umstände den Gedanken an große Unternehmungen ausschließen; so wird man den Gewinn an Welt-, Geschäfts- und Menschenkenntniß, den ihm seine amtliche und sonstige Thätigkeit im Interesse des fürstlichen Hauses abwarf, nicht allzu hoch anschlagen dürfen und ihn doch immer für den opfernden Theil ansehen müssen. Denn er opferte auch da, wo er scheinbar seinem Berufe als Dichter folgte, in Zersplitterung und im 'Dienste der Eitelkeit' seine Kräfte mehr, als ihm das Vergnügen des weimarischen Hofes Dank wußte.

Schon die bloße Geselligkeit, der er sich weder entziehen wollte noch konnte, nahm ihm viel mehr Zeit weg als in Frankfurt. Hier hatte er nach freier Wahl sich ausbreiten oder beschränken können. In Weimar, wo ihn die Gunst des Fürsten vor allen auszeichnete, hatte er andere Pflichten zu erfüllen; er durfte weder die fürstliche Familie, noch den Hof, noch die übrige Gesellschaft vernachlässigen. Auch war die innere Neigung, sich in diesen weiter gezogenen Kreisen und der größeren Vielgestaltung der Charaktere umzusehen und heimisch zu machen, beträchtlich gewachsen, je mehr er sich als zu Weimar gehörig ansehen mußte.

Die Frauenwelt, die ihn immer angezogen, erschien ihm hier von ganz neuer Seite. Die Verschiedenartigkeit der Charaktere war durch eine gewisse Gleichmäßigkeit des Hoftons scheinbar fast aufgehoben. Es war eine anziehende Aufgabe, sie dennoch unter dieser ewig heitern, glatten,

ruhigen Außenseite wiederzufinden. Wie groß das Gefallen am Verkehr mit den 'Misels' (Demoiselles), mit den 'schönen Kindern' der Gesellschaft auch sein mochte; der offene Blick des Menschenbeobachters hatte ebensoviel Antheil daran, als das Herz. Freilich konnte weder Thusnelde, wie die kleine gnomische geistreiche muntere Gesellschafterin der älteren Herzogin, Frl. L. v. Göchhausen, genannt wurde, noch Karoline Ilten, noch die kleine Schardt, die Waldner und wie sie sonst heißen mochten, ihn auf die Dauer beschäftigen, wohl aber vorübergehend reizen und zerstreuen.

Einer andern Erscheinung war es vorbehalten, das Herz des liebebedürftigen Dichters zu fesseln und dauernd zu halten. Charlotte v. Stein, Tochter des Hofmarschalls v. Schardt, Schwester der Louise Imhof, seit dem 8. Mai 1764 Frau des Oberstallmeisters v. Stein, war am 25. December 1742 geboren und, als Goethe sie kennen lernte, Mutter von sieben Kindern, eine feine, graziöse, unterrichtete, strebsame Frau, deren Silhouette Goethe in Straßburg, nach Zimmermanns Mittheilung an Frau v. Stein, gesehen, mit den bekannten Worten bezeichnet und so auf sich hatte wirken lassen, daß er drei Tage hindurch keinen Schlaf zu finden vermochte. Eine solche Empfehlung konnte ihre Wirkung nicht verfehlen.

Gleich von Anfang an zeichnete Goethe die zierliche, anmuthige Frau vor andern aus und fühlte sich zu ihr mit einer Liebe hingezogen, die er damals für einen schönen Talisman seines Lebens erklärte. Diese Liebe wurde immer stärker, immer reiner. In den Briefen an die Stein spricht Goethes Herz unmittelbar, wie in seinen Liedern. Er nennt sie 'süße Unterhaltung meines innersten Herzens,' seine 'liebe unversiegende Quelle seines Glücks,' 'du Einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht,' die all sein Vertrauen hat, und

so Gott will auch all seine Vertraulichkeit haben soll, sein Verhältniß zu ihr ist 'das reinste, schönste, wahrste, das er, außer zu seiner Schwester, je zu einem Weibe gehabt;' sie ist ihm die liebe Begleiterin aller seiner Gedanken, der liebe Inbegriff seines Schicksals, aller seiner Freuden und Schmerzen, die liebe Seelenführerin; seine Liebe war ihm wie der Morgen- und Abendstern, der nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder aufgeht, wie das ewige Märchen der berühmten Dinarzade in der Tausend und einen Nacht, Abends bricht man sie ungern ab und Morgens knüpft man sie mit Ungeduld wieder an.'

So wechselt die unendlichste Mannigfaltigkeit der liebevollsten Versicherungen an die einzige unaussprechliche Geliebte, den süßen Traum seines Lebens, den Schlaftrunk seiner Leiden, sein Glück, sein Gold, seinen Magnet, der er mit Herz, Leib und Seele eigen ist, der er lebt gegenwärtig und abwesend, schlafend und wachend, von der er sich nicht getrennt denken kann. Wenn du mich auch nicht so vorzüglich liebtest, wenn du mich nur neben andern duldetest, so wäre ich dir doch mein ganzes Dasein zu widmen verbunden; denn hätt' ich auch ohne dich je meinen Lieblingsirrthümern entsagen mögen; könnt' ich auch wohl die Welt so rein sehen, so glücklich mich darin bewegen, als seitdem ich nichts mehr darin zu suchen habe!'

Frau v. Stein war ihm nicht nur seine liebe Beichtigerin, seine liebe Besänftigerin, sie war auch seine stete Treiberin. Alles, was er in den Jahren vom Eintritt in Weimar bis zur italienischen Reise geschaffen hat, verdankt mittel- oder unmittelbar diesem Verhältniß seinen Ursprung, von Schritt zu Schritt, von Tage zu Tage gibt er ihr über den Fortgang seiner Arbeiten über Iphigenie, Tasso, Egmont, Wilhelm Meister und die kleineren für den Hof geschaffenen Dichtungen Rechenschaft; die Briefe an sie gewähren über alle während dieser Zeit

entstandenen lyrischen Gedichte mit Einschluß der Geheimnisse den willkommensten Aufschluß und lassen recht eigentlich in die innerste Werkstätte des Dichters blicken, wie sie denn auch das klarste Bild seiner inneren und äußeren Erlebnisse geben.

Hofdichtungen.

Unter jenen Hofdichtungen sondern sich drei Gruppen, die welche zur Feier des Geburtstages der Herzogin Louise, 30. Januar, zur Belebung der winterlichen Redouten und für das Liebhabertheater bestimmt waren. Von jenen beiden ersteren sind zu nennen die vier Weltalter (30. Jan. 1780), Epiphanias (6. Jan. 1781), Zug der Lappländer (26. Jan. 1781), Aufzug des Winters (30. Jan. 1781), Amor (30. Jan. 1782), die neun weiblichen Tugenden (1. Febr. 1782), Planetentanz (30. Jan. 1784). Mancherlei der Art mag verloren gegangen sein; so erwähnt Goethe im Jahr 1782 eines Aufzuges, den der Herzog auf der Redoute aufführen wollte, mit dem Beisatz: 'ich werde auch noch Balletmeister.'

Mehr Zeit und Kraft nahm das Liebhabertheater in Anspruch. Die erste Schauspielergesellschaft in Weimar, die Starkische, spielte 1769 im Reithause; nachher kam die berühmte Kochische, mit Ekhof, Brückner und andern, die später im Schlosse spielte. Ihr folgte die Seylersche, die, als das Schloß mit dem Theater im Jahr 1774 abgebrannt war, nach Gotha gieng. Weimar blieb eine Reihe von Jahren ohne öffentliches Theater, aber nicht ohne Schauspiel. Goethe, der ganz im Theater lebte und die Mummerei auch ins Leben zu übertragen liebte, ruhte nicht, bis er eine Liebhabergesellschaft zusammengebracht

hatte, außer der großen auch noch eine kleine von Kindern und jungen Leuten, die unter anderm, nach einer Vorstellung von Goethes Erwin und Elmire, ein kleines Stück 'der junge Don Quixote' im Hauptmannschen (später Reitzensteinschen) Hause an der Esplanade aufführten und nachher in ihrem Kostüm auf dem Fürstenhause bewirthet wurden. Chr. W. Hufeland spielte darin den Großvater.

Anfänglich bestritt das Liebhabertheater seine Kosten selbst, in den folgenden Jahren nahm der Herzog finanziellen Theil daran, trug die nicht unbedeutenden Ausgaben für Decorationen, Garderobe, Beleuchtung und stellte seine Hofcapelle zur Verfügung. Bertuch war Zahlmeister und schüttelte nicht selten den Kopf, wenn er für eine einzige Vorstellung mehrere hundert Thaler auszahlen mußte. Goethe führte unter Mitwirkung der herzoglichen Familie die Direction und leitete mit Seckendorf das Einstudieren und die Proben. Kraus war Decorateur. Der Ort der Vorstellungen wechselte, bald war Ettersburg, bald Tiefurt, mitunter auch Belvedere auserwählt.

Da die Herzogin-Mutter, der Herzog und Prinz Konstantin unter den Darstellern waren, konnte sich nicht leicht jemand ausschließen, wenn ihm eine Rolle zugedacht wurde. So sehen wir Beamte des Hofes, Staatsdiener, Militärs, Cavaliere, Hofdamen und Pagen als wirkende Mitglieder dieser vornehmen Bühne, die mehr ihres eignen Vergnügens als des Publikums wegen spielte, das, wenn es eingeladen wurde, einer Vorstellung beizuwohnen, darin eine Ehre erkennen mußte. In dieser spielenden Weise wußte Goethe die widerwilligen Elemente zu gemeinsamer Lust zu verbinden.

Der Dichter selbst spielte die humoristischen Rollen unübertrefflich; über seine Befähigung zu ernsten waren die Stimmen getheilt; nach den Einen wäre er zu ungestüm und in seinen Bewegungen dennoch etwas steif

gewesen; Andre erinnerten sich noch später mit Entzücken der unvergleichlichen Schönheit seiner Erscheinung und des Meisterhaften seines Spiels, z. B. als Orest. Dem guten frohen Musäus gelangen die niedrig komischen Rollen, wozu die Drolligkeit seines Aeußeren sich herrlich schickte, ungemein wohl. Sein Heulen als Mardochai in Goethes Puppenspiel reizte alle Zuhörer zum Lachen, sein Forstmeister im Postzuge gefiel und der Wirth in Lessings Minna von Barnhelm war ein Meisterstück. Knebel declamierte mit seinem schönen Organ vortrefflich und war in Rollen, die Würde erforderten, wie Thoas in Iphigenie, als König in Gozzis glücklichen Bettlern ganz an seinem Platze. Einsiedel spielte öfters mit dem besten Erfolg komische Rollen; da er aber kein bestimmtes Fach hatte, so zeigte er sich zur Zufriedenheit des Publikums auch in Charakterrollen, vergaß auch wohl einmal eine Scene und gieng zu Hause. Die Göchhausen zeichnete sich aus in komischen Wirthinnen und carikirten Damen. Selbst der gute dicke Bode, der mit der Gräfin Bernstorf sich in Weimar niedergelassen, spielte seine Rollen, unter andern auch als Gouvernante, mit viel Behagen.

Eine besondre Zierde der Bühne war Corona Schröter, die auf Goethes Veranlassung als Kammersängerin nach Weimar berufen war und z. B. als Iphigenie Alles entzückte. Unter den übrigen ständigen Mitgliedern begegnen wir der Hofdame v. Wöllwarth, Amalie Kotzebue, der Schwester des Bühnendichters, für die Goethe die Geschwister schrieb, dem Legationsrath Schmidt, Bertuch, dem Secretär Seidler und dem Hoftischler und Maschinisten Mieding, bei dessen Tod (27. Jan. 1782) Goethe den unvergleichlichen Ehrenkranz auf sein Grab legte.

Schon die bisher erwähnten Stücke lassen auf das Repertoire dieses Liebhabertheaters schließen; es war nicht

besser und nicht schlechter als das der übrigen Theater der Zeit und weit entfernt von dem Anspruche, eine Musterbühne zu repräsentiren. Das Vergnügen war die Hauptsache, ein wirklich ästhetischer Werth galt höchstens in zweiter Linie. Eine unverkennbare Vorliebe für das Singspiel machte sich geltend, die schon vor Goethes Ankunft geherrscht hatte und der er sich, da ohnehin sein Geschmack das Opernartige liebte, gern anbequemte.

Er ließ seine Singspiele Erwin und Elmire, wozu er neue von der Herzogin Amalie componierte Arien dichtete, und Claudine von Villa Bella aufführen, gab dann die melodramatische Proserpina, und ließ die Geschwister folgen. Auch die Mitschuldigen und die Laune des Verliebten gelangten zur Darstellung. Zum Geburtstage der Herzogin, am 30. Januar 1777, wurde Lila gespielt, ein Stück ganz auf Musik und die Erfindungen des Balletmeisters angelegt. Manches darin, wie in andern Stücken dieser Periode, hatte seinen Reiz durch Beziehungen auf Weimar oder auf geheime und doch allgemein bekannte Verhältnisse der Mitspielenden unter einander und mußte in diesem Sinne dort und damals ganz anders wirken, als auf die Leser von heute.

Im September 1777 kam Goethe in übermüthiger Laune auf eine 'Tollheit,' auf die Idee zur 'Geflickten Braut' (die in der Ueberarbeitung den Titel 'Triumph der Empfindsamkeit' bekam), worin er mit der sentimental-empfindsamen Literatur, sich selbst nicht schonend, entschieden abschloß. Der Ueberarbeitung wurde später 'Proserpina' einverleibt und zwar nicht eben glücklich. Ein Product gleicher Richtung wie der Triumph der Empfindsamkeit mag die Bearbeitung des Narrenschneidens von Hans Sachs gewesen sein; Goethe als Wunderdoctor zog dem Kranken zierlich aus Holz geschnitzte Narren aus dem Wams, und wie er sie commentiert haben mag, läßt sich aus der Aeußerung errathen: Ich habe wieder eine Scheere zugerichtet, um eine große Heerde zu scheren und gelegentlich zu schinden.'

Zu den heitern Beiträgen für die Liebhaberbühne gehörten auch die Singspiele Jery und Bätely und die Fischerin, denen sich die nach italienischer Manier gearbeitete Scherz, List und Rache anschloß. Die improvisierende Komödie war auf der weimarischen Bühne, wie auf der deutschen überhaupt, nicht fremd. Goethe war darin besonders an seinem Platze, da er in Vers und Prosa niemals verlegen wurde und bei dem Stocken oder allzubreiten Redestrom der Uebrigen sich durch heroische Mittel zu helfen wußte, die Geschwätzigen als krank weggetragen oder einen hartnäckigen, nicht weichenden und wankenden Mitspieler frischweg erstechen und abführen ließ.

Bei dem Blick auf die belustigenden Thorheiten und Possen dieser vornehmen Schauspieler darf jedoch nicht vergessen werden, daß Goethes Iphigenie die äußere Veranlassung diesem Liebhabertheater verdankt, und daß, wie gering Goethe selbst die Vögel auch anschlagen mochte, die gleichfalls für diese Vergnügungen geschrieben wurden, sie die schönste Blüte seines damaligen Humors waren.

Mekka in Thüringen.

Wie groß der Einfluß Goethes in Weimar war, zeigte sich gleich zu Anfange in einigen bedeutsamen Proben. Die Grafen Stolberg kamen auf ihrer Reise vom Süden in die Heimat gegen Ende November 1775 nach Weimar und nahmen an den Freuden der ersten Wochen frohen Antheil. Goethe vermochte den Herzog, den bedeutenderen der Brüder, Friedrich Leopold, zum Kammerherrn zu

ernennen. Stolberg nahm an, kam dann aber nicht, da Klopstock in Folge jenes unerfreulichen Briefwechsels mit Goethe ihn bestimmte, die Stelle nicht anzutreten. Er entschuldigte sich nicht einmal.

Glücklicher war Goethe bei der Berufung Herders zum Generalsuperintendenten in Weimar. Schon im December 1775 hatte er vertraulich angefragt und sofort die freudig annehmende Antwort erhalten. Umständlichkeiten, die von Seiten der städtischen Behörde gemacht wurden, verzögerten Herders Ankunft bis zum 2. October 1776.

Er verlieh Weimar einen hohen Zuwachs an Geist und Ruhm, und Goethe freute sich, den verehrten Mann gewonnen zu haben. Der Verkehr mit Herder erhob sich periodisch zu einem innigen Austausch, litt dann wieder an Erkältungen und Entfremdungen, deren Schuld immer auf Seiten Herders lag, von diesem aber Goethe zugeschoben wurde. Seltsam ist der Anblick, wie in den Briefwechseln Herders Frau immer von Goethe und seinen Werken und Thaten eingenommen, dann aber sehr oft, nachdem Herder ihr darüber seine Ansicht mitgetheilt hat, bis zur Bitterkeit dagegen aufgebracht erscheint, eine wahre Elektra-Natur, rasch und unvorsichtig.' Goethe, der immer reines Wohlwollen gegen Herder hegte, übersah die mürrischen Verstimmungen 'des Alten auf dem Topfberge', und brach das Verhältniß erst kurz vor Herders Tode schmerzlich ab.

Wenn auch nicht unmittelbar nach Weimar, doch in die Nähe, nach Jena, suchte Goethe seinen alten Gönner Höpfner von Gießen zu ziehen, indem er ihm die durch Hellfelds Tod erledigte Professur antrug. Höpfner mochte sich jedoch nicht von Gießen trennen und lehnte ab. Auch die bedeutende Unterstützung, die Goethe für Bürger unter den Weimarern zusammenbrachte, damit er sich mit größerer Muße seiner Uebersetzung des Homer widmen

könne, zeugt von der Wirksamkeit seines Wortes, auch da, wo es aufs Zahlen aus Privatmitteln hinauslief.

Der Ruf, daß er in Weimar 'Regen und Sonnenschein' mache, verbreitete sich weit in die Welt und lockte alte Freunde herbei. Lenz kam schon im April 1776, Klinger im Juni, beide mit der entschiedenen Absicht, dort ihr Glück zu machen. Erregte die arme zerstörte Seele Lenzens theils Mitleid, theils Lachen, so stieß die schroffe heterogene Natur des harten eckigen Klinger überall an. Beide wurden nach kürzerem oder längerem Aufenthalt bedeutet, sich zu entfernen; Klinger sagte es Goethe unter der Hand, Lenz dagegen, der sich in seiner kindischen Affenlaune bis zu Pasquillen vergessen hatte, wurde unsanfter weggeschickt und begriff nicht, warum. Von Dank für Gastfreundschaft hatte er keine Vorstellung.

Vorsichtiger und schlauer wußte sich Christoph Kaufmann, ein Schützling Lavaters, seines Zeichens aber ein gewöhnlicher Abenteurer, zu benehmen, der damals die Länder bereiste und sich in seiner Friesjacke an die Tafeln der Fürsten setzte, denen er einen Geruch von Heiligkeit hinterließ, wenn er in ihren geschenkten Wagen davonfuhr. Erfreulicher waren die Besuche Mercks, obwohl der 'Drache bös Blut machte,' indem er Goethe, kraft der Aufrichtigkeit der Freundschaft, den blanken Spiegel vorhielt und ihn auf seine künstlerische Bestimmung hinwies, die unter diesem Alltagstreiben im Dienste der Eitelkeit zu Grunde gehen müsse. Er kam, um, wenn der Ausdruck erlaubt ist, nach dem Rechten zu sehen, zuerst im September 1777 nach der Wartburg, wo Goethe sich damals aufhielt.

Vor jenem Besuche schreibt er einer Freundin: 'Goethe spielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach seiner eignen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen was man will, ein trefflicher Mensch und wird's in seiner Gesellschaft noch mehr werden. Alles was man aussprengt, sind Lügen der Hofschranzen. Flachs-

ernennen. Stolberg nahm an, kam dann aber nicht, da Klopstock in Folge jenes unerfreulichen Briefwechsels mit Goethe ihn bestimmte, die Stelle nicht anzutreten. Er entschuldigte sich nicht einmal.

Glücklicher war Goethe bei der Berufung Herders zum Generalsuperintendenten in Weimar. Schon im December 1775 hatte er vertraulich angefragt und sofort die freudig annehmende Antwort erhalten. Umständlichkeiten, die von Seiten der städtischen Behörde gemacht wurden, verzögerten Herders Ankunft bis zum 2. October 1776.

Er verlieh Weimar einen hohen Zuwachs an Geist und Ruhm, und Goethe freute sich, den verehrten Mann gewonnen zu haben. Der Verkehr mit Herder erhob sich periodisch zu einem innigen Austausch, litt dann wieder an Erkältungen und Entfremdungen, deren Schuld immer auf Seiten Herders lag, von diesem aber Goethe zugeschoben wurde. Seltsam ist der Anblick, wie in den Briefwechseln Herders Frau immer von Goethe und seinen Werken und Thaten eingenommen, dann aber sehr oft, nachdem Herder ihr darüber seine Ansicht mitgetheilt hat, bis zur Bitterkeit dagegen aufgebracht erscheint, eine wahre Elektra-Natur, rasch und unvorsichtig.' Goethe, der immer reines Wohlwollen gegen Herder hegte, übersah die mürrischen Verstimmungen 'des Alten auf dem Topfberge', und brach das Verhältniß erst kurz vor Herders Tode schmerzlich ab.

Wenn auch nicht unmittelbar nach Weimar, doch in die Nähe, nach Jena, suchte Goethe seinen alten Gönner Höpfner von Gießen zu ziehen, indem er ihm die durch Hellfelds Tod erledigte Professur antrug. Höpfner mochte sich jedoch nicht von Gießen trennen und lehnte ab. Auch die bedeutende Unterstützung, die Goethe für Bürger unter den Weimarern zusammenbrachte, damit er sich mit größerer Muße seiner Uebersetzung des Homer widmen

könne, zeugt von der Wirksamkeit seines Wortes, auch da, wo es aufs Zahlen aus Privatmitteln hinauslief.

Der Ruf, daß er in Weimar 'Regen und Sonnenschein' mache, verbreitete sich weit in die Welt und lockte alte Freunde herbei. Lenz kam schon im April 1776, Klinger im Juni, beide mit der entschiedenen Absicht, dort ihr Glück zu machen. Erregte die arme zerstörte Seele Lenzens theils Mitleid, theils Lachen, so stieß die schroffe heterogene Natur des harten eckigen Klinger überall an. Beide wurden nach kürzerem oder längerem Aufenthalt bedeutet, sich zu entfernen; Klinger sagte es Goethe unter der Hand, Lenz dagegen, der sich in seiner kindischen Affenlaune bis zu Pasquillen vergessen hatte, wurde unsanfter weggeschickt und begriff nicht, warum. Von Dank für Gastfreundschaft hatte er keine Vorstellung.

Vorsichtiger und schlauer wußte sich Christoph Kaufmann, ein Schützling Lavaters, seines Zeichens aber ein gewöhnlicher Abenteurer, zu benehmen, der damals die Länder bereiste und sich in seiner Friesjacke an die Tafeln der Fürsten setzte, denen er einen Geruch von Heiligkeit hinterließ, wenn er in ihren geschenkten Wagen davonfuhr. Erfreulicher waren die Besuche Mercks, obwohl der 'Drache bös Blut machte,' indem er Goethe, kraft der Aufrichtigkeit der Freundschaft, den blanken Spiegel vorhielt und ihn auf seine künstlerische Bestimmung hinwies, die unter diesem Alltagstreiben im Dienste der Eitelkeit zu Grunde gehen müsse. Er kam, um, wenn der Ausdruck erlaubt ist, nach dem Rechten zu sehen, zuerst im September 1777 nach der Wartburg, wo Goethe sich damals aufhielt.

Vor jenem Besuche schreibt er einer Freundin: 'Goethe spielt allerdings groß Spiel in Weimar', lebt aber doch am Hofe nach seiner eignen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen was man will, ein trefflicher Mensch und wird's in seiner Gesellschaft noch mehr werden. Alles was man aussprengt, sind Lügen der Hofschranzen. Flachs-

land (Herders Schwager) ist neuerlich von Weimar zurückgekommen und hatte sich neun Monate bei seiner Schwester aufgehalten. Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen dem Herrn und Diener weit, allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel. Goethe gilt und dirigiert alles und jedermann ist mit ihm zufrieden, weil er vielen dient und niemanden schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehen?

Nach seinem Besuche schrieb er: 'Wir haben zusammen gelebt wie die Kinder. Mich freut's, daß ich von Angesicht gesehen habe, was an Goethes Situation ist. Das Beste von Allem ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe thut. Die Märchen kommen alle von Leuten, die ohngefähr so viel Augen haben zu sehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhl stehen, von ihren Herren und deren Gespräch urtheilen können. Dazu mischt sich die scheußliche Anekdotensucht unbedeutender, negligierter, intriguanter Menschen, oder die Bosheit anderer, die noch mehr Vortheil haben, falsch zu sehen. Ich sage aufrichtig, der Herzog ist einer der respektabelsten und gescheutesten Menschen, die ich je gesehen habe, und dabei ein Fürst und ein Mensch von zwanzig Jahren. Ich dächte Goethes Gesellschaft, wenn man muthwillig voraussetzen will, er (der Herzog) sei ein Schurke, sollte doch mit der Zeit ein wenig guten Einfluß haben. Das Geträtsche, daß er sich nach Goethe bilde, ist so unleidlich unwahr als etwas, denn es ist ihm niemand unausstehlicher als Goethes Affen.'

Merck kam später wieder und trat besonders zu der Herzogin Amalia in freundschaftliche Beziehung, blieb auch dem ganzen weimarischen Kreise treu verbunden, bis an sein tragisches Ende, das weder Karl August noch Goethe abzuwenden im Stande gewesen waren.

Unter den übrigen Besuchen, die nicht direct Goethe galten, wie Garve, Villoison, Abbé Raynal, der Theosoph Oberreit, alle aus den Jahren 81 und 82, ist der Besuch der Marquise Branconi zu erwähnen, der Maitresse des Herzogs Karl von Braunschweig, einer außerordentlich schönen Italienerin, von der Goethe Züge der Eleonore Sanvitale in Tasso hergenommen haben soll. Er besuchte sie in der Folge auf ihrem Gute Langenstein bei Blankenburg und sie kam ihm 'so schön und angenehm vor, daß er sich etlichemale in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Ein Geist! ein Leben! ein Offenmuth, daß man nicht weiß, woran man ist.'

Das Bethlehem in Juda wurde überhaupt nicht leer, wie Herder mit dem Wunsche äußerte, daß die Besucher allmählich eine leere Krippe finden möchten. Dahin wäre es fast gekommen, als die schöne Gräfin Tina Brühl auf Einladung des Herzogs eintraf und sich dann mit allzu geringer Rücksicht behandelt sah (März 1782), was sie aber nicht abhielt, später wieder zu kommen.

Mit den auswärtigen Freunden waren die Verhältnisse zum Theil getrübt; nicht ohne Goethes Schuld, besonders mit Fritz Jacobi, dessen Allwills Papiere ihm schon (im Mai 1776) nicht behagt hatten. Er verglich den Verfasser mit einem Manne, der auf seinem Gut einen köstlichen Bruch von schönem milchweißen Marmor gefunden und weil er sich nun nicht die Mühe nehmen möge, oder es erwarten könne, ihn zu brechen und in großen Stücken auf die Ebene herabzuführen und dann zu behauen, zu glätten, Götter und Helden und Wohnungen für Götter daraus zu machen, mit Brecheisen und Hammer komme, alles kurz und klein zusammenschlage und Schubkarrenweise angefahren bringe. Noch viel weniger behagte ihm Jacobis Woldemar, dessen erster Theil kaum erschienen war, als im deutschen Museum auch schon Bruchstücke des zweiten

bekannt gemacht wurden. Bei einer lustigen Gesellschaft in Ettersburg im August 1779 nagelte Goethe das Buch an einen Baum, daß der Wind mit den Blättern spielte, stieg in die Zweige und hielt zum großen Gaudium der Anwesenden eine Standrede auf den armen Schächer.

Die 'Kreuzerhöhung' wurde in die Welt hinausberichtet und die Kunde kam auch an Jacobi. Er fragte Goethe in einem ernsten würdigen Briefe nach dem Hergange. Goethe ließ ihm durch Johanna Fahlmer-Schlosser schreiben, er könne den Geruch des Buches nicht leiden und er habe dem Kitzel nicht widerstehen können, den Schluß zu parodieren, nämlich daß Woldemarn der Teufel hole. Daß Goethe das Herzenswerk eines Freundes dem Gelächter einer hochadeligen Gesellschaft preisgeben konnte, war freilich mit nichts zu entschuldigen. Jacobi zog sich gekränkt zurück. Etwa ein Jahr später suchte Goethe durch Knebel und Sophie La Roche eine Vereinigung auszuwirken: 'Wir sind ja, denk ich, alle klüger geworden; es ist Zeit, daß man aufs Alter sammelt, und ich möchte wohl meine alten Freunde, die ich auf ein oder andere Weise von mir entfernt sehe, wieder gewinnen und wenn möglich in einem consequenten guten Verhältniß mit ihnen weiter abwärts gehen.' Damals fruchtete dieses Handbieten nichts. Im October 1782 bot er Jacobi direkt die Hand: Wenn man älter wird und die Welt enger, denkt man denn freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt, und in leichtsinnigem Uebermuthe die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist.' Jacobi antwortete sogleich: 'Was ich an Dir erkannt hatte, das hatte ich tief und unauslöschlich erkannt. Und so denke ich auch, daß Du weißt, an wenn Du geschrieben hast.' Wie eine schwere Last fiel es Goethe vom Herzen; es habe eines gewaltigen Hammers bedurft, um seine Natur von

den vielen Schlacken zu reinigen und sein Herz gediegen zu machen.

Das Verhältniß war (für einige Zeit wenigstens) wiederhergestellt. Im September 1784 besuchte Jacobi den alten Freund in Weimar und machte mit seiner Schwester Charlotte ihm, Herder und seine Frau mit dem gleichzeitig eingetroffenen Claudius, der sich wie ein Vertriebener nach Hause sehnte, eine Fahrt nach Jena zu Knebel. Auf der Rückfahrt in schöner Mondnacht unterhielt Goethe die eigenthümlich gemischte Gesellschaft vom Zustande nach dem Tode, 'nur,' meinte Frau Herder, 'ein wenig nicht schwärmerisch genug.' Claudius erschien Goethen wie ein 'Narr voll Einfaltsprätensionen,' der alles verabscheuen müsse, was die Tiefen der Natur näher aufschließe, je mehr der Fußbote zum Evangelisten werden möchte. Jacobis unerschöpfliche Liebe that Goethe dagegen innig wohl. In den Gesprächen war Spinoza oft der Gegenstand, wie er denn auch bald darauf der Anlaß zu erneuerter Entfremdung wurde.

Durch Jacobi kam Goethe auch mit der Fürstin Galizin in Beziehung, die im September 1785 mit Fürstenberg und Hemsterhuis einen Besuch in Weimar machte. Anfangs wollte es nicht recht fort mit der Bekanntschaft: 'So viel weiß ich, schrieb Goethe der Stein, man soll nicht zu sehr aus dem Costüme der Welt und Zeit, worin man lebt, schreiten, und ein Weib soll ihre Weiblichkeit nicht ausziehen wollen.' Allmählich ging es besser: 'Es sind wirklich alle drei sehr interessante Menschen.' Als die Fürstin nach Jena weiter gegangen, suchte sie Goethe dort noch einmal auf, und dort wurde 'alles zuletzt recht gut und gewann ein menschliches Ende.' Später besuchte Goethe die Fürstin in Westphalen und gewann eine höhere Meinung von ihr, konnte sich aber, bei der weltweit obliegenden Ideensphäre der Frau, innerlich nicht mit ihr befreunden,

so wenig wie mit Elise v. d. Recke, die mit ihrer Freundin Becker im October 1784 in Weimar gewesen war, falls er sie gesehen hätte. Er war damals in Ilmenau. Die von ihrem Manne geschiedene Frau sollte erst später größere Bedeutung gewinnen, als sie der Welt offen bekannte, wie sie von Cagliostro sich habe täuschen lassen. Goethes Mutter lachte über die 'Dame, die reisen mußte, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen; bei mich kommen sie alle ins Haus, das war ungleich bequemer!'

Goethe würde den Meisten, die nach Weimar kamen, gern die gleiche Bequemlichkeit gegönnt haben und ihnen dann fern genug geblieben sein.

Ausflüge. Reisen.

Unterbrechungen dieser Art, die zum Theil nur durch Erfüllung gesellschaftlicher Pflichten veranlaßt waren, wechselten mit kleineren Ausflügen oder größeren Reisen mannigfach ab. Sie besonders erwiesen sich dem poetischen Schaffen förderlich. Goethes Art zu produciren, war so leicht und ungesucht, daß ihm die Gestalten sich von selbst darboten, mochte er im Wagen sitzen oder im Sattel, und selbst mitten im Gedränge des Geschäftslebens konnte er, wenigstens außerhalb Weimars, seinen Ideen und Empfindungen Ausdruck geben. Er sah die Welt so rein, legte in die Dinge nichts hinein, daß er nur wiedergeben durfte, was er gesehen und was auf ihn gewirkt, um des poetischen Eindrucks immer sicher zu sein. Bald war er in Leipzig, bald in Ilmenau, bald in Dessau.

In Leipzig, wohin er Ende März 1776 gegangen war, las er Lavaters Abraham und Isaac und fühlte sich davon so bewegt, daß er einen Würzrauch, der mit dem entpuppten

Schmetterling und dem Anklang der Unsterblichkeitsidee, hinzufügte. Er sah dort Käthchen Schönkopf als Frau des Dr. Kanne wieder und traf mit Corona Schröter die Abrede zu dem erwähnten Engagement in Weimar. Nach Ilmenau kam er zum erstenmale im Mai und faßte den Gedanken, die verschütteten Bergwerke wieder in Gang zu bringen, zu welchem Zweck im Juli eine Bergwerkscommission niedergesetzt wurde, deren Bemühungen es unter Goethes steter Antheilnahme gelang, das Werk im Februar 1784 zu eröffnen. Bis dahin war Goethe oft in Ilmenau, meistens mit dem Herzoge, der dort zu jagen liebte, wie er denn ein leidenschaftlicher Jäger war und Goethen auch in die Kunst des edlen Waidwerks einführte.

Im December 1776 machten beide zuerst die Reise nach Dessau und nach Wörlitz, wo sie sich mit den Sauen herumhetzten, und wo Goethe in dem Fürsten Friedrich Leopold Franz einen der verehrungswürdigsten Sterblichen kennen lernte. Der Fürst kam dann oft nach Weimar und die Weimarer waren oft bei ihm, bald seines Parkes und seiner Jagden wegen, bald zum Geburtstage der Fürstin, bald aus politischen Zwecken, da sowohl der Herzog wie der Fürst das Vertrauen des preußischen Thronfolgers genossen und von ihm in dem baierischen Erbfolgekriege, sowie bei den Vorbereitungen zum Fürstenbunde mit politischen Sendungen beauftragt wurden. Goethe nahm an allen diesen Dingen den vertrautesten Antheil, so wenig Gewinn er für seinen Fürsten auch dabei erkennen konnte, da er die Aufgabe desselben nicht im militärischen Treiben, sondern in der stilleren Thätigkeit des Friedens erblickte, in der genauen Kenntniß seiner Landesangelegenheiten und in der kräftigen Förderung derselben.

Er studierte Accis- und Leihhausordnungen, die Löschanstalten und landwirthschaftliche Theorien, unterrichtete sich über die Zerschlagung der Güter und wußte, als der

Herzog, zum großen Schaden der Bauern, am Hange des Ettersberges Schwarzwild zu hegen begann, in der verbindlichsten Weise ihm das schlimme Vergnügen zu verleiden. Gleich Anfangs hatte er gegen die wühlenden Bewohner des Berges protestiert und erwähnte derselben ungern, weil es einer Rechthaberei ähnlich sehen könne, daß er nun wider sie zu Felde ziehe. Von dem Schaden selbst wolle er nichts sagen; er rede nur von dem Eindruck, den es auf die Menschen mache. Noch nichts habe er so allgemein mißbilligen sehen. Gutsbesitzer, Pächter, Unterthanen, Dienerschaft, die Jägerei selbst, Alles vereinigte sich in dem Wunsche, die Gäste vertilgt zu sehen. 'Was mir dabei aufgefallen ist, und was ich Ihnen gern sage,' schreibt er dem Herzoge, sind die Gesinnungen der Menschen gegen Sie, die sich dabei offenbaren. Die meisten sind nur wie erstaunt, als wenn die Thiere wie Hagel vom Himmel fielen. Die Menge schreibt Ihnen nicht das Uebel zu, Andere gleichsam nur ungern und Alle vereinigen sich darinnen, daß die Schuld an denen liege, die, statt Vorstellungen dagegen zu machen, Sie durch gefälliges Vorspiegeln verhinderten, das Unheil, das dadurch angerichtet werde, einzusehen. Niemand kann sich denken, daß Sie durch eine Leidenschaft in einen solchen Irrthum geführt werden könnten, um etwas zu beschließen und vorzunehmen, was Ihrer übrigen Denkens- und Handels-Art, Ihren bekannten Absichten und Wünschen geradezu widerspricht. Könnten meine Wünsche erfüllt werden, so würden diese Erbfeinde der Cultur ohne Jagdgeräusch, in der Stille nach und nach der Tafel aufgeopfert, daß mit der zurückkehrenden Frühlingssonne die Umwohner des Ettersbergs wieder mit frohem Gemüth ihre Felder ansehen könnten. Man beschreibt den Zustand des Landmanns kläglich, und er ist's gewiß; mit welchen Uebeln hat er zu kämpfen! Ich mag nichts hinzusetzen, was Sie selbst wissen. Ich

habe Sie so manchem entsagen sehen und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen und halte mir für die Beunruhigung des Gemüths, die mir die Colonie seit ihrer Entstehung verursacht, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechts aus, um ihn in meinem Cabinete mit doppelter Freude aufzustellen.'

So behandelte Goethe seinem Fürsten gegenüber die Dinge, die eng mit dessen Neigungen und Leidenschaften verwachsen und darum um so behutsamer anzurühren waren. Das Schwarzwild wurde der Tafel geopfert.

Von einer Jagdpartie am Ettersberge brach Goethe einige Jahre früher, am 29. November 1777, niemand etwas von seinem Vorhaben verrathend, gegen Norden auf, um den Harz zu besuchen, sich über den Bergbau genauer zu unterrichten und nebenher den wunderlichen selbstquälerischen Plessing in Wernigerode kennen zu lernen. Goethe hat über diesen Besuch in der Darstellung der Campagne in Frankreich Mittheilungen gemacht, die in Bezug auf Plessing nicht richtig sind. Das Wahre geben die Briefe an Frau von Stein (1, 126 ff), die er von der Reise selbst schrieb, als er seine Besteigung des Brockens schilderte.

Die poetische Frucht dieser Reise, von der er am 16. December wieder zurückgekehrt war, bildet das schöne Gedicht 'Harzreise im Winter,' das durch die erwähnten Briefe besser erläutert und in seiner unvergleichlichen Realistik schöner herausgehoben wird, als durch Goethes später geschriebene Commentierung. Mit Plessing blieb er in brieflichem Verkehr und sah ihn in der Folge einmal in Weimar und dann als Professor in Duisburg auf der Heimkehr aus der Campagne vom Rhein.

Eine bessere Nachahmung des Fürsten von Dessau, als die, welche sich in der Schwarzwildcolonie am Ettersberge

kund gegeben, war ein Wetteifer mit seinen großartigen Parkanlagen. Auf einer politischen Reise nach Potsdam und Berlin, die Goethe im Mai 1778 mit dem Herzoge machte, hatte er in Wörlitz den Park in vollem Schmuck des Frühlings gesehen und die schon früher gehegte Absicht, etwas Aehnliches in der Nähe Weimars einzurichten, gedieh nun, als er in sein Thal zurückkehrte, das ihm lieber war, als die weite Welt, rasch zur Ausführung. Zuerst wurde das sogennnte Kloster geschaffen und am 9. Juli, dem 'Louisenfeste,' eingeweiht. Die Parkanlagen schritten fröhlich vorwärts. Er polsterte und putzte in seinem immer schöner und genießbarer werdenden Thal die vernachlässigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe und übergab jederzeit mit größter Sorgfalt die Fugen der Kunst der lieben immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken. Die Poesien, meinte Wieland, die er auf beiden Ufern der Ilm geschaffen, kosteten der hochlöblichen Kammer zwar ein tüchtiges Stück Geld, machten dafür aber auch diese Seite von Weimar zu einem Tempe und Elysium. Goethe gab den Anlagen, die allmählich zu dem jetzigen weitausgedehnten Parke heranwuchsen, damals mitunter einen zauberischen Reiz, indem er die Ufer der Ilm in Rembrandts Geschmack beleuchten und dann die ganze Vision in eine Menge kleiner Rembrandtscher Nachtstücke zerfallen ließ. Der Effect war so über allen Ausdruck zauberisch, daß Wieland Goethen vor Liebe hätte fressen mögen.'

Aber abseits, wer ist's?' In Dunkel verliert sich die Spur eines Unglücklichen, dessen Goethe, ohne je einer Seele zu vertrauen, was er that, sich in schöner Menschlichkeit erbarmte. Ein wundersamer, durch verwickelte Schicksale nicht ohne seine Schuld verarmter Mann, an den er zuerst unter dem fremden Namen Kraft nach Gera schrieb (November 1778), lebte allein von seiner Unterstützung in Ilmenau, wo derselbe ihm in Bergwerks- und Steuersachen durch unmittelbare Anschauung als gewandter, obgleich hypochondrischer Geschäftsmann sehr nützlich wurde und mehreres überlieferte, was er selbst nicht hätte bis auf den Grad einsehen und sich zu eigen machen können. So stellt Goethe den Nutzen dar, den er von jenem geheimnißvollen Kraft gehabt habe, verschweigt aber, wie er selbst dem Unglücklichen Alles war und ihn nur beschäftigte, um ihm das Gefühl drückender Unterstützung zu ersparen. 'Sie sind mir nicht zur Last, schrieb er an Kraft, vielmehr lehrt mich's wirthschaften, ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben, aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewicht den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht.' Die Briefe an ihn gehen bis in den Herbst 1783. Kraft starb im August 1785 in Jena. Goethe hatte bis zuletzt für ihn gesorgt und bestritt auch die Kosten seines Begräbnisses. Auch dem Nachlaßrichter in Jena hat er den wahren Namen des Unglücklichen nicht verrathen, dem er gelegentlich auch die Sorge für einen andern Schützling, Peter Imbaumgarten, ein Vermächtniß des Herrn v. Lindau (1777), anvertraut hatte, um ihn zu beschäftigen. Diesen Schweizerbuben, der Lindau in der Schweiz das Leben gerettet, ließ er zum Jäger erziehen; 'denn der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre. Auch der Künstler wird nie bezahlt, sondern der Handwerker.' Was aus Peter geworden, ist unbekannt.

Goethes Plan, dem Herzoge eine Erziehung zu geben, die ihn selbstständig mache, war die stete geräuschlose Sorge seines Lebens. In freier Luft, auf Spaziergängen ohne

weitere Begleitung, sprach er mit ihm über die wichtigsten Angelegenheiten und klärte seine jugendlichen, meistens auf das Gute und Rechte gewandten, nur ungeordneten Ideen in luminosen Gesprächen' immer mehr. Er erschien ihm an der Zeit, diesen Erziehungsplan auf einer größeren Reise weiter zu verfolgen und den jungen Fürsten einmal auf längere Zeit von dem ganzen Hofwesen abzulösen und auf sich selbst hinzuweisen.

So traten der Herzog unter dem Namen des Oberhofmeisters v. Wedel, Goethe und der Kammerherr v. Wedel mit wenig Dienerschaft im September 1779 jene abenteuerlich erscheinende Winterreise durch die Schweiz an, die sie zunächst nach Kassel führte, wo G. Forster, das Incognito zu Anfang nicht kennend, an dem jungen Herzoge einen Mann kennen lernte, 'der sehr viel und doch keinmal albern fragte,' einen artigen kleinen Mann, der sehr viel wußte, sehr einfach war und für einen zweiundzwanzigjährigen Herzog, der seit vier Jahren sein eigner Herr war,' viel mehr bedeutete, als Forster erwartet hatte. Goethe nennt er einen gescheuten, vernünftigen schnellblickenden Mann, der wenig Worte macht und gutherzig, einfach in seinem Wesen ist. 'Männer, die sich aus dem großen Haufen auszeichnen, sind nicht zu beschreiben. Der Charakter eines Mannes von hohem Genius ist selten wetterleuchtend und übertrieben; er besteht in einigen wenigen Schattierungen, die man sehen und hören muß, aber nicht beschreiben kann.'

Am 17. September verließen sie Kassel und wurden zwei Tage darauf in Frankfurt mit viel freundlichen Gesichtern empfangen. Goethes Vater war gealtert, stiller; sein Gedächtniß nahm ab; die Mutter zeigte noch die alte Kraft und Liebe; ihr Frohmuth war sich gleich geblieben. Von dort giengs über Speyer (24.), wo sie mit dem Domherrn v. Beroldingen den Freitag 'sehr gut fasteten.'

Abends waren sie in Rheinzabern, am folgenden Mittag in Selz, wo noch alles saftig grün und die Himmelsluft weich, warm, feuchtlich war. 'Man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele.'

Den 25. Abends ritt Goethe etwas seitwärts nach Sesenheim, indem die Andern ihre Reise grad fortsetzten, fand daselbst die Familie Brion, wie er sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da er so rein und still war, wie die Luft, so war ihm der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte ihn ehemals geliebt, schöner als er's verdiente und mehr als andre, an die er seitdem viel Leidenschaft und Treue verschwendet hatte. Er hatte sie in einem Augenblicke verlassen müssen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie gieng leise drüber weg ihm zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch übergeblieben, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da er ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat. Auch nicht mit der leisesten Berührung unternahm sie ein altes Gefühl in seiner Seele zu wecken. Sie führte ihn in jede Laube, und da mußte er sitzen, und so war's gut. Der schönste Vollmond stand am Himmel. Goethe erkundigte sich nach Allem. Ein Nachbar, der sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugte, daß er noch vor acht Tagen nach ihm gefragt hatte; der Barbier mußte auch kommen. Goethe fand alte Lieder, die er gestiftet, eine Kutsche, die er gemalt hatte. Sie erinnerten sich an manche Streiche jener guten Zeit, und er fand sein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob er kaum ein halb Jahr weggewesen. Die Alten waren treuherzig, man fand, er war jünger geworden. Er blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß er nun auch wieder mit

Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in sich leben konnte.

Am Sonntage (26.) traf er wieder mit der Gesellschaft zusammen; gegen Mittag waren sie in Straßburg. Goethe gieng zu Lili und fand den schönen „Grasaffen“ mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde er mit Verwunderung und Freude empfangen. Sich erkundigend und in alle Ecken sehend, fand er zu seinem Ergötzen, daß die gute Creatur recht glücklich verheirathet war. Ihr Mann war abwesend; er schien, nach Allem was Goethe hörte, brav, vernünftig und beschäftigt zu sein, er war wohlhabend, hatte ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang, Alles was die Frau brauchte. Goethe aß bei ihr, auch Abends, und gieng in schönem Mondenscheine weg.

Die schöne Empfindung (schreibt er an Frau v. Stein), die mich begleitet, kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit den Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinem Wohlwollen und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind.'

Von Straßburg, wo Goethe mit dem Herzoge den Münster bestiegen, kamen sie am 27. früh in Emmendingen an; 'hier bin ich nun noch am Grabe meiner Schwester, ihr Haushalt ist mir wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist.' Die an ihre Stelle getretne Johanne Fahlmer, Schlosser, einige Freundinnen waren ihm nahe wie sonst. Goethe sprach sich gegen Johanne über die Kreuzerhöhung Woldemars und den

Brief Jacobis, den er in Frankfurt erhalten, gleich nach der Ankunft aus und Johanne berichtete darüber an Jacobi, der sich dadurch freilich nicht versöhnt finden konnte.

Von Emmendingen gieng's auf Basel.

Die Schweizerreise selbst, die von dem schönsten Wetter begünstigt wurde, hat Goethe aus den Reisebriefen an Frau v. Stein (I, 252 ff.) fast unverändert in seine Werke aufgenommen. Die Einzelnheiten würden hier zu weit führen. Das Kühne der Reise bestand darin, daß der schwierigste Theil im Winter gemacht wurde. Als sie von Genf aus die savoyischen Eisberge besteigen wollten, machten die 'Frau Basen, die vom Müßiggang mit dem Rechte beliehen sind, sich um andrer Leute Sachen zu bekümmern', dem Herzog die ernsthaftesten Protestationen und wollten eine Staats- und Gewissenssache daraus machen. Der um seine Meinung befragte Professor de Saussüre entschied, daß der Weg so gut in dieser wie in einer früheren Jahreszeit ohne Fahr noch Sorge gemacht werden könne. Der Erfolg bestätigte seinen Ausspruch.

Einer der Hauptgesichtspunkte der abenteuerlichen Reise war der, den Herzog mit Lavater zusammenzuführen. 'Die Bekanntschaft mit Lavater, schrieb Goethe gegen Ende November, ist für den Herzog und mich, was ich gehofft habe, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise und eine Weide an Himmelsbrod, wovon man lange gute Folgen spüren wird. Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus. Wenn durch Abwesenheit sich die Idee von ihm verschwächt hat, wird man aufs Neue von seinem Wesen überrascht. Es ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne.' 'Wir sind in und mit ihm glücklich, es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat und seine Freunde mit

unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut. Wie gern möchte ich ein Vierteljahr neben ihm zubringen, freilich nicht müßig wie jetzt; etwas zu arbeiten haben und Abends wieder zusammenlaufen. Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ists im Moralischen, wie mit einer Brunnenkur; alle Uebel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung und das ganze Eingeweide arbeitet durcheinander. Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammenleben und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vortheilen auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsere Seelen offen behalten und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen.'

Schon unterwegs, von Thun, 8. October, hatte Goethe an Lavater geschrieben: 'Ich habe dir viel zu sagen und viel von dir zu hören; wir wollen wechselweis Rechnung von unserm Haushalten ablegen. Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich gesegnet im Geheimen, denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen, sie können nichts davon sehen noch hören; was sich daran offenbaren läßt, freu ich mich, in dein Herz zu legen.' Und von Genf, 28. October: 'Nicht allein vergnüglich, sondern gesegnet uns beiden soll unsere Zusammenkunft sein. Für ein paar Leute, die Gott auf so unterschiedene Art dienen, sind wir vielleicht die einzigen, und ich denke, wir wollen mehr zusammen überlegen und ausmachen, als ein ganz Concilium. Eins aber werden wir aber doch wohl thun, daß wir einander unsere Particularreligionen ungehudelt lassen. Du bist gut darinnen, aber ich bin manchmal hart und unhold; da bitt' ich dich

im Voraus um Geduld. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne.'

Da lag aber der Punkt, auf dem sich beide schieden. Lavater mochte den Gast nicht behelligen wollen mit seinem Credo, aber was war der Wirth ohne dieses! In allen seinen Schriften mußte er Goethen, der seit Erschaffung der Welt keine Confession gefunden und bis an sein Ende keine fand, zu der er sich völlig hätte bekennen mögen, auf das unerfreulichste abstoßen. Als er einen Bogen von Lavaters Pilatus gelesen, konnte er nichts darüber sagen, als daß 'er die Geschichte des guten Jesus nun so satt hatte, daß er sie von Keinem, als allenfalls von ihm selbst hören möchte.'

An Lavater schrieb er, da er zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein decidierter Nichtchrist sei, habe dessen Pilatus ihm widrige Eindrücke gemacht, weil sich Lavater gar zu ungeberdig gegen den alten Gott und seine Kinder stelle. Und noch entschiedener sagt er am 9. August 1782: 'Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Du findest nichts schöner als das Evangelium, ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich.'

Der Bruch mußte früher oder später kommen. Als Lavater auf seinem apostolischen Zuge im Juli 1786 auch nach Weimar kam, wäre Goethe ihm gern aus dem Wege gegangen. 'Was habe ich mit dem Verfasser des Pontius Pilatus zu thun, seiner übrigen Qualitäten unbeschadet.' 'Die Götter wissen besser, was uns gut ist, als wir;

darum haben sie mich gezwungen, ihn zu sehen. Er hat bei mir gewohnt. Kein herzlich vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht und weiß, was mir per Saldo von ihm übrig bleibt.'

Als Goethe dann lange Jahre hernach Zürich wieder sah, ging er vor Lavaters Hause auf und nieder, ohne sich um den Propheten zu kümmern. Damals freilich, als er von Zürich nach Schaffhausen reiste, überwog der Eindruck des Menschen noch den Propheten; aber es war eine bittre Selbsttäuschung Goethes, beide gesondert zu nehmen; als sie mehr und mehr verschmolzen und auch vor seinem Geiste eins wurden, mußte er seines Irrthums inne werden, ohne zu verlieren, was er in seinem Umgange gewonnen hatte, die tiefe innere Wahrheit und Uebereinstimmung zwischen Denken, Empfinden und Handeln, ein Gewinn, den er an Lavater, nicht von ihm gemacht; denn es war seine Vorstellung über den Mann, was ihn bildete, nicht der Mann selbst. Und daß diese Vorstellung nicht mit dem Wesen übereinkam, war freilich kein sonderliches Zeichen scharfer Beurtheilung der Menschen, aber ein schönes für das Herz des jüngeren Mannes, das alle nach sich maß.

Der Rückweg aus der Schweiz führte über Schaffhausen und den Rheinfall nach Stuttgart, wo sie, wie Goethe der Frau v. Stein berichtet, von dem Herzog Karl äußerst galant und artig behandelt wurden. Schubarts Frau wollte wissen, der Herzog habe seinen Gelehrten den Verkehr mit Goethe verboten. Herzog Karl ließ seine Gäste am 14. December der Stiftungsfeier der Militärakademie beiwohnen. Goethe, den der General Seeger begleitete, sah den Eleven Schiller damals mit drei Preisen auszeichnen, ein Begegnen, dessen weder Schiller noch Goethe sich jemals wieder erinnert zu haben scheinen, als sie in gemeinschaftlichem Wirken nach den höchsten Preisen rangen.

Am 13. Januar 1780 waren die Reisenden wieder in Weimar. Wieland stellte diese Schweizerreise 'unter Goethes meisterhafteste Dramata.' Der glückliche Ausgang, des Herzogs Wohlbefinden und ungemein gute Stimmung, sein herzgewinnendes Betragen gegen all und jeden machten großen Effect und stellten Goethen in ein sehr günstiges Licht, um so mehr, da auch er sehr vortheilhaft verändert zurückgekommen war und, um mit Wieland zu reden, in einem Ton zu musizieren anfieng, in den wir übrigen mit Freuden, und jeder so gut als sein Instrument und seine Lungenflügel verstatten, harmonisch einzustimmen nicht ermangeln werden.' Den Herzog freute es, daß der erste Eindruck, die Leute, mit welchen er leben mußte, betreffend, nicht nur nicht unangenehm, sondern gut war. 'Sogar die langnäsichte Oberhofmeisterin (Gräfin Gianini) war uns siebzehn Minuten nicht tödtlich zuwider; Klinkowström (der Oberhofmarschall) hatte das Podagra, wie andre mehr, wenigstens schlichen sie unbemerkt durch.'

Daß der Herzog ein Andrer sein wollte, zeigte er äußerlich, indem er mit einer Mode brach; er schnitt sich das Haar ab und diese Nouvelle du jour machte großen Lärm. Wieland und selbst Goethe berichteten den Freunden: Der Herzog trägt einen Schwedenkopf. Eine ganz neue Decoration.' Den moralischen Zopf hatte er schon lange nicht mehr getragen, aber es vergiengen viele Jahre, ehe er Nachfolger fand, wenigstens in diesem Stück, denn andre hat er nie gehabt.

Das Jahr 1780 vergieng ziemlich einförmig. Kleine Ausflüge zerstreuten; Oeser kam um eine Decoration zu malen, Goethe dichtete die Vögel, wurde Freimaurer (was er schon nach seiner Heimkehr aus Straßburg in

Worms geworden sein soll), stattete Einsiedels Zigeuner mit neuen Liedern aus, schrieb am 6. September auf dem Gickelhahn bei Ilmenau das flüchtige Abbild des Moments wie ein ewiges Abbild des Lebens an die Wände des Bretterhäuschens ('Ueber allen Gipfeln'), sang am 15. September zu Ostheim an der Rhön den schönen Hymnus an seine Göttin die Phantasie ('Welcher Unsterblichen'), nebst vielen humoristischen Liedern, und besah mit dem Herzoge die großartigen Wiesenwässerungsanlagen, die der durch Merck empfohlne Engländer Bäty in den fränkischen Aemtern des Herzogs angelegt hatte. Dieser treffliche Mensch, der als Landcommissär mit kleinem Gehalte angestellt war, über nichts klagte, wie niemand über ihn klagte, griff seine Arbeiten mit so sichrem Geschick an, daß jeder gleich von der Trefflichkeit seiner Absichten überzeugt war, und daß sogar die Bauern, die sich gegen alle Neuerungen, auch die heilsamen, zu stemmen pflegten, ihm willig dienten und ihn mehr liebten als ihren Amtmann. 'So einen Menschen zu haben, ist ein Glück über alles!' rief Goethe und der Herzog erklärte, nur ein unglaubliches Glück könne einem einen solchen Menschen zuführen. Er arbeitete erst ein Jahr, und schon zeugten die Wiesen von dem Segen seines Schaffens.

Wie es mit Goethe damals stand, gibt ein Brief vom 20. September aus Ostheim an der Rhön zu erkennen: 'Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart, diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts Größerm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, wills Gott, die Kräfte bis hinauf reichen. Der Herzog ist sehr gut und brav. Wenn ich nur noch einigen Raum für ihn von den Göttern erhalten kann! Die Fesseln, an denen uns die Geister führen, liegen ihm an einigen Gliedern gar zu enge an, da er an andern die schönste Freiheit hat. Herrschaft wird niemand angeboren und der sie ererbte, muß sie so bitter gewinnen als der Eroberer, wenn er sie haben will und bitter. Es versteht dies kein Mensch, der seinen Wirkungskreis aus sich geschaffen und ausgetrieben hat.'

Ziemlich ruhig verlief das Jahr 1781. Die gewöhnlichen Ausflüge fehlten freilich nicht. Auf einem solchen nach Neunheiligen zum Grafen Werthern, dessen schöne Frau den Herzog schöner liebte als er sie, trat Goethen die Idee dessen, was man Welt, große Welt, Welthaben nannte, in der schönen Gräfin deutlich vor Augen. 'Sicher ihres Werthes, ihres Ranges, handelt sie zugleich mit einer Delicatesse und Aisance, die man sehen muß, um sie zu denken. Sie scheint Jedem das Seinige zu geben, wenn sie auch nichts gibt; sie spendet nicht, wie ich andre gesehen habe, nach Standesgebühr und Würden jedem das eingesiegelte zugedachte Paketchen aus, sie lebt nur unter den Menschen hin, und daraus entsteht eben die schöne Melodie, die sie spielt, daß sie nicht jeden Ton, sondern nur die auserwählten berührt; sie traktiert's mit einer Leichtigkeit und einer anscheinenden Sorglosigkeit, daß man sie für ein Kind halten sollte, das nur auf dem Claviere, ohne auf die Noten zu sehen, herumruschelt, und doch weiß sie immer was und wem sie spielt. Was in jeder Kunst das Genie ist, hat sie in der Kunst des Lebens.' Die Narrheit' des Grafen nahm er als bekannt an, doch

'führte er sich recht gut auf,' so daß der Herzog versicherte, er kenne ihn gar nicht.

Das gräfliche Paar wurde später im Wilhelm Meister diesen Eigenschaften nach vorgeführt, wie denn Goethe in dieser Periode auf Schritt und Tritt Studien für seinen großen Roman machte und ihn mit den Resultaten seines rasch wechselnden Denkens und Empfindens, Sehens und Hörens überreich ausstattete. Gelegenheit bot sich dazu immer, bald im geselligen Verkehr, bald auf kleinen Reisen und bei Besuchen an den benachbarten Höfen. Im September z. B. reiste er zum Geburtstage der Fürstin von Dessau nach Wörlitz, wo in der Nähe auf einem Wiesenplan die Fürstin die Preise des Wettreitens und Wettrennens selbst vertheilte und das gesammte Personal des Philanthropins, Professoren, Lehrer und Zöglinge unter Zelten bankettierten, während der Hof in dem Rundgebäude über dem Mausoleum speiste, oder unter dem Peristyl des Schlosses sich zusammenfand.

Einst saß die Fürstin mit einer Stickerei beschäftigt, der Fürst las etwas vor, Goethe zeichnete und ein Hofcavalier überließ sich indessen ohne Zwang der behaglichen Verführung des Nichtsthuns. Da zog ein Bienenschwarm vorüber. Goethe sagte: 'Die Menschen, an welchem ein Bienenschwarm vorüberstreicht, treiben nach einem alten Volksglauben dasjenige, was gerade im Augenblick des Ansummens von ihnen getrieben wurde, noch sehr oft und sehr lange. Die Fürstin wird noch recht viel und recht köstlich sticken, der Fürst noch unzähligemal interessante Sachen vorlesen, ich selbst werde gewiß unaufhörlich im Zeichnen fortmachen, und Sie, mein Herr Kammerherr, werden bis ins Unendliche faulenzen.'

Eine andre 'Scene,' deren Goethe in den Briefen an Frau v. Stein (II, 278, 281) obenhin gedenkt, erzählte der Fürst. Er hatte einen Jagdwagen bereit zu halten

befohlen, um Goethe, der zu einer genau bestimmten Stunde erwartet wurde, sofort von Dessau nach Wörlitz zu bringen. Auch sollte der Leibarzt Kretschmar benachrichtigt werden, sich bei Zeiten auf dem Dessauer Schlosse einzufinden, um mitzufahren. Beide kannten sich nicht und der Hofmarschall hatte versäumt, sie einander vorzustellen. Eine Zeit lang saßen sie, Goethe gerade und feierlich wie ein Licht, Kretschmar leicht und beweglich wie ein junger Rehbock, nebeneinander. Endlich drehte Goethe ein wenig den Kopf nach Kretschmar und fragte über die Schulter: 'Wer ist Er?' Schnell und barsch, Goethen den Rücken zukehrend, erwiederte Kretschmar: 'Und wer ist Er?' So kamen sie an. Der Fürst stand neben Louise am Eisenhart, wo er die kleine Anhöhe aufführen ließ: 'Gib Acht, die beiden haben sich unterwegs gezankt.' Goethe stieg links aus und kam in steifer Haltung auf das fürstliche Paar zu; der Leibarzt rechts, mit einem flüchtigen Gruße nach der Stadt eilend. Der Fürst schickte ihm einen Diener nach, der ihn zur Tafel laden mußte. Allein er ließ sagen, er äße nicht mit dem Menschen, erzählte später den Vorfall und wollte schlechterdings nichts von Goethe wissen. Der Fürst brachte sie aber doch endlich zusammen.

Andre, als diese Scenen des kleinen Lebens in fürstlichen Familien, stellten sich ihm dar, als er, eben geadelt, im Mai 1782 eine feierliche Rundreise an den thüringischen Höfen hielt und als Abgesandter seines Herzogs in Gotha, Meiningen, Hildburghausen, Coburg und Rudolstadt in förmlicher Audienz empfangen wurde, die Livreen auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Thürflügeln zwei Pagen und die gnädigsten Herren im Audienzgemach.

Die Seele aber wurde immer tiefer in sich selbst zurückgeführt, je mehr er die Menschen nach ihrer und nicht nach seiner Art behandelte; er verhielt sich zu ihnen, wie der Musikus zum Instrument. Nach solchen diplomatischen

Komödien, bei denen mit dem Staatsrock auch das geistige Staatskleid angezogen wurde, erlustigte sich Goethe in freier Gotteswelt auf der Steinjagd, denn Mineralogie und Anatomie, Zeichnen und Aetzen, Tuschen und Malen, Numismatik und Botanik wechselten bunt bei ihm ab.

Diese vermannigfaltigte Thätigkeit, über die bald etwas Genaueres gesagt werden muß, rechnete er sich wenig zum Verdienst. 'Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich dazu, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Sind denn auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leichte weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig.'

Aber neben der künstlerischen und wissenschaftlichen Beschäftigung und der eigentlichen amtlichen Thätigkeit fielen ihm, als vertrautem Freunde des Fürstenhauses und weimarischer Familien, eine Menge von Dingen zu, die nicht eben erfreulicher Art waren. Die Reiseabenteuer des Prinzen Konstantin hatten allerlei für den Hof unerfreuliche Folgen, die Goethe ins Gleiche bringen mußte. Ein anderes Geschäft der Art betraf die Einsiedel'sche Familie. Der Vater des weimarischen Einsiedels hatte nahe an Tollheit gränzende Handlungen vorgenommen, war zu Hause durchgegangen und hatte seinen Sohn in Weimar aufgesucht. Goethes Beistand wurde angerufen. Er bemächtigte sich des Alten, brachte ihn nach Jena in das Schloß und unterhielt ihn dort so lange, bis seine Söhne ankamen, die indessen zu Hause mit Mutter und Oheim negotiiert und die Sache auf einen andern Weg geleitet hatten. Ueber diese Besorgnisse vergieng ihm eine ganze Woche.

Angesichts solcher Erfahrungen, die sich häufen ließen, durfte er wohl klagen, es sei ein sauer Stück Brod, wenn man darauf angewiesen sei die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen; er werde durch Noth und Ungeschick der Menschen immer hin und widergezogen; er sei zu einem Privatmenschen geboren und begreife nicht, wie ihn das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie habe einflicken mögen.

Für solche Plackereien entschädigte er sich dann in seiner Weise. Er hatte immer einen Zug zu Kindern gehabt; ihr Umgang machte ihn jung und froh. In seinem Garten ließ er sie Ostereier suchen. Ein Augenzeuge erzählt: 'Die muntere Jugend, worunter auch kleine Herder und Wielande waren, zerschlug sich durch den Garten und balgte sich nicht wenig beim endlichen Entdecken der schlau versteckten Schätze. Der schöne Mann im goldverbrämten blauen Reitkleide erschien in dieser Quecksilbergruppe als ein wohlgewogner, aber ernster Vater, der zugleich Ehrfurcht und Liebe gebot. Ihre Spiele theilend und leitend, blieb er, 'bis es Abend ward, unter den Kindern und gab ihnen zum Schlusse noch eine Naschpyramide preis' (1783).

Aus Liebe zu der Jugend nahm er in demselben Jahre den jüngsten Sohn seiner Freundin, Fritz v. Stein, zu sich ins Haus, unterrichtete, beschäftigte, leitete ihn an und nahm ihn auf seine Ausflüge meistens mit. Im September 1783 machten beide eine Reise nach Langenstein zu der schönen Frau, der Markise Branconi, von da nach der Roßtrappe, Blankenburg und der Baumannshöhle und wieder über Langenstein nach Halberstadt, wo sie mit der Herzogin Amalie, die von einem Besuch aus Braunschweig heimkehrte, und der ganzen fürstlichen Familie zusammentrafen. Gleim, der ihn dort sah, fand ihn gegen 1776, wo er ihn zuerst in übersprudelndem Humor zu Weimar kennen gelernt, verwandelt, zu kalt, zu hofmännisch.

Von Halberstadt gieng es über Clausthal beim schönsten Wetter auf den Brocken. Trebra begleitete sie. Oben wurde übernachtet, und dann der Weg über Zellerfeld und Osterrode nach Göttingen genommen. Goethe wohnte beim Magister Grellmann und hatte die Absicht, alle Professoren zu besuchen. Da Fritz den Winterkasten auf Wilhelmshöhe bei Kassel zu sehen wünschte, willfahrte ihm Goethe, der auch am Hofe war und gut aufgenommen wurde. Er besuchte Sömmering fleißig in der Anatomie und bemühte sich mit ihm, wie es damals versucht wurde, einen kleinen Ballon zu füllen; allein die Uebereilung machte den Versuch mißlingen.

Georg Forster, der ihn freilich nur wenig sah, fand ihn ernsthafter, zurückhaltender, verschlossener, kälter, magrer, blässer als sonst und doch mit Freundschaft und einem Etwas, welches zu sagen schien, er wolle nicht verändert scheinen. Sein Dichten und Trachten war Wissenschaft und Kenntniß. Ueber Naturgeschichte wußte er vieles zu sagen; er schien sie neuerlich sehr fleißig studiert zu haben. Den gleichgültigen Menschen begegnete er nach der Welt Sitte, den guten offen und freundlich und sie behandelten ihn dagegen, als wenn ihn der Verstand mit der Redlichkeit erzeugt habe und diese Abkunft etwas Weltbekanntes sei.

Sein kleiner Reisegefährte plagte ihn und that alles, ihn zu bereden, nach Frankfurt zu gehen. Wenn Goethe ihm sagte, seine Mutter sei allein, so versicherte der Knabe: 'Die Deinige würde ein großes Vergnügen haben uns zu sehen.' Doch Goethe widerstand und war am 6. October, nach vierwöchiger Abwesenheit, wieder in Weimar.

Nach seiner Heimkehr sammelte sich noch viel physische und politische Materie um ihn, die er gegen Ende des Jahrs durchgearbeitet hatte. Das nächste bot ihm einen anmuthigeren Anblick, als irgend ein früheres. Es stand die Eröffnung des Ilmenauer Bergwerks (24. Febr. 1784) bevor und eine, wie es schien, mehr gesicherte Muße für wissenschaftliche Untersuchungen. Doch darin täuschte sich Goethe. Nicht nur nahm im Juni und Juli die Versammlung der Landstände in Eisenach und der dortige Aufenthalt des Hofes viel Zeit und gute Laune weg, auch die politischen Dinge, die drohenden Absichten Oesterreichs auf Bayern, verwickelten Goethe tiefer in die Welthändel als ihm erwünscht war. Wie schon erwähnt, brauchte Preußen den Herzog von Weimar zu politischen Unterhandlungen an den kleineren Höfen. Eine solche Sendung führte den Herzog, und Goethe mit ihm, im August 1784 nach Braunschweig. Den Weg dahin nahm er über den Harz (Zellerfeld) und dichtete auf der Reise die Geheimnisse, die mit der Zueignung, die jetzt vor den Gedichten eine Stelle gefunden hat, an Frau von Stein begannen und dann, lässig fortgesetzt, ins Stocken geriethen und Fragmente geblieben sind.

In Braunschweig fand sich Goethe auf dem Parquet des Hofes ganz gut, er amüsirte sich sogar, weil er weder Ansprüche noch Wünsche hatte und ihm die neuen Gegenstände zu tausend Betrachtungen Anlaß boten. Er war sehr zufrieden mit der Behandlung, die man ihm widerfahren ließ, beobachtete die Leute, ohne es merken zu lassen, und suchte dieß Talent täglich mehr zu vervollkommnen. Er übte seine Hand in französischen Briefen nach schönen englischen Schreibmustern. Der Herzog hingegen hatte die schrecklichste Langeweile und wäre lieber, als in dem Schlosse, in einer Köhlerhütte gewesen, wo er doch seine Pfeife rauchen konnte. Uebrigens machte er seine Sachen sehr gut. Anfangs trat er sachte auf, und das Publikum, das immer Wunder zu sehen wünscht, ohne jemals welche zu thun, erklärte ihn für einen bornierten Fürsten. 'Allmählich haben sie ihn verständig, unterrichtet

und geistreich gefunden, und wenn er noch einige Contretänze tanzt, wenn er fortfährt den Damen auf den Bällen den Hof zu machen, werden sie ihn schließlich adorabel finden. Vor allen ist die Großmama von ihm entzückt und hat mir das hundertmal gesagt.'

Der Oheim, der Herzog von Braunschweig, theilte sich wenig mit, er hatte die besten Manieren, aber eben nur Manieren; er zog mit großer Klugheit reiche Leute an den Hof, schmeichelte ihrer Eitelkeit, beschäftigte die Männer, amüsierte die Frauen und die, welche die größte Eigenliebe hatten, schienen ihm die liebsten.

Der Zweck der Reise wurde vollständig erreicht, wie Goethe berichtet, lief aber auf nichts hinaus, da der Fürstenbund im nächsten Jahre auf ganz neuen Grundlagen geschlossen und damit die alten Projecte beseitigt wurden.

Unbefriedigung.

Goethe freute sich, aus den langweiligen Lustbarkeiten des Hofes wieder in die schönen Berge und die lehrreichen Schachte steigen zu können. Anfang September gieng er nach Goslar, besuchte den Brocken (4. September) und wandte sich nach Halberstadt. Er hatte den Maler Kraus schon auf der Hinreise mit sich genommen und auf dem Harze gelassen, um die Berge und Felsen zu zeichnen. Während der Herzog sich nach Dessau begab, machte Goethe mit Kraus einen Ausflug nach den Felsen der Roßtrappe, und besuchte dann 'die Fee' in Langenstein, bei der er zwei Tage verweilte. Am 15. September war er wieder in Weimar, wo er Oeser fand und bald auch den schon erwähnten Besuch von Jacobi (und Claudius) erhielt. Im October gieng er über Kochberg, wo seine Freundin verweilte, nach Ilmenau und wurde dort so von dem Mineralgeiste wieder angezogen, so daß er sich mit diesen Studien einen guten Winter versprach und wie die Schnecke eine Kruste über seine Thür ziehen wollte.

Der Verkehr mit Herder wurde besonders traulich. Goethe las seine neuesten Arbeiten vor: 'Die Arbeiten und die Stunden, schrieb Herder an Jacobi, sind wohl die einzigen, die den trefflichen Menschen ihm selbst zurückgeben, wiewohl er auch in der kleinsten und sogar gehässigsten anderweiten Beschäftigung mit einer Ruhe wohnt, als ob sie die einzige und eigenste für ihn wäre.'

Der Herzog, der in Süddeutschland für die Berliner Projecte zu wirken gesucht, verlangte, Goethe solle nach Frankfurt kommen und mit ihm zurückreisen. Die bösen Erinnerungen an 79, wo sie auf der Heimkehr aus der Schweiz an den Höfen herumgezogen, schreckten ihn ab. Er entschuldigte sich. Ihn heiße das Herz das Ende des Jahres in Sammlung zubringen; er vollende mancherlei im Thun und Lernen und bereite sich die Folge einer stillen Thätigkeit aufs nächste Jahr vor; er fürchte sich vor neuen Ideen, die außer dem Kreise seiner Bestimmung gelegen seien, da er deren genug und zuviel habe. 'Der Haushalt ist eng und die Seele unersättlich.' Es koste ihn mehr, sich zusammenzuhalten, als es scheine, und nur die Ueberzeugung der Nothwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens habe ihn zu der passiven Diät bringen können, an der er jetzt so fest hänge.

Die Hauptbeschäftigung war seine osteologische Abhandlung und die Arbeit an seiner Oper Scherz, List und Rache. Er hatte damals noch nicht den dürren Etat der deutschen Theatermisere, wie ihn Reichards Kalender bot, kennen gelernt und bedauerte deshalb auch noch nicht seine Arbeit wie ein Kind, das von einem Negerweibe in der Sklaverei geboren werden solle. Das Jahr 85 aber trat

er mit guten Vorbedeutungen an, war in der Stille fleißig und wurde nur manchmal stutzig über die Anschauungen der Zeitgenossen. Als er Leopold Stolbergs Timoleon gelesen, erklärte er sich so weit verdorben, daß er gar nicht begreifen könne, was diesem guten Manne und Freunde Freiheit heiße; was es in Griechenland und Rom geheißen, begreife er eher. Erfreulicher waren ihm Herders 'Ideen', die mit den seinigen vielfach zusammentrafen. Er prüfte die mikroskopischen Entdeckungen Gleichen-Rußwurms nach, kehrte wohl noch ein paarmal zu der Fortsetzung der 'Geheimnisse' zurück und tröstete sich mit der Consequenz der Natur über die Inconsequenz der Menschen. Dann erschütterten ihn rasch folgende Todesfälle.

Sigmund v. Seckendorf, der in preußische Dienste gegangen, war am 26. April, der Prinz Leopold v. Braunschweig am Tage darauf gestorben. Der Tod jenes gab 'Stoff zu nachdenklichen Betrachtungen', dieser war rührend, da der Prinz, um Andre aus den Fluten zu retten, selbst darin untergegangen war.

Im Juni wurde mit Fritz Stein, den Alles interessirte und der Alles auf eine gute Weise sah, eine Reise nach Ilmenau gemacht, Wilhelm Meister gefördert, Spinoza tractiert und Botanik nebst Mineralogie getrieben. In demselben Monat reiste er mit Knebel ins Karlsbad. 'Der Herzog, der, wie bekannt, ein großer Freund von Gewissensreinigungen war, hatte ihm eine Besoldungszulage von 200 Thlrn. gemacht und 40 Louisdor auf die Karlsbader Reise geschickt.' Es war das erste Mal, daß Goethe die Reise machte. Sie fieng mit Krankheit in Neustadt a. d. Orla an, verlief dann um so angenehmer und dauerte bis über die Mitte des Augustmonats hinaus. Er fand dort von Weimar den Herzog und die Herzogin, Herder und Frau, die Gräfin Bernstorff mit Bode und die ihn vor allen anzog, die Frau v. Stein; außerdem

die schöne Tina (Gräfin Brühl) mit ihrem Gemahl; den badischen Minister v. Edelsheim und die schöne Fürstin Lubomirska. Man war den ganzen Tag beschäftigt, ob man gleich eigentlich nichts that. Die Wasser bekamen ihm wohl und auch die Nothwendigkeit, immer unter Menschen zu sein, bekam ihm gut. Manche Rostflecken, die eine zu hartnäckige Einsamkeit ansetzte, schliffen sich da am besten ab. Vom Granit durch die ganze Schöpfung durch bis zu den Weibern, alles trug bei, ihm den Aufenthalt angenehm und interessant zu machen. Er gieng über Joachimsthal, Johanngeorgenstadt und Schneeberg, mineralogische Studien machend, wieder zu Haus, mit dem festen Vorsatz, nächstens eine noch weitere Reise anzutreten.

In Weimar war er wieder gebunden, fühlte aber die Wirkung des Bades sehr heilsam; sein Gemüth war viel freier, er konnte mehr thun und las viel neben seinen Arbeiten. Necker und seine Antagonisten beschäftigten ihn. Er fand viel Vergnügen daran, obgleich dieses Studium wegen der vielen fremden Details beschwerlich und im Ganzen höchst abstract und fein war. Lieber kehrte er zum Wilhelm Meister zurück, von dem die Hälfte des (damaligen) sechsten Buches geschrieben, die andre geordnet war.

Zwischendurch machte er sich einen Spaß. Während Herder in Karlsbad sehr geehrt und deshalb auch sehr gut war, beklagte sich die Frau dort und nach der Rückkehr in sehr hypochondrischer Weise über alles, was ihr in Karlsbad Unangenehmes begegnet sei. Goethe ließ sich alles erzählen und beichten, fremde Unarten und eigne Fehler, mit den kleinsten Umständen und Folgen, und zuletzt absolvierte er sie und machte ihr scherzhaft unter dieser Formel begreiflich, daß diese Dinge nun abgethan und in die Tiefe des Meeres geworfen seien. Sie wurde selbst lustig darüber und war wirklich kuriert.

Im September kam Forster auf seiner Reise zur Professur in Wilna durch Weimar und aß bei Goethe mit seinem jungen Weibchen (der bekannten Therese), mit Herders, Wieland und Amalie Seidler, die von Gotha her eine Vertraute der Forster war. Ihnen folgte Edelsheim, der in Staats- und Wirthschaftssachen zu Hause und in der Stille auch gesprächig und ausführlich war. 'Sein Umgang macht mir mehr Freude als jemals; ich kenne keinen klügeren Menschen. Er hat mir manches zur Charakteristik der Stände geholfen, worauf ich so ausgehe. Da er sieht, wie ich die Sache nehme, so ruckt er auch heraus; er ist höchst fein; ich habe aber nur wenig vor ihm zu verbergen und das soll er auch nicht vermuthen.' Die Summe dieser Gespräche findet sich im dritten Capitel des fünften Buches im Wilhelm Meister wieder und ist in einen Brief Wilhelms an Werner eingekleidet.

Der Rest des Jahres gehörte der Fortsetzung des Romans, der Operette und politischen Negotiationen, die ihn im December mit dem Herzog nach Gotha und den letzteren im Januar mit Klinkowström und Wedel nach Berlin führten. 'Der abgelebte Löwe mag ihn mit seinem letzten Athem segnen.'

Das Jahr 1786 machte in Goethes Leben ein entschiedene Epoche. Bei einer Prüfung seiner Zustände mußte ihm deutlich werden, daß die zehn Jahre, die er in Weimar verbracht, ihn wohl in vielen menschlichen Dingen, in der Kenntniß und Behandlung der Welt, in Erwerbung innerer Schätze, in der Durchbildung seiner Natur unendlich gefördert hatten, aber nach der Seite seines künstlerischen Wesens ohne sonderlichen Gewinn geblieben waren, ja als fast verloren gelten konnten.

Von seiner Poesie ist bisher nicht viel die Rede gewesen. Für kleine lyrische Productionen, die meistens außerhalb Weimars entstanden, hatte sich Raum und Zeit gefunden. Die Lyrik dieser Periode, vorzugsweise auf das Verhältniß zu Frau v. Stein oder den Herzog bezüglich, steht auf einer hohen Stufe der inneren und äußeren Vollendung, so einfach sie erscheinen mag. Sie gibt das Leben, den Augenblick mit der reinsten Wahrheit wieder, ist ganz individuell und dennoch von der allgemeinsten umfassendsten Wirkung. Aber ein großer Dichter findet in der Lyrik allein kein genügendes Gefäß, um seinen Gehalt darzubieten. Goethe griff auch nach andern Formen, aber nichts von allem, was er in diesen zehen Jahren geschaffen, genügte ihm.

Von Frankfurt hatte er Faust und Egmont mitgebracht. An jenen wurde nicht gerührt, dieser zwar wieder vorgenommen, aber nicht vollendet; im Arbeiten selbst kam erst das Studium der Quellen, und der Charakter des Ganzen wurde weder damals noch später zur einheitlichen Haltung gebracht. Die für das weimarische Liebhabertheater geschriebenen Stücke, deren schon flüchtig gedacht wurde, Gelegenheitsstücke, deren Hauptreiz in Lokalbeziehungen lag, konnten Goethe nicht genügen und genügten ihm nicht, wie sein Umarbeiten derselben genugsam anzeigt. Die für Geburtstage und Redouten gedichteten Gelegenheitsstücke würden ohne Goethes Namen und seine anderweitigen früheren und späteren Leistungen sammt jenen Possen, melodramatischen Situationen und Operetten längst vergessen sein, wie sie denn in Weimar selbst rasch vergessen wurden. Man könnte von diesen Hofdichtungen die Vögel ausnehmen wollen; sie sind jedoch bloßes Fragment, bloße Exposition; der Staat; den die gefiederten Bewohner der Luft bilden, ist von Goethe nicht erbaut worden; die wesentliche Aufgabe blieb ungelöst, ja unberührt.

Glücklicher schienen zwei andre Arbeiten von Statten zu gehen: Iphigenie und Tasso. Jene wurde wenig-

stens in sich abgerundet; aber sie war, in einer rhythmischen Prosa, an sich zwar höchst bedeutend und das Bedeutendste, was Goethe in dieser Periode schuf, doch darf man sie nur gegen die vollendete Iphigenie halten, um zu begreifen, wie unzufrieden Goethe mit dieser Schöpfung sein mußte. Tasso blieb gänzlich stecken; nur zwei Acte wurden vollendet, gleichfalls in Prosa, die für den Bühnengebrauch bequem und willkommen sein mag, für den Poeten aber nur ein mangelhafter Ausdruck bleibt. Gern griff Goethe zu der Prosa, in der er Wilhelm Meister ganz charaktergemäß behandelte und behandeln mußte, wenn es auch nicht auf einen Roman abgesehen wäre. Doch auch diese Arbeit genügte nicht und blieb unvollendet.

Wieland sagte schon nach dem ersten Jahre über Goethe: 'Es ist, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte.' Das war freilich nicht der Fall, aber tief entschlummert war er und konnte sich im einwiegenden Geräusch der Welt, unter dem Druck der Geschäfte nicht recht ermuntern. Man darf Goethe nur hören, wie er klagt, daß er fast zuviel auf sich lade, daß ihm manchmal die Kniee zusammenbrechen möchten, so schwer werde das Kreuz, das er fast ganz allein trage, daß sein Geist kleinlich werde und an nichts Lust habe, bald Sorgen, bald Unmuth die Oberhand gewinnen; man darf nur die vielen übellaunigen, herben Aeußerungen über die Gesellschaft, den Hof, den Herzog sogar und über diesen ganz besonders, von Jahr zu Jahr in den Briefen an Frau v. Stein verfolgen, um zu erkennen, daß sein Zustand kein glücklicher war. Und wenn die Stimmung einkehrte, die Störung ließ nicht auf sich warten. Die Unruhe, in der er lebte, ließ ihn nicht über der vergnüglichen Arbeit am Tasso bleiben; die 'Geheimnisse' waren ein zu ungeheures Unternehmen für seine Lage; um den ersten Theil des Wilhelm Meister wenig-

stens zur Probe zu liefern, sehnte er sich nur nach vier ruhigen Wochen; keine Reime konnte er nicht liefern, sein prosaisches Leben verschlang diese Bächlein. Ein Jahr in der Welt würde ihn sehr weit führen; seine Seele war durch Acten eingeschnürt; die viele Zerstreuung und das Vertrödeln der Zeit war ihm unangenehm, erschien ihm aber nothwendig.

Daß nicht in ihm, sondern in den Dingen um ihn die Schuld lag, leugnete er sich niemals hinweg. Die Ruhe, die Entfernung von aller gewohnten Plage that ihm wohl, wenn er draußen war; er fühlte, daß er noch immer bei sich selbst zu Hause war und daß er von dem Grundstock seines Vermögens nichts zugesetzt hatte. Er tröstete sich wohl mit dem innern täglich wachsenden Gewinn. 'Wäre es Geld, so wollt' ich bald eine Million zusammen haben. Goldreich werde ich nie, desto reicher an Vertrauen, gutem Namen, Einfluß auf die Gemüther.'

Das war der Mensch, nicht der Dichter, der Forscher, der Denker, der ohne Wirkung blieb und sein Publikum auf Knebel, Herders, die Stein beschränkt sah. Sein menschlicher Reichthum war groß; aber was ist der Dichter, der von seinem menschlichen Reichthum nichts gibt? Nicht daß er alljährlich Neues hätte schenken sollen; aber er hatte zehn Jahre hingehen lassen, ohne auch nur mit einem einzigen Werke selbstständig an die Oeffentlichkeit zu treten. Wäre der so widerwärtige Himburg, der Goethes Werke eigenmächtig gesammelt hatte und immer neu auflegte, sammt den Nachdruckern nicht gewesen, Goethe wäre außerhalb Weimars, sicher beim großen Publikum vergessen worden, da er kein Zeichen des Lebens gab. Und doch bekannte er von sich, er sei eigentlich zum Schriftsteller geboren; es würde ihm viel wohler sein, wenn er, von dem Streite der politischen Elemente abgesondert, in der Nähe der geliebten Freundin, den Wissenschaften und

Künsten, für die er geschaffen, seinen Geist zuwenden könne.

Aber selbst diese Freundin! Ihr, der er all sein Denken und Empfinden zuwandte, die all seine Liebe zu Mutter, Schwester und den übrigen Frauen allmählich geerbt, was war sie — die Frau eines Andern. Auf Augenblicke konnte das vergessen werden, aber der Gedanke, die Frau eines Andern zu lieben, von ihr wiedergeliebt zu werden, mußte immer wieder herantreten. Und wie wirkte er, wenn er einmal ausgesprochen wurde! So tief die Liebe drang, so tief fand der Schmerz die Wege. In der gährenden Jugend ließ sich das Alles tragen; aber als die Dreißig überschritten waren, als das Leben sich den Vierzigen zuneigte und jeder Jahresabschluß die Rechnung unbefriedigender zeigte, mußte Abhülfe geschehen; um so mehr da sich, außer den poetischen Anforderungen, auch künstlerische Wünsche und wissenschaftliche Triebe geltend machten.

Schon seit frühen Jahren hatte Goethe sich in den Künsten geübt, gezeichnet, getuscht, silhouettiert, in Oel gemalt, radiert und geätzt, in Holz geschnitten und alle diese Uebungen setzte er in Weimar fort, brachte aber keine zu einer seinen Anforderungen entsprechenden Fertigkeit. 'Ich sehe täglich mehr, bemerkt er im April 1782, wie eine anhaltende mechanische Uebung endlich uns das Geistige auszudrücken fähig macht, und wo jene nicht ist, bleibt es eine hohle Begierde, dieses im Fluge schießen zu wollen.' Da ihm die anhaltende mechanische Uebung nicht gestattet war, gestand er sich dann wohl selbst: 'Ich werde nie ein Künstler werden', schrieb aber den Grund mehr seinen Umständen als seinen Anlagen zu und glaubte, an der Hand bildender Lehrer, in der Nähe großer Muster es dennoch dahin bringen zu können, ein Künstler zu werden.

Auch in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen fühlte

er sich beengt. Eine Biographie des Herzogs Bernhard von Weimar, zu der er selbst vieles gesammelt und durch jenen räthselhaften Kraft hatte sammeln lassen, gab er zwar nicht aus diesem Grunde auf, sondern wegen der für eine künstlerische Darstellung wenig geeigneten Beschaffenheit des Stoffes. Doch hinderte ihn auch hier die Zerstreuung und Zersplitterung. Auch die Gespräche über deutsche Literatur, die 'er wider des Teufels List und Gewalt' durchzusetzen wünschte, mußte er abbrechen und darüber verrauchte die Lust.

Fast ebenso schlimm ergieng es ihm mit seinen naturwissenschaftlichen Studien, die er freilich, weil sie ihm neue Gebiete erschlossen und weil seine über dem Ganzen schwebenden Ideen sich leicht entwickelten und aus der Totalität in das Einzelne führen ließen, mit größerer Energie förderte, als die übrigen. Doch mußte ihm auch hier deutlich werden, daß ohne das Studium des Einzelnen, Kleinsten und Geringsten, bis zur mikroskopischen Erforschung der fast unsichtbaren Organismen und zur chemischen Untersuchung der anorganischen Stoffe, die großen Ideen doch immer nur in der Luft schwebten oder auf fremden Forschungen weiterbauend, eine große Unselbstständigkeit und Unsicherheit behielten. Die Physiognomik hatte ihn auf das Feste im animalischen Bau, auf die Knochen geführt, besonders auf die Schädelbildung und von dieser auf die übrige Structur, der er jedoch immer nur gelegentliche Aufmerksamkeit widmete. Die Straßburger Studien hatten ihm nicht viel genützt, aber doch einige Fingerzeige gegeben, denen er weiter nachgehen konnte. Galen sollte nach Vesalius nur nach Thier- und nicht nach Menschenkörpern seine Anatomie geschrieben haben, weil er dem Menschen einen Knochen zuschreibe, der nur bei Thieren vorkomme. Darüber hatte sich zwischen Vesalius und J. Sylvius, dem Vertheidiger Galens, ein

hitziger Streit entsponnen, aber es war nichts enschieden. Die Unsicherheit dauerte fort, bis Peter Camper, der berühmteste Anatom zur Zeit Goethes, den wesentlichen osteologischen Unterschied zwischen Menschen und Affen darin aufstellte, daß der Affe jenen Knochen habe, der Mensch aber entbehre. Das mußte Goethe nach seiner Idee über den allgemeinen osteologischen Typus unbegreiflich erscheinen, da der Mensch doch Schneidezähne habe, deren Grundlage und Basis dieser Knochen ist. Er suchte nach Spuren desselben und fand sie gar leicht in frühester Jugend und oft auch noch im höheren Alter.

Es wurden Zeichnungen dieses Knochens, des os intermaxillare, beim Menschen und verschiedenen Thieren entworfen, mit Beihülfe Loders eine entsprechende Terminologie angefertigt, eine kurze Beschreibung davon gemacht (durch fremde Hand eine lateinische Uebersetzung geliefert) und an Männer der Wissenschaft und Freunde mitgetheilt. Die ersteren wollten von der Entdeckung nichts wissen; sie war ja von einem unzünftigen Dilettanten ausgegangen. In der Folge haben sich die Gelehrten freilich bequemen müssen, Goethe Recht zu geben, und gegenwärtig zweifelt niemand mehr an der Thatsache, die Goethen, als er sie fand, deshalb so freute, daß 'sich alle seine Eingeweide bewegten', weil sie seine Idee bestätigte, daß ein gemeinsamer Typus aller osteologischen Structur zum Grunde liegen und die einzelne kein Muster des Ganzen, vielmehr nur aus der Kenntniß und der Vergleichung aller vorkommenden, auf allen Stufen der Entwicklung erforschten Bildungen zu verstehen sei. Denn jener Knochen findet sich regelmäßig nur bei Kindern und verwächst im höheren Alter, weshalb die Anatomen ihn da, wo sie ihn gesucht, nicht gefunden oder nicht erkannt hatten.

Die Idee der Einfachheit der Natur leitete ihn auch bei seinen botanischen Studien, die wesentlich erst begannen, als er die Entdeckungen Gleichen-Rußwurms im Frühjahr 1785 mit dem Mikroskope nachzuprüfen begann und im Winter John Hills Abhandlung über die Blumen gelesen hatte, die wieder neue Blumen aus ihrer Mitte hervortreiben. Das Pflanzenwesen 'raste in seinem Gemüthe, er konnte es nicht einen Augenblick los werden, machte aber auch schöne Fortschritte.' 'Es zwingt sich mir alles auf, schreibt er im Juli 1786, ich sinne nicht mehr darüber; es kommt mir alles entgegen und das ungeheure Reich simplificiert sich mir in der Seele, daß ich bald die schwerste Aufgabe gleich weglesen kann. Wenn ich nur jemanden den Blick und die Freude mittheilen könnte; es ist aber nicht möglich. Und es ist kein Traum, keine Phantasie, es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt. Hätt' ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraut' ich mich, es auf alle Reiche der Natur, auf ihr ganzes Reich auszudehnen.'

Hier war also die leitende Idee der Metamorphose der Pflanzen schon ausgesprochen, die, weil die Zersplitterung des Lebens es nicht gestattete, nicht entwickelt und dargelegt werden konnte.

Dasselbe Ungemach beeinträchtigte seine mineralogisch-geologischen Studien, die aus dem Praktischen der Bergbauwissenschaft hervorgiengen, auf dem Harze theoretisch erweitert wurden und sich dann ideell fortentwickelten. Obwohl er wußte, daß er ohne Chemie nicht weiterkomme, wurde er doch immer wieder in das Studium hineingerissen.

Schon 1780 hatte er durch Voigt eine mineralogische Beschreibung von Weimar, Eisenach und Jena aufsetzen lassen und ein interessantes Cabinet gesammelt. Es war dabei das System Werners in Freiberg das maßgebende gewesen. Die Beschreibung wurde dann ausgedehnt. Voigt,

der eine reine Nomenclatur und eine ausgebreitete Kenntniß des Details mitgebracht, woran es Goethe gerade fehlte, trieb theils allein, theils mit Goethe, von der Spitze des Inselberges bis ins Würzburgische, Fuldische, Hessische, Kursächsische, bis über die Saale hinüber und wieder so weiter bis Saalfeld und Koburg herum seine Ausflüge und brachte die Stein- und Gebirgsarten von allen diesen Gegenden zusammen. Das bischen Metallische, das den mühseligen Menschen in die Tiefe hineinlockt, war für Goethe, nach seiner Art zu sehen, immer das Geringste. Er hatte (Herbst 1780) die allgemeinsten Ideen und gewiß einen reinen Begriff, wie alles auf einander steht und liegt, ohne Prätension, auszuführen, wie es auf einander gekommen ist.' Er hatte die Charpentiersche mineralogische Karte erweitern lassen, so daß sie vom Harze bis an den Fichtelberg, von dem Riesengebirge bis an die Rhön reichte; trug auch große Lust, eine mineralogische Karte von ganz Europa zu veranstalten.

Buffons Epochen der Natur, bei denen er sich anfänglich beruhigt hatte, schienen ihm dann nicht mehr ausreichend, obwohl auf seinem Wege fortzugehen sei. Der Granit war ihm die Basis unsrer bekannten Oberfläche. Ueber diesen zu schreiben, war schon im Herbst 1783 seine Absicht. Im Januar des folgenden Jahres dictierte er davon. Einige Blätter dieser Zeit haben sich erhalten: 'Auf einem hohen nackten (Granit) Felsen sitzend, heißt es darin, und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen, hier ruhst du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Vorwelt gelegt, du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren schönen Thälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke, da die inneren anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diese ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein geringwachsendes Moos erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zu Muthe, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele öffnen will. Ja er kann zu sich sagen: hier auf dem ältesten ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten festesten Anfänge unseres Daseins, ich überschaue die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Thäler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über Alles erhaben und sehnt sich nach dem näheren Himmel.' Auch diese Arbeit blieb unter dem Drange der Umstände liegen.

Die wissenschaftlichen Ansichten Goethes sollen hier nicht genauer entwickelt werden; es kommt nur darauf an, die Richtungen zu bezeichnen, in denen er sich bewegte, und anzudeuten, wie diese umfassende Gesammtthätigkeit das Maß seiner Kräfte überstieg, besonders seine poetische Productivität beeinträchtigte, auf die er sich doch immer wieder zurückverwiesen sah. Als er der Herzogin Amalie zu ihrem Geburtstage, am 24. October 1782, mit dem ersten Heft seiner ungedruckten Sachen ein Geschenk machte, kam ihm der Gedanke, dieselben zu sammeln und mit den bei Himburg nachgedruckten gemeinsam auch dem Publikum vorzulegen. Erst einige Jahre später schloß er mit J. G. Göschen einen Vertrag. Er wollte seine Werke in acht Bänden herausgeben; die ersten vier sollten die

gedruckten, die andern ungedruckte Fragmente und die lyrischen Gedichte enthalten. Da er sich an die Revision begab, sah er sich in eine ganz neue Arbeit verwickelt und der alte Gedanke kam ihm lebhaft wieder, sich von allen bisherigen Verhältnissen gänzlich zu befreien.

Als er sich am 23. Juli 1786 von der Herzogin Louise verabschiedete, um am nächsten Tage nach Karlsbad abzureisen, mußte er 'unaussprechliche Gewalt anwenden, ein weiteres Vorhaben zu verschweigen.' Vom Herzoge, der den Herzog von Braunschweig eine Strecke begleitet hatte und erst eine Viertelstunde nach Goethes Abreise wieder in Weimar eintraf, nahm er schriftlich Abschied: 'Ich gehe allerlei Mängel zu verbessern und allerlei Lücken auszufüllen; stehe mir der gesunde Geist der Welt bei!' Auch in Karlsbad vertraute er ihm nichts von seinem Vorhaben. Doch deutet er am 13. August in einem Briefe an Knebel an, er werde nach dem Bade noch eine Zeitlang der freiem Luft und Welt genießen, sich geistig und leiblich zu stärken. Wills Gott, komme ich nicht zurück, als mit gutem Gewinnst.' An seinen Zögling Fritz Stein schrieb er am 3. September aus Karlsbad, die vier ersten Bände seiner Schriften seien in Ordnung; er wollte, er hätte den jungen Freund bei sich gehabt; 'auch jetzt, da ich meinen Weg weiter mache.' Am selben Tage reiste er von Karlsbad ab; keiner seiner Freunde kannte das Ziel seiner Reise. Er selbst wußte nicht, was aus ihm werden solle.

Am Tage vor seiner Abreise schrieb er dem Herzog der ein preußisches Militärcommando erhalten und dem er beim Abschiede von seinem Reisen und Ausbleiben nur unbestimmt gesprochen: 'Sie sind glücklich. Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung entgegen. Ihre häuslichen Angelegenheiten sind in guter Ordnung, auf gutem Wege, und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke; ja Sie haben mich selbst oft

dazu aufgefordert. Im Allgemeinen bin ich in diesem Augenblick gewiß entbehrlich, und was die besonderen Geschäfte betrifft, die mir aufgetragen sind, diese habe ich so gestellt, daß sie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen gehen können; ja ich dürfte sterben und es würde keinen Ruck thun. Noch viele Zusammenstellungen dieser Constellation übergehe ich und bitte Sie nur um einen unbestimmten Urlaub. Durch den zweijährigen Gebrauch des Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen, und ich hoffe auch für die Elasticität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang, sich selbst gelassen, der freien Welt genießen kann. Es dringt und zwingt mich, in Gegenden mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste. Nur bitt' ich, lassen Sie Niemanden nichts merken, daß ich außenbleibe. Alle die mir mit- und untergeordnet sind, oder sonst mit mir in Verhältniß stehen, erwarten mich von Woche zu Woche, und es ist gut, daß das also bleibe und ich auch abwesend als ein immer Erwarteter wirke.' Dann 'noch ein freundliches frohes Wort aus der Ferne, ohne Ort und Zeit', und wieder 'Aus der Einsamkeit und Entfernung einen Gruß und gutes Wort', wobei er noch eine kleine Zeit verschweigt, wo er sei. Am 27. October wendet er aus Terni sein Gebet zu seinem lieben Schutzgeist, zu Frau v. Stein: 'Nur die höchste Nothwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen', in einer fremden Welt zu leben. Er war in Italien.

Dichtungen.

Goethe hatte sich, wie aus der bisherigen Erzählung erhellen wird, nicht aus Laune, vielmehr aus einer strengen Noth zur Flucht entschlossen. Bei aller Freiheit der frühen Selbstbestimmung und Selbstbildung hatte er seine Jugendjahre doch nicht von einem gewissen Druck entlasten können. Es wurden Anforderungen an ihn gemacht, denen er sich nicht völlig entziehen durfte und zu deren Erfüllung er doch nicht den geringsten innern Trieb fühlte. Er hatte sich zu einem bestimmten festen Wirkungskreise im praktischen Leben entschlossen; aber er fand keinen, der ihm behagte. Eröffnete sich einmal von weitem eine Aussicht, die ihn zu der Gebundenheit eines Dienstes hätte führen können, so wich er scheu zurück und bekannte, wie wir das in den Briefen an Kestner gesehen haben, unumwunden, er wolle sich nicht binden, er wolle nur sich leben. In allen Künsten hatte er sich umgethan, in mancher ausgezeichnet. Stets war er auf die Dichtung zurückgekommen. Mit seinen jugendlichen Schöpfungen hatte er Erfolge erzielt, die auch die kühnsten Erwartungen und seine eigenen übertreffen mußten. Er sah sich zum Dichter seines Volkes ausgerufen, früher als er selbst gewiß war, ob seine Lebensaufgabe die Dichtung sein könne.

Was er stets abgelehnt hatte, das überraschte ihn dennoch. Er war in die Dienste eines Fürsten getreten. Aber er war nicht mit der ausgesprochenen Absicht nach Weimar gegangen, dort sein Leben zu beschließen. Er war gekommen als Gast eines Fürsten, der ihn seiner selbst willen lieb gewonnen. Aus dem Gaste war der Freund geworden. Freundschaft hatte ihm aufgedrungen, was er in der dargebotenen Form nicht mehr hatte abweisen können. Er war von Stufe zu Stufe geschritten,

bis zur höchsten erreichbaren. Der Fürst, dessen Freundschaft und Vertrauen ihm Würden und Aemter aufgedrungen, hatte es geradezu ausgesprochen, daß der Freund seine volle Freiheit behalte, Urlaub zu nehmen oder den Dienst zu verlassen, wann es ihm beliebe. Goethe selbst war der Ansicht, er brauche nur Postpferde zu bestellen, um Weimar und alle übernommenen Aemter hinter sich zu lassen.

Aber mit den Aemtern, welche die Freundschaft aufgedrungen, waren doch vorläufig wenigstens Pflichten verbunden und die Erfüllung derselben machte sie, wenn nicht lieb und angenehm, doch zur verantwortlichen Ehrensache und brachte ganz unvermerkt und ganz von selbst ein Hineinleben in den Dienst mit sich, das auch den unangenehmen Geschäften ihr Beschwerliches nahm.

So war Goethe, der seinen künstlerischen, seinen wissenschaftlichen Beruf nur in Augenblicken der Verstimmung in Frage gestellt, ein Geschäftsmann geworden und durch das Vertrauen seines Fürsten der wichtigste in dem kleinen, aber nicht unwichtigen Staate. Allein die Bedürfnisse seines Lebens waren damit keineswegs befriedigt, die ihm zugedachten Aufgaben nicht erschöpft. Er wollte die Talente, mit denen ihn die Natur verschwenderisch ausgestattet, nicht vergraben. Die große Welt außerhalb Weimars und die kleine innerhalb dieses Zwitterdinges von Hof und Dorf hielt ihren Blick auf ihn gerichtet und forderte dichterische Leistungen von ihm. Sie war mit allem zufrieden, was er gab; selbst das Höchste, was er geben konnte, Faust und Iphigenie, waren ihr nicht zu hoch; aber lieber nahm sie das Bequemere, Bunte, das, was die Seelenkräfte nicht zu hoch anspannte. Der Fürst selbst, um den sich doch im Grunde alles drehte, so anspruchslos er auftreten mochte, schätzte zwar die deutsche Dichtung und ohne Frage die seines Freundes,

wenn ihm die französische eigentlich auch die liebere war. So hatte Goethe für die Vergnügungen des Hofes unter zerstreuenden und zersplitternden Geschäften Werke geschaffen, die nicht untergegangen sind, weil sie seinen Namen tragen und dieser durch frühere und spätere Schöpfungen der glänzendste der Nation geworden ist.

Betrachten wir uns diese im Dienste der Gesellschaft und des Fürstenhauses gedichteten Stücke näher — von den kleineren Gelegenheitsgedichten ist schon früher die Rede gewesen — so ist zwar auf den ersten Blick ersichtlich, daß sie, der Gattung nach, einen starken Abfall von der Höhe der Werke bezeichnen, die den Ruf begründeten, welcher dem Dichter nach Weimar vorausgegangen war; zugleich aber ist kaum geleugnet worden und könnte auch kaum geleugnet werden, daß sie innerhalb ihrer untergeordneteren Sphäre wie Meisterwerke dastehen. Bei gerechter Würdigung derselben wird man nie vergessen, daß der wahre Dichter, weit entfernt auf eine bestimmte Gattung angewiesen zu sein, nur dann seinen Namen mit Recht führt, wenn er jedem ergriffenen Stoffe die wesentlichen Momente abgewinnt und sie mit einer so überzeugenden Kraft ausführt, als sei dies die nothwendige Gestaltungsform.

Um den Anforderungen, die das weimarische Liebhabertheater machte, einigermaßen zu genügen, griff Goethe zu einem älteren Stücke, den Mitschuldigen, dessen Abfassungszeit er in das Jahr 1767 setzt, während doch die Ausarbeitung wenigstens nicht früher fallen kann, als in den Winter von 1768 auf 1769, als Goethe bereits wieder in das elterliche Haus in Frankfurt zurückgekehrt war. Es scheint dasselbe Stück zu sein, das früher als „Lustspiel in Leipzig" erwähnt wurde. Eine Abschrift, die sich erhalten hat, aber noch nicht genauer bekannt gemacht ist, hatte er Friederike Brion in Sesenheim

geschenkt. Als dies Stück, schon im April 1776, auf das weimarische Liebhabertheater geführt wurde, spielte Goethe darin den Alcest. Die Bearbeitung, wie sie jetzt vorliegt, kann frühestens aus jener Zeit sein, wie die Frage des Wirthes beweist, ob es dabei bleibe, daß wieder Leute aus Hessen nach Nordamerika gehen. Denn die hessischen Truppenverkäufe fingen 1776 an. Auch verlautet, daß jene Abschrift nur aus zwei Acten bestand und mit dem zweiten der gegenwärtigen drei begann. Daraus ergibt sich, daß man fehlgreifen würde, wenn man bei einem so bedeutend abgeänderten Werke, das vielleicht noch später einer Ueberarbeitung unterzogen wurde, in der jetzigen Gestalt ein Produkt der Kunst des Studenten Goethe und der Leipziger Zeit erblicken wollte.

Einen Fehlgriff dieser Art scheinen die Beurtheiler nicht ganz vermieden zu haben, welche durch den Stoff von jeher in Verlegenheit gesetzt wurden. Sie haben mit der Unsittlichkeit desselben nicht anders fertig zu werden gewußt, als daß sie aus dem Ganzen erläutern, wie offen und klar Goethe schon in seinen jungen Jahren das gemeine Getriebe der Welt durchschaut habe. Goethe selbst räumte in späteren Jahren ein, daß wenn das Stück auch im Einzelnen ergötze, doch durch das burleske Wesen auf dem düstern Familiengrunde als von etwas Bänglichem begleitet erscheine, so daß es bei der Vorstellung im Ganzen ängstige. Als er es dichtete und als er es der Welt darbot, gieng er nicht von ästhetisch-moralischen Ansichten dieser Art aus, setzte vielmehr beim Publikum so viel gesunde Natur und Kraft voraus, um das objektiv wahre Bild, das er vorführte, ohne sein Zuthun zu richten. Die Aesthetik hatte damals noch den Grundsatz, daß dem Dichter kein Stoff verwehrt sei, falls er ihn nur kunstvoll behandle, und die Kunst der Behandlung wurde darin

gefunden, daß der Dichter alle im Stoff liegende Momente entsprechend zu gestalten vermöge. Aus diesen Gesichtspunkten ist das Stück ein vollendetes Kunstwerk, sowohl nach der Anlage der Charaktere, als nach der Verwicklung und Lösung der daraus fließenden Handlung.

Der ältere Liebhaber einer Frau, die mit einem mehr als leichtsinnigen Manne verheirathet ist, sucht das Haus ihres Vaters, eines neugierigen Wirthes, nach Jahren wieder auf, um seine frühere Liebe wieder zu sehen. Er verabredet mit ihr, da sie sich auf andre Weise nicht ungestört sprechen können, eine Zusammenkunft auf seinem Zimmer zu nächtlicher Zeit. Ehe Sophie auf Alcests Zimmer kommt, hat sich ihr von Spielschulden gedrängter Mann dort eingefunden, Alcests Chatoulle beraubt und, als er kommen gehört, in den Alkoven verborgen. Dort ist er Zeuge, wie der Kommende, sein neugieriger Schwiegervater, der Wirth, einen am Tage vorher eingelaufenen Brief, nach dessen vermutheten interessanten politischen Neuigkeiten er brennt und dessen er in keiner andern Weise habhaft werden kann, zu entwenden sucht. Während der fruchtlosen Nachforschungen hört er Tritte und indem er durch eine Nebenthür entweicht, läßt er seinen Leuchter fallen. Die Tochter kommt und beklagt sich gegen Alcest über ihren Mann, der alles mit anhört und mit seinen scurrilen Glossen begleitet. Sophie, die nur ihr Herz hat ausschütten wollen, wird von Alcest voll Mitgefühl entlassen. Als dieser den Diebstahl entdeckt, räth er ohne festen Anhalt auf diesen und jenen als Thäter. Die Tochter hält den Vater, der Vater die Tochter für schuldig; zweifelhafte Aeußerungen bestätigen beide in ihren Meinungen. Gegen das Versprechen, den fraglichen Brief auszuhändigen, erhält Alcest das Geständniß des Wirthes, daß Sophie die That verübt habe. Erst jetzt, da Alcest sie für schuldig hält, steigen böse Absichten auf Sophie in ihm auf. Sie aber weist ihn entrüstet zurück und nennt, als sie hört, daß der eigne Vater sie angegeben, diesen als den wahren Thäter. Alcest, der nun keinem von beiden den Diebstahl zuschieben mag, schöpft Verdacht gegen Söller, den Mann Sophiens. Als er ihm scharf zusetzt, hält Söller ihm seinerseits das nächtliche Zusammentreffen vor. Da sich nun alle schuldig erweisen, halten es alle für das Beste, zu schweigen.

Das Komische liegt in den Verwicklungen, das „Bängliche" in Söllers Charakter und dessen Wirkungen. Wenn das moralische Gefühl sich auch von dieser lebendig gestalteten Person und den Folgen ihrer Sittenlosigkeit unwillig und entrüstet abwendet — wo hat der Dichter nur mit der leisesten Andeutung gesagt, daß dies nicht in seiner Absicht liege! Im Gegentheil, da er, als Alcest den unverbesserlichen Schuft bedroht, falls er sich noch einmal anzufangen unterstehe, den Bedrohten sagen läßt, für diesmal würden sie wohl alle ungehangen bleiben, steigert er die moralische Entrüstung, da er Söller die Perspective eröffnen läßt, daß nach wie vor wohl alles beim Alten bleiben werde. Was dann folgen mag, läßt sich leicht divinieren. Gerade darin, daß hier nicht eine moralische Wiedergeburt, an die nach der Eigenart der Personen außerhalb der Bühne doch nicht leicht Jemand glauben würde, versucht, oder zur Versöhnung der entrüsteten Moral als Thatsache hingestellt, vielmehr nur ein an Blicken nach rückwärts und vorwärts reiches Bild aus der Breite des gemeinen Alltagslebens herausgegriffen wird, zeigt der Dichter, wie viel er dem unverdorbenen Sinn des schauenden oder lesenden Publikums glaubt zutrauen zu dürfen und wie hoch er das sittliche Urtheil stellt, da er sich so wenig anstrengt, es leiten zu wollen.[1]

[1] Die komische Kraft der Mitschuldigen lud den bühnenkundigen Schauspieler Albrecht ein, den Stoff aufs Theater zu bringen. Er

Hatte Goethe in der alten Stella, die noch frisch und neu war, als er nach Weimar kam, aber den Weg auf das fürstliche Liebhabertheater nicht gefunden zu haben scheint, ein sittliches Problem nicht eben glücklich behandelt, so war er in der Behandlung einer andern zarten Verwicklung künstlicher und doch einfacher Verhältnisse, sowohl durch die Wahl des Stoffes, wie durch die Herausarbeitung desselben zu fester Gestalt, um so glücklicher. Es sind die Geschwister, die vom 26. bis 31. October 1776 entstanden und am 21. November gespielt wurden, aber erst elf Jahre später in den Schriften erschienen.

Marianne, die sich für die Schwester Wilhelms halten muß, uns aber gleich in den ersten Worten desselben als die übernommene Tochter einer verstorbnen edlen Frau (Charlottes) bekannt wird, hat das kleine Stück hindurch keine andere Aufgabe zu erfüllen, als eine wirkliche Geschlechtsliebe, die sie für bloße Geschwisterliebe ansehen muß, in ihren herzlichsten und zartesten Aeußerungen anschaulich zu machen. Das Verhältniß, in welchem sie vor Wilhelms Augen auf der Bühne erscheint, ist dasselbe, in welchem sie der Zuschauer erblickt, nur dadurch unterschieden, daß Wilhelm sich über den Charakter seiner Liebe von Anfang an klar gewesen ist und Mariannens Seele doch in voller naiver Unbefangenheit erhalten hat. Zum Ausbruch seiner Leidenschaft gelangt er erst, als er sieht, daß ihm Marianne, trotz der behutsamsten Vorsicht, dennoch entrissen

wählte anstatt der Alexandriner Prosa und suchte das „Bängliche“ zu beseitigen. Was auf diese Weise herauskam, sagt uns der Herzog Karl August in seiner launigen Weise. Er schrieb im Juni 1797 aus Teplitz an Goethe: „Einstweilen habe ich hier deine Mitschuldigen, in deutsche Prosa übersetzt und unter dem Titel Alle strafbar, aufführen sehen. Für dein Stillschweigen hättest dn wohl die Strafe verdient, dieses Stück anhören zu müssen. Söller wird so und dermaßen von der Tugend seiner Frau gerührt, daß er das Geld heimlich dem Fremden wieder unter das Bett setzet.“

werden könnte. Sie dagegen erkennt erst, als Fabrice, ein guter, achtungswerther Mensch, sie zur Frau begehrt, den Unterschied zwischen Neigung aus wohlwollender Achtung und zwischen Liebe, die sie auch jetzt noch als Geschwisterliebe ansieht. In ihrer Charakteristik beruht das Stück; aber Wilhelm ist nicht ohne tieferen Grundton angelegt. Er hat die Neigung einer edlen Frau gehabt, die seinetwegen das Leben wieder lieb gewonnen hatte; aber er hat auch zu lieben geschienen, zu lieben geglaubt und Herzen mit leichtsinnigen Gefälligkeiten aufgeschlossen und dann elend gemacht. In dem drohenden Verlust Mariannens erkennt er deßhalb die Gerechtigkeit eines vergeltenden Schicksals. Selbst Fabrice, der nur als Hebel der Entwicklung dient, ist anmuthig-behaglich belebt.

Das kleine Stück wurde sehr bald, nachdem es entstanden, auf dem Liebhabertheater in Weimar gespielt, Goethe gab den Wilhelm, Amalie Kotzebue, eine Schwester des Lustspieldichters, die Marianne. Die Tradition hat daraus erdichtet, in dem Schauspiele sei eine Neigung zwischen den beiden darstellenden Personen behandelt, was sich durch sich selbst widerlegt. Goethe konnte ein solches Verhältniß nicht als Acteur profanieren, wohl aber unter der dramatischen Hülle ein anderes berühren, seine halb geschwisterliche, halb wirkliche Liebe zu Frau v. Stein, nur daß dann die Gefühle, die den Grundzug in Mariannens Seelenleben bilden, mehr aus Goethes als aus dem Herzen der Frau v. Stein geschöpft wurden. Er schrieb dieser, welche die Handschrift der Herzogin gegeben, sie möge das Stück zurückfordern: „Es muß uns bleiben!“ Eine daraus zu folgernde individuelle Beziehung liegt auch deutlich in Wilhelms Verhältniß zu jener Charlotte, die mit der Stein denselben Namen führt, wie denn auch die brieflichen Aeußerungen, daß Wilhelm ihr die Welt wieder lieb gemacht habe, die Gesinnungen der Stein gegen Goethe aus-

drücken, der mit dem steten Lobe der Frau Weimar ebenso sehr ermüden machte, wie Wilhelm den Fabrice. Was durch solche Anspielungen und Bezüge verrathen wurde, war kein Verrath, da ganz Weimar mehr wußte, als hier angerührt war, und in der Streifung solcher Verhältnisse außerhalb der Bühne durch die Reden auf der Bühne ein besondrer Reiz dieser Hof- und Gesellschaftsdichtungen gesucht wurde. Gleich unmittelbar darauf begegnet ein ähnlicher schlagender Zug.

Der Geburtstag der Herzogin Louise, der auf den 30. Januar fiel, pflegte, wie es scheint, auf Goethes Veranlassung und Vorgang als ein hoher Festtag der Hofgesellschaft gefeiert zu werden, für den immer etwas Neues und Besonderes ausgesucht wurde. Schon vom Herbst an waren die Gedanken auf diesen Tag gerichtet und Goethe hielt es für eine Art von Ehrenpflicht, durch eigene Erfindung zur Erhöhung des Festes beizutragen. Im Winter 1776 auf 1777 dichtete er zu diesem Zwecke das kleine Singspiel Lila in vier Aufzügen. Den Anlaß dazu gab ein Stück des französischen Dramatikers Jean Rotrou, der Hypochondrische (Paris 1631), eine Tragikomödie, in welcher der Liebhaber bei dem falschen Gerücht vom Tode seiner Geliebten so erschrickt, daß er sich selbst für gestorben hält. Um ihn zu heilen, werden ihm Lebende als todt gezeigt, die durch Musik wieder belebt werden. Endlich hält er sich selbst für wieder erweckt und stürzt der geliebten Perside in die Arme. In ähnlicher Weise scheint die gute Frau, wie Goethes Stück ursprünglich hieß, angelegt gewesen zu sein. Erst in der Folge wurde die Rolle der Frau gewechselt. Diese Redaction dictierte Goethe im Februar 1778. Zehn Jahr später arbeitete er das Singspiel in Rom nochmals durch.

Dennoch sind darin, mehr vielleicht als in einem andern Goetheschen Stücke, lokale und persönliche Beziehungen vorsichtig geschont worden. Wem fällt die Verleumdung, unter der Goethe und der Herzog zu leiden hatten, nicht ein, wenn man den Baron über die politischen alten Weiber schelten hört, die weitläufige Correspondenzen unterhalten und immer etwas Neues brauchen, woher es auch kommen möge; wenn der großen Menge favorabler Neuigkeiten gedacht wird, die sich selbst erzeugen, weil jedermann sich einen großen Spaß daraus macht, etwas Böses zu erfinden und zu glauben. Bei dem im übrigen als gut und brav geschilderten Grafen Altenstein, der nach Pferdemärkten rechnet und um den Schimmel beinahe so besorgt ist, wie um die Kranke, wird man, wenn auch der Name nicht schon genügend hindeutete, nothwendig an den Oberstallmeister v. Stein denken müssen, der vielleicht die Rolle selbst spielte. Die kurze Unterredung zwischen Friedrich und Almaide zu Anfang des letzten Aufzuges, beide selbstverständlich von Goethe und der Stein dargestellt, ist geradezu wie aus dem Briefwechsel beider abgeschrieben und die offene Erklärung vom Theater herab, daß ihre Gemüther auf ewig verbunden seien, mußte auf Darsteller, Mitspieler und Zuschauer eine lebendige zündende Wirkung üben, während gegenwärtig dieser Reiz verloren geht. Ja die Namen der Gefangenen, der frohe Karl, der schelmische Heinrich, der treue Franz, der dienstfertige Ludwig sind unbedenklich als wirkliche Namen und Eigenschaften der Darsteller dieser Rollen aufzufassen. Vieles andere muß uns nach so langer Zeit unverständlich bleiben.

Klar und unleugbar aber tritt hervor, daß Stücke, in dieser Weise behandelt, ihren Blick nicht auf einen großen unbetheiligten Leserkreis gerichtet hielten, sondern auf den kleinen lebensvollen, aus dem sie hervorwuchsen und den sie heranzuziehen und zu beschäftigen bestimmt waren. Vielleicht gieng der Dichter in der engen

Anlehnung an gegebene Verhältnisse mitunter zu weit, so daß die Spiegelbilder der Wirklichkeit trotz der verhüllenden Schleier, welche die Poesie darüber breitete, noch zu scharf und schroff hervortreten mochten und zu einer andern Gruppirung aufforderten.

In der frühesten Gestalt, die man aus den übrig gebliebenen Gesängen kümmerlich erräth, wurde nicht Lila, sondern ihr Gemahl durch Feerei von einer Seelenstörung geheilt. Neben der Fee Almaide erschien noch eine Fee Sonna, der eine bedeutende Rolle scheint zugetheilt gewesen zu sein. Die Wahl eines fast mehr der Seelenarzneikunde als der Poesie angehörigen Gegenstandes gerade zur Feier des Geburtsfestes der regierenden Fürstin hat etwas Befremdendes und muß Gründe gehabt haben, die vielleicht erklärlich werden, wenn man sich erinnert, daß die Herzogin Louise das jugendlich ungebundene Treiben ihres Gemahls nicht ohne Bekümmerniß ansah. Indem der Dichter auf diese Vorstellungen eingieng und das Leben des Mannes in den Augen der Frau als eine Art von Seelenstörung erscheinen ließ, gieng er, gewiß nicht im Sinne des Herzogs, dessen Zustimmung er versichert sein durfte, zumal beide sich über die gutmüthig ironische Behandlung klar sein mußten, wohl aber dem eigenen Gefühl nach und vielleicht im Sinne der Fürstin und des Hofes selbst zu weit. Bei der Umarbeitung im Jahre 1778 drehte er die Sache um und ließ Lila, die, durch eine grundlose Nachricht vom Tode ihres Gemahls geängstigt, in Schwermuth versunken ist, durch falsche Heilversuche in die Geistesstörung verfallen, in der sich bei der früheren Bearbeitung der Gemahl befunden. Sie hält alle ihre Freunde und Liebsten, sogar ihren Mann für Schattenbilder und von den Geistern untergeschobene Gestalten. Dann geht ihre gestörte Anschauung in die Vorstellung über, daß ihr Mann von widrigen Dämonen gefangen

gehalten werde. Von diesem Punkte aus bekämpft ein Arzt, auf ihre Ideen eingehend, ihre Krankheit. Ihre Familie tritt ihr als Schatten und Geister entgegen, sie besiegt den Zauberer Oger und kommt durch Tanz, Musik und das Erkennen ihrer Lieben wieder zur Geistesklarheit, wie in der Wirklichkeit die Herzogin bald zu der Einsicht gelangte, daß es mit dem Oger und den Dämonen, die ihren Gemahl gefangen gehalten, nicht so arg war, wie sie es, durch eigene Einbildung und die favorabeln Neuigkeiten der politischen alten Weiber verleitet, sich gedacht hatte. Gegen den Schluß des Stückes, wie es jetzt vorliegt, gewinnt das theatralische Beiwerk die Oberhand und die ganze Anordnung des vierten Akts wird ausdrücklich völlig dem Geschmack des Balletmeisters überlassen.

Im September 1777 schrieb Goethe von der Wartburg an Frau v. Stein, er habe eine Tollheit erfunden, eine komische Oper: die Empfindsamen, so grob und toll als möglich, die er gleich zu dictieren angefangen; wenn Seckendorf sie componieren wolle, sei es möglich, sie den Winter noch zu spielen. Die Arbeit des Dichters und Componisten gieng so munter von statten, daß die Oper wirklich am 30. Januar 1778, dem Geburtstage der Herzogin, aufgeführt werden konnte und zwar unter dem Titel: die geflickte Braut. Bei der Aufnahme in seine Schriften gab ihr Goethe den Namen: Der Triumph der Empfindsamkeit, eine dramatische Grille (1787). Er selbst hatte bei der Darstellung die Rolle des humoristischen Königs Andrason übernommen.

Als Gelegenheitsstück, als Tollheit erfüllte die Operette ihren Zweck. Nur hätte man nie etwas Tieferes darin suchen sollen, als die übermüthige Verspottung der Empfindsamen im Publikum, die den Aufwand von Empfindungen, wie sie damals im Schwange waren, im Leben wie in der Literatur, mit fremden Gefühlen bestritten, die nicht

durch die Dinge selbst, sondern aus zweiter Hand durch Bücher an- und aufgeregt wurden.

Prinz Oronaro führt eine gemachte Natur von Wald, Mondschein, Vogelsang und zugleich die Figur einer Geliebten mit sich herum, die mit allerlei Schriften der empfindsamen Zeitliteratur ausgestopft ist. Den 'Empfindsamen', dem 'Siegwart', dem 'guten Jüngling', der 'neuen Heloise' und andern Büchern, die das Eingeweide der Puppe bilden, hat Goethe, ob schon ursprünglich oder erst bei der Ueberarbeitung im Jahr 1779, bleibt ungewiß, auch die eigenen Leiden des jungen Werthers' hinzugefügt und diese wie jene übrigen Bücher dem Spotte preisgegeben. Aber es kam ihm nicht auf die Verwerfung der Erzeugnisse dieser empfindsamen Literatur an, sondern auf eine Auseinandersetzung mit dem getriebenen Mißbrauch.

Uebrigens war das Stück, wofür es Goethe ausgab, toll und grob; toll, weil es die ausschweifendste Carikatur überbot; grob nicht allein durch Angriffe auf die Empfindsamen, sondern weil die Zuschauer mit dem amüsiert wurden, worüber sich der Spott ergoß: Decorationen und Maschinerien. Viele Lokal- und Zeitbeziehungen mögen getilgt oder uns jetzt unverständlich geworden sein.

Goethe schaltete das, nach Art der Ariadne oder Medea gearbeitete Monodrama Proserpina ein, frevelmüthig, wie er später sagte, damals aber wohl in dem richtigen Gefühl, daß dem allzu luftigen Ballon etwas Schwerwiegenderes beigegeben werden müsse, um ihn vor der Verflüchtigung zu bewahren. Denn es läßt sich nicht leugnen, die literarische Posse hat an sich etwas Nichtiges, dem selbst der frei waltende Humor und die Anlehnungen an kleine gesellige Schwächen und Eigenheiten keinen besondern Werth geben konnten. Aber gerade dieses Unkörperliche, Schattenhafte machte den 'Triumph' der kommenden Generation der Romantiker sehr werth, da sie in diesem Stücke und einigen Verrücktheiten von Lenz, Goué u. a. Ausgangspunkte und Anhalte für die verrückte Phantasterei ihrer Dramatik fanden.

Das herrliche Monodrama Proserpina stammt noch aus der Frankfurter Zeit, da es schon am 30. Januar 1776, dem ersten Geburtstage der Herzogin, den Goethe in Weimar mitfeierte, dargestellt wurde. Die hohe Frau fühlte sich selbst in Weimar wie in einer Art von Verbannung, konnte sich nur mühsam und nicht ohne ernste Kämpfe ihres Innern in die fremdartigen Verhältnisse und das unruhige Jugendtreiben ihres Gemahls und der ihn gefangen haltenden Dämonen finden. Sie mußte in der klagenden Göttin ein idealisirtes Bild ihrer selbst erblicken. Daß solche Stoffe für diese Hoffeste gewählt werden konnten, hat etwas Auffälliges. Niemand nahm Anstoß daran, aber auch niemand unter den weimarischen Zeitcorrespondenten erwähnt des Vorganges. Erst einige Jahre nachher wurde das Monodrama in Wielands Merkur (1778. I., 97—103) als rhythmische Prosa veröffentlicht und in der Folge, im Mai 1815, aus dem 'Triumph' wieder ausgelöst und in Weimar auf die Bühne gebracht.

Gedanken wie die, welche die Aufführung der Proserpina zur Folge hatten, beschäftigten den Dichter unter den Zerstreuungen des Welttreibens fortdauernd; das Bild der Fürstin, die fast vereinsamt dastand und doch bei etwas mehr Aufgeschlossenheit und mildem Entgegenkommen die bildende Gestalterin ihrer Umgebung hätte werden können, trat ihm in einer andern Erscheinung des Alterthums entgegen, an der sich nicht allein die schmerzliche Empfindung der Vereinsamung, sondern auch die Hoheit der Aufgabe entfalten ließ, welche dem reinen Sinn des reinen Weibes zugetheilt ist. Dies Bild hoher Weiblichkeit war Iphigenie, die freilich, bis Goethe sie rein in ihrer idealen Schönheit auf den Sockel heben konnte, noch eine

Reihe von Jahren in Anspruch nahm und dann als das edelste Bild des griechischen Alterthums und doch, dem Geiste der Griechen geradezu entgegengesetzt, als vollkommenste Blüte des deutschen Geistes erscheint. Wenn wir den Dichter bei der Vollendung treffen, wird auch ein Rückblick auf die Geschichte dieser Dichtung, die zuerst am 6. April 1779 gespielt wurde, gestattet sein. Hier kam es nur darauf an, zu erinnern, daß unter den Arbeiten für das Vergnügen des Hofes die hohen Ideale nicht verleugnet wurden. Jene freilich lenkten stets von neuem ab, da immer etwas Neues begehrt wurde, immer eine frische Anregung der leicht ermattenden Theilnahme geboten werden mußte.

Unter solchen Umständen wurden die älteren Arbeiten durchgemustert und die Laune des Verliebten ausgewählt, die am 20. Mai 1779 auf die Bühne kam. Goethe setzt die Entstehungszeit in das Jahr 1767, was ein Bericht der Hofdame v. Göchhausen bestätigt, die, auf Goethes damaligen Angaben gestützt, das Stück in sein achtzehntes Lebensjahr setzt. Gedruckt erschien es zuerst im vierten Bande der Werke 1806 und kann bis dahin noch vielfach nachgebessert sein, so daß die außerordentliche Zierlichkeit und Feinheit der Ausführung weniger auffällig erscheint, als wenn man darin Goethes erste erhaltne Arbeit auf dem dramatischen Gebiete in ursprünglicher Form erkennen müßte. In der Anlage selbst aber wird, bei der strengen Geschlossenheit derselben, wenig geändert sein.

Der eifersüchtige Eridon quält, wie wir hören und sehen, seine Amine, deren überströmende Liebe durch nichts zu erschüttern ist, mit eigensüchtigen Launen und mag ihr die Freuden des Tanzes nicht gönnen, da ihm das Händedrücken und Blicken dabei schon zuwider ist. Aminens Freundin Egle trägt Mitleid mit dem armen Kinde und treibt den Launischen so weit, daß er sie küssen muß, nur

damit sie ihm an seinem Selbstvergessen die Augen über seine Fehler öffnen kann und ihn mit Aminen versöhnt, die er zum Tanz begleitet.

Der Inhalt, wie man sieht, stimmt wenig mit Goethes Angabe, das leichte Schäferspiel sei durch die Launen veranlaßt, mit denen er Käthchen Schönkopf in Leipzig geplagt. Es scheint dem Stücke vielmehr ein Wetteifer mit den damals noch üblichen Schäferspielen den Anlaß gegeben zu haben, in denen das einzig bewegende Moment grundlose Eifersucht war, da die vorausgesetzte Unschuldswelt der Gattung jede andre Leidenschaft von stärkerer Färbung ausschloß. Es ist das Seitenstück zu Gellerts Schäferspiele: 'das Band', in welchem Galathee ein Band, das sie ihrem Montan geschenkt hat, im Besitz einer vermeinten Nebenbuhlerin sieht und deshalb, von ihren Fehlern, Hitze und Eifersucht, übermannt, ihn wegweist und mit ihm brechen will, bis sie erkennt, daß sie durch eine bloße Aehnlichkeit des Bandes getäuscht ist. Es versteht sich, daß sie sich reuig bekehrt.

Goethes Schäferspiel, eines der letzten in Deutschland, ist das einzige gewesen, das sich in unsrer Literatur lebendig erhalten hat, und zugleich das reinste Muster dieser sonst verschollenen Dichtungsart.

Die Operette Jery und Bätely, eine Frucht der Reise, welche Goethe mit dem Herzoge und Wedel 1779 in die Schweiz gemacht hatte, war ursprünglich für die nächste Geburtsfeier der Herzogin (1780) bestimmt. 'Kayser soll sie componieren, schrieb Goethe, und wenn ers trifft, wird sich's gut spielen lassen; es ist eingerichtet, daß es sich in der Ferne bei Licht gut ausnimmt.' Scenisch-decorative Gesichtspunkte schon vor der Ausarbeitung! Diese selbst gieng ziemlich rasch vor sich, da aber Kayser die Musik nicht lieferte, die später Seckendorf beigab, verschob sich die Aufführung um Jahre. Später erlitt das

Singspiel eine Ueberarbeitung, bei der vielleicht einige Localzüge geopfert wurden. Denn obwohl Goethe während des Entwerfens schrieb: 'Die Scene ist in der Schweiz, es sind aber und bleiben Leute aus meiner Fabrik', fällt es doch schwer, anzunehmen, daß ein in der Schweiz entsprungenes, auf Schweizerboden verlegtes Stück von Haus aus so wenig 'Hauch der Schweizeralpenmatten', den man nach des Dichters Meinung darin spüren sollte, habe empfinden lassen; kaum die eingestreuten Lieder können daran gemahnen. Und der Stoff selbst könnte in jede andre Scenerie verlegt sein, ohne wesentliche Aenderungen zu erfordern: Ein trotziges Mädchen, das die Freier abweist, verscheucht auch den letzten, bis dieser, ihr kleines Eigenthum vertheidigend, sie zur Dankbarkeit und durch diese zur Liebe veranlaßt. — Der gegenwärtige Schluß stammt aus dem Jahr 1825.

Auch die Vögel (nach dem Aristophanes), die im Sommer 1780 verfaßt und am 18. August in Ettersburg gespielt wurden, hatten ihre Veranlassung in den Lustbarkeiten des Hofes. Die Herzogin Amalie hatte Oeser aus Leipzig mitgebracht, der eine Decoration malen wollte, während Goethe ein Stück machen sollte. Er meinte in Einem Sommertage damit fertig zu werden, aber Oeser überholte ihn um Wochen. Der Dichter hatte das aristophanische Stück ausgewählt, um eigentlich nur die obersten Spitzen oder den Rahm abzuschöpfen, da er sich kurz fassen sollte. Dabei lag noch eine andre Absicht vor. Der Prinz Constantin, der auf Reisen gehen wollte, war mit seinem Mentor, dem empfindlichen Knebel, nicht auf dem besten Fuße und sollte von Tiefurt, wo er wohnte, für eine Zeit entfernt werden. Ihm war die Rolle des Hoffegut zugedacht, während Goethe den Treufreund übernahm und mit dem Chor der Vögel eine Reihe von Personen aus der Gesellschaft beschäftigte. Die Proben, Hauptproben, Privatproben waren in dieser Weise wichtiger, als das was eingeübt wurde, obgleich Goethe, als er sich einmal in diese 'Plattheiten' eingelassen, eine wahre Freude daran hatte und wünschte, daß auch andre herzlich darüber lachen könnten. In der That war die Aufnahme des Stückes die heiterste, obwohl es nicht über die Exposition des Aristophanes hinausgekommen und da, wo die Vögel ihren Staat zwischen Himmel und Erde, zwischen Göttern und Menschen stiften sollen, ins Stocken gerathen war. Denn die im Epilog angebotene Fortsetzung ist niemals auch nur versucht worden. Gedruckt wurden die Vögel zuerst in den Werken 1787.

Es ist wahrscheinlich, daß bei der Redaction mancherlei unterdrückt wurde, was ursprünglich mit Bezug auf die Umstände, unter denen das Spiel entstanden, darin gesagt war, da kaum einige verblaßte Züge in der Rolle des Hoffegut übrig geblieben sind, der mäusefangende recensierende Schuhu aber ohne jede Individualfarbe dasteht; ebenso der Papagei, der Nachtigallen und Lerchen singen läßt, und vortrefflich wäre, eine Ode auf eine mittelmäßige Actrice zu machen. Eine der Hauptbelustigungen waren die Vogelmasken, in denen das Stück gespielt wurde, eine theatralische Maske ganz neuer Art.

Die Gestalten der hellenischen Welt, die sich mitunter lebendig rührten, wichen vor dem bunten Flitter der Tageslustbarkeiten scheu zurück oder rangen sich aus schattenhafter Ferne nur mühsam durch zur hellen Gegenwart. Im August 1781 hatte Goethe den Elpenor begonnen und bis zur dritten Scene ausgearbeitet. Erst im März 1783 nahm er den Gegenstand wieder auf und hatte am 5. d. M. die beiden ersten Acte vollendet. Das Ganze sollte zur Feier des Kirchgangs (9. März) der Herzogin Louise von Weimar nach der Geburt des Erbprinzen fertig werden, blieb aber völlig liegen. Erst im Jahr 1798

zog Goethe die beiden Acte wieder hervor, um sie Schiller als Beispiel eines unglaublichen Vergreifens im Stoffe mitzutheilen. Schiller, dem der Verfasser nicht genannt war, fand sich an eine gute Schule erinnert, ob es gleich nur ein dilettantisches Product sei und kein Kunsturtheil zulasse. Das Fragment zeuge von einer sittlich gebildeten Seele, einem schönen und gemäßigten Sinn und von einer Vertrautheit mit guten Mustern; es erinnere an eine gewisse Weiblichkeit der Empfindung, auch insofern ein Mann diese haben könne. Da das Fragment zuerst 1806 im vierten Bande von Goethes Werken gedruckt erschien, bleibt es fraglich, ob Schiller jemals erfahren, wie schalkhaft ihn der Freund auf glattem Boden geführt.

In dem Singspiele die Fischerin, das am 16. Juli 1782 fertig war und am 22. desselben Monats in Tiefurt an der Ilm unter freiem Himmel, nicht zu Goethes Zufriedenheit gespielt wurde, faßte er früher gedichtete Lieder und Romanzen zusammen, die zum Theil auf Volksliedern beruhen. Mit dem Erlkönig eröffnet die Fischerin das Spiel. Für die geringe Beachtung, die ihr der Liebhaber und der Vater schenken, rächte sie sich, indem sie sich versteckt und die beiden auf den Glauben bringt, sie sei im Flusse verunglückt. Als der Angst genug gethan, tritt sie hervor und erhält von den Erfreuten auf ihre Bitte Verzeihung für den nicht feinen Spaß. Auch hier waren die künstlerischen Kräfte des Dichters, wenn auch freiwillig, rein decorativen von der Natur gegebenen Rücksichten völlig untergeordnet. 'Die Neuheit unterhielt, bemerkt Fritz v. Stein, der Effect war zu zerstreut.' Goethe schob die Schuld auf die Darstellenden, Corona Schröter als Dortchen, Oberconsistorialsecretär Seidler als Niklas und Hoftanzmeister Aulhorn als alten Fischer, während ihm selbst, der die Anordnung geleitet und das für Fackelbeleuchtung am Ufer und den Gebüschen der Ilm gedachte

Stück vielleicht nur bei Tageslicht probiert hatte, ein größerer Theil des nicht entsprechenden Erfolges beizumessen war. Am Abend nach der Vorstellung machte er in einem Billet an Frau v. Stein seinem Unmuth in derben Worten Luft: 'sie haben hundert Schweinereien gemacht; am Ende war freilich das Stück vorüber, wie wenn einer nach einem Rehe schöße und fehlte und durch ein Ohngefähr einen Hasen träfe. So ists mit dem Effect!' Der Haupteffect war wohl der, daß Goethe es müde wurde, der 'Großmeister der Affen' zu sein. Mit der Fischerin schloß fürs erste die Reihe der Dichtungen und Erfindungen, die ihn zur Belustigung des Hofes beschäftigt hatten. Nur einmal, nach zwei Jahren, versuchte er sich noch in diesem Fache, und diesmal mit noch geringerem Erfolge.

Scherz, List und Rache, eine Operette im italienischen Geschmack, wurde im Sommer 1784 begonnen. Goethe machte daran, wie er an Frau v. Stein schrieb, eine Arie oder ein Stück Dialog, wenn er sonst zu gar nichts taugte. Herder fand sie 'allerliebst.' Mit Kaysers Composition wurde sie im December 1785 aufgeführt. Das bessere Publikum, schrieb der Herzog, werde durch die Musik etwas erfrischt; von der Dichtung selbst rühmt weder er noch sonst irgend jemand etwas Aehnliches. Goethe selbst sucht sich damit zu trösten, daß ihn ein dunkler Begriff des Intermezzos verführt habe und zugleich die Lust, mit Sparsamkeit und Kargheit in einem engen Raume viel zu wirken. Von der Ausführung weiß er kaum Entschuldigendes zu sagen. Scapin und Scapine betrügen den Dottore um hundert Ducaten, die er als Erbschaftsgut einer Muhme erschlichen hat. Für einen rechtlichen Deutschen, bemerkt Goethe, habe der freche Betrug keinen Reiz, wenn Italiener und Franzosen sich daran wohl ergötzen möchten. Aber es ist nicht bloß das Verlangen des Publikums, die Gerechtigkeit, die es über

die Personen des Stücks verhängen sollte, bereits vom Dichter auf der Bühne gehandhabt zu sehen, was dem Stücke ungünstigen Erfolg bereitet; der Betrug selbst erscheint weder des Interesses werth, noch erscheinen die dabei in Bewegung gesetzten geistigen Ränke der Betrüger sonderlich unterhaltend. Und was Goethe die größte Sorgfalt gekostet hatte, die Beschränkung, macht das Ganze eintönig. Auch mißfiel, daß der Dichter fremde Masken gewählt hatte; aber gerade auf die Form der italienischen Komödie kam es ihm an, der damals alle seine Gedanken und Wünsche nach Italien gerichtet hatte.

Denn was er in Weimar praktisch, in thätiger Liebe, in ernstem Streben, oder ästhetisch-gesellig auch geleistet haben mochte, bei jeder Umschau mußte er sich sagen, daß er das Tiefste, was er mit sich herumtrug, nicht zu der Gestalt zu erheben vermochte, die ihm die letzte und höchste war. Dazu kam, daß die Wirkungen seiner eigenen früheren Leistungen wie die wilden Wogen entfesselter Gewässer über ihm zusammenzuschlagen drohten. Es war die Periode des Geniewesens und der empfindsamen Literatur. Die Straßburger und Frankfurter literarischen Freunde waren zwar bald ohne Sang und Klang zurückgetreten, aber die Literatur bevölkerte sich mit den Bastarden von Götz und Werther, und während sie mit jenen ins Rohe und Ungeheuerliche auszuarten drohte, lief sie Gefahr, mit diesen im Schwächlichen und Mattherzigen unterzugehen. Die Bestrebungen Winckelmanns und Lessings schienen verloren; die schöne Gestalt des classischen Alterthums, die man schon so weit gehoben wähnte, daß sie von der Verschüttung gereinigt wieder glänzend auf den Sockel treten werde, war wiederum versunken. Die Arbeit mußte von neuem anheben. Wohin der Blick streifte, fand Goethe keinen Punkt der Befriedigung; selbst das Herz hatte kein Genügen. Die schöne Liebe einer edlen Frau

hatte anfangs wie ein Talisman gewirkt, aber auch dies köstliche Gut gewährt kein volles Glück; die geliebte Frau war die Frau eines Andern. Was blieb übrig, als Postpferde zu bestellen, um die Scene zu wechseln, und wohin konnte zunächst die Reise gehen als nach Italien, von dessen Wundern der Vater dem Knaben erzählt, dessen Werth der Jüngling reiner erkannt hatte, nach dem er sich schon auf den Weg gemacht und das nun seit Jahren die Sehnsucht seiner Tage, der Traum seiner Nächte gewesen war. Es zog ihn dorthin, als könne er nur dort das Götterbild in seiner Seele retten.

Italienische Reise.

Auf die Einzelheiten der italienischen Reise kann hier nicht eingegangen werden. Goethe selbst hat darüber, wenn auch erst spät, doch aus gleichzeitigen Niederschriften berichtet. Hier kann nur leicht angedeutet werden, wie er in Italien sein Leben führte; weshalb er äußerlich Erkennbares weniger leistete, als man von einem durchaus unabhängigen fast zweijährigen Aufenthalte in dem gelobten Lande der Kunst erwarten möchte; wie er die Reise selbst darstellte, und was er als Ergebniß seiner Seelenläuterung aufweisen konnte, als er über die Alpen heimkehrte zur gewohnten und doch wesentlich geänderten Lebensthätigkeit.

Seiner alten Neigung zum Verhüllen folgend, lebte er in Italien unter dem Namen Müller. Das Incognito stellte ihn völlig in die Reihe der Privatleute und entband ihn von den politischen und geselligen Verpflichtungen, denen der Minister Goethe sich nicht füglich hätte entziehen können. Uebrigens wurde es damit doch nicht allzustreng

genommen, da wenigstens die Künstler ihn alle als Goethe kannten und behandelten und auch der preußische Gesandte, der ihn freilich sehr vernachlässigte, ihn als den Vertrauten Karl Augusts kannte. Mit seinem Gehalte, den er forterhob, und den tausend Thalern Honorar, die er für die vier ersten Bände seiner Schriften erhalten hatte, bestritt er die Reise, und da er selbst wenig bedurfte, auch für Ankäufe nur Geringes ausgab, war er in der Lage, sich gegen Landsleute mit einer gewissen Freigebigkeit hülfreich zu erweisen.

Tischbein, dem er schon früher von Gotha aus eine Beisteuer zu den Kosten seiner Ausbildung in Italien verschafft, war sein Hausgenoß. An sie schloß sich Moritz aus Berlin, der einige Tage vor Goethe in Rom angekommen war. Er war durch seinen Roman 'Anton Reiser' und seine 'Wanderung nach England' bekannt geworden, wurde für Goethe aber durch seine prosodischen Theorien von Bedeutung. Sie machten Ausflüge durch Rom und die Umgegend. Bei der Rückkehr von einem Spazierritt nach der Tibermündung bei Fiumicino hatte Moritz das Unglück mit dem Pferde zu stürzen und den linken Arm zu brechen. Goethe erwies sich ihm als treuer Pfleger und Unterstützer und erhielt von ihm Aufklärungen über das Rhythmisch-Metrische des deutschen Verses, die ihm für seine Arbeiten zu Statten kamen. Ein Dritter im Bunde war Heinrich Meyer aus Stäfa, ein Maler, ganz nach dem Sinne Goethes; an Kunstfertigkeit unter Tischbein, aber an Tüchtigkeit des Charakters ihm gleich, wenn nicht überlegen. Gegen Goethe, der ihn gleich zu sich nahm, bezeigte er große Anhänglichkeit; er nahm an dessen poetischen Productionen lebhaften Antheil und schrieb ihm seine Manuscripte ins Reine.

Auch Maler Müller, dem Goethe gleichfalls von Deutschland aus die Mittel zur Ausbildung in Italien

verschafft oder doch ansehnlich vermehrt hatte, gehörte dem näheren Freundeskreise an, wie denn auch ein Freund Meyers, der Bildhauer Christen aus der Schweiz, ein derbes naives Naturkind, dasselbe Haus mit Goethe und den Seinen bewohnte und der früh (am 21. Sept. 1787) verstorbne Maler August Kirsch mit ihnen verkehrte. Beim spätern Aufenthalt in Rom gesellte sich Fritz Bury, ein junger Maler aus Hanau, zu dem engeren Kreise der Hausgenossen, den Goethe gleichfalls unterstützte; er zeichnete damals nach Michel Angelos Gemälden in der Sixtina. Auch eines Malers Schütz aus Frankfurt wird gedacht, so wie des Bildhauers Trippel und des Componisten Kayser, den Goethe auf Reisen geschickt hatte. Auf Tischbeins Empfehlung nahm Goethe den Maler Heinrich Kniep aus Hildesheim (geb. 1748, gest. 9. Juli 1825 in Neapel) mit nach Sicilien, eine wahre Wohlthat für den Unglücklichen, der einen Gönner nach dem andern verloren hatte und sich damals in trostlos peinlicher Lage sah. Auch für diesen sorgte Goethe.

Rechnet man hinzu, daß Goethe außerhalb dieses engeren Kreises fast nur mit Künstlern verkehrte, da er in dem griechischen Kaffeehause in der Strada Condotti, nahe beim spanischen Platze dem Sammelpunkt der Künstler aller Nationen, aus und eingieng, daß er Angelika Kaufmann oft besuchte, mit Rath Reifenstein, dem Protector der Maler und Bildhauer, vielfach zusammenkam; so wird man schon auf seine Lieblingsneigungen schließen können und ihn in Italien etwa in derselben Richtung thätig sehen, die ihn in Deutschland so oft von seiner eigentlichen Bestimmung abgeleitet hatte. Und in der That finden wir den Dichter in Italien hartnäckiger als je bemüht, bildender Künstler zu werden.

Schon während seines ersten Aufenthalts in Rom (29. October 1786 bis 22. Februar 1787) nahm er das

Zeichnen wieder vor, doch wurde er von dem ungeheuren Eindruck der ewigen Stadt noch zu sehr bewältigt, dachte auch noch zu ernsthaft an seine dichterischen Aufgaben, als daß er sich jenem Triebe ganz hätte überlassen sollen. Auf der Reise nach Neapel, wo er am 25. Februar ankam, war die Natur anziehender für ihn, als die Kunst. Auf der Fahrt nach Sicilien, in Palermo, auf den Zügen durch die Insel, wo Kniep für ihn zeichnete, erwachte der poetische Genius wieder. Er las Homer, dachte eine Nausikaa aus und beschäftigte sich am Tasso, dem er auch nach seiner Rückkehr nach Neapel (16. Mai 1787) noch einigen Antheil widmete. Als er aber Neapel am 3. Juni verließ (Kniep blieb dort zurück) und seit er am 6. Juni wieder in Rom wie zu Hause war, gab er sich der Kunst mit so ausschließlicher Leidenschaft hin, daß er seine dichterischen Aufgaben wie lästige Pflichtarbeiten mehr abzuschütteln suchte, als daß er mit liebevoller Sorge sich ihnen hingegeben hätte.

Mit Hackert war er vierzehn Tage in Tivoli, vollendete dann während der heißen Wochen den Egmont, verlebte einige Zeit in Frascati und Castell Gandolfo und kehrte nach Rom zurück um zu zeichnen, die Perspective zu erlernen, sich über die Baukunst zu unterrichten, sich in der Composition der Landschaft zu üben und die menschliche Gestalt Stück für Stück zu modellieren.

Er faßte gute Vorsätze, zwei Grundfehler seiner Natur zu verbessern, die ihn sein Leben hindurch gepeinigt und gehemmt hatten. Den einen erkannte er darin, daß er das Handwerk einer Sache, die er treiben wollte oder sollte, nicht erlernen mochte, woher es denn gekommen, daß er bei so viel natürlicher Anlage so wenig gemacht und gethan. Der zweite bestand darin, daß er auf eine Arbeit oder ein Geschäft nie so viel Zeit verwenden mochte, als dazu erfordert wird. Er genoß die Glückseligkeit, in kurzer Zeit sehr viel denken und combinieren zu können; die schrittweise Ausführung wurde ihm unerträglich. Aber jene Grundfehler erkannte er nur für seine künstlerische Natur an, die er jetzt mit allen Kräften auszubilden bemüht war, und deshalb mehr bemüht als genießend. Zwar wollte er nicht Künstler werden, um mit andern zu wetteifern, oder zur Schau zu stellen, aber er glaubte es so weit bringen zu müssen, daß Alles anschauende Kenntniß werde, nichts Tradition oder Name bleibe.

Alle Künstler halfen ihm darin. Aber er konnte mitunter die Erkenntniß nicht abweisen, daß seine Wege Irrwege seien, daß ihn die Natur nicht zur Kunst, sondern zur Dichtkunst bestimmt habe. Leider drängten sich auch Gespenster zwischen ihn und die Dichtkunst. Die alten botanischen Grillen wachten wieder auf; er war auf dem Wege 'neue schöne Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur, solch ein Ungeheures, das wie nichts aussieht, aus dem Einfachen das Mannigfaltige entwickelt.' Er suchte die Urpflanze zu entdecken; 'eine solche muß es denn doch geben: woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach Einem Muster gebildet wären? Warum sind wir Neueren doch so zerstreut! warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen, noch erfüllen können!'

Goethe war zum Schaden seiner dichterischen Kräfte wieder in die Zerstreuung und Zersplitterung des Lebens gefallen, das er in Deutschland verlassen. Dilettantische Studien und Uebung der Kunst hatten ihn ein halbes Menschenalter verfolgt. Neben den physisch-moralischen Uebeln, die ihn gequält und zuletzt unbrauchbar gemacht, war es vorzugsweise der ungestillte Durst nach wahrer Kunst gewesen, was ihn nach Italien getrieben. Als er zuerst nach Rom kam, bemerkte er bald, daß er von Kunst eigentlich gar nichts verstand und daß er bis dahin nur

den allgemeinen Abglanz der Natur in den Kunstwerken bewundert und genossen hatte. Hier that sich eine andere Natur, ein weiteres Feld der Kunst vor ihm auf. Er überließ sich ruhig den sinnlichen Eindrücken. So sah er Rom, Neapel, Sicilien und kam wieder nach Rom zurück.

Die großen Scenen der Natur hatten sein Gemüth ausgeweitet und alle Falten hinausgeglättet. Er fühlte sich kleinlichen Vorstellungen entrissen, falschen Wünschen enthoben; an die Stelle der Sehnsucht nach dem Lande der Künste setzte sich die Sehnsucht nach der Kunst selbst. Er wollte kein Künstler werden, was er früher nicht für unmöglich gehalten, aber er wünschte die Kunst zu durchdringen. 'Das Studium derselben, fügt er diesen Bekenntnissen hinzu, wie das Studium der alten Schriftsteller gibt uns einen gewissen Halt, eine Befriedigung in uns selbst: indem sie unser Inneres mit großen Gegenständen und Gesinnungen füllt, bemächtigt sie sich aller Wünsche, die nach außen strebten, hegt aber jedes Verlangen im stillen Busen.' Zwar förderte Goethe von seinen poetischen Arbeiten nur die, welche Pflichtaufgaben waren, da er jenem vor der Abreise geschlossenen Vertrage zufolge seine Werke zur Herausgabe durchzuarbeiten hatte, und ließ neue Pläne unausgeführt liegen. Kaum daß er mit seinen älteren größeren Aufgaben fertig wurde. Manche legte er noch zurück, um sie nach der Heimkehr wieder aufzunehmen.

Die Ausbeute, die sich dem Publikum vorlegen ließ, war nicht umfangreich; desto größer der innere Reichthum. Goethe hatte sich selbst gefunden und erkannt, er selbst sagt: als Künstler. Nicht, daß er nun wieder mit dem alten Irrthum heimgekehrt wäre, in der bildenden Kunst etwas zu leisten; er war durch die gründliche Versenkung in die Technik weiter als je davon zurückgekommen: aber er hatte ein völliges Verständniß der bildenden Kunst

erworben und aus diesem die Resultate auf seine ihm gemäßen Aufgaben anzuwenden gelernt. Er brachte aus Italien die festbegründete Ueberzeugung mit, daß es die Aufgabe aller Kunst sei, den Idealismus des classischen Alterthums zu verwirklichen, in idealen Formen entsprechenden idealen Gehalt auszubilden.

Um die daraus erwachsende Aufgabe zu lösen oder der Lösung nahe zu bringen, genügte es aber nicht, eine vorwiegende Kraft durch- und auszubilden, sondern es war erforderlich, alle Kräfte, welche die Natur in das Individuum gelegt, harmonisch zu entwickeln und den Mangel der versagten unfühlbar zu machen. Das Leben selbst wurde dadurch zu einer Aufgabe der Kunst; seine bildsamen Elemente mußten geläutert, veredelt, disharmonische aufgelöst werden; die individuelle Bildung mußte zum Zeitalter in ein Verhältniß treten, der ganze künstlerische Mensch eine erhöhte Stufe einnehmen, eine erweiterte Existenz ausfüllen und im Vollenden des Individuums eine Vollendung der Menschheit erstreben.

In diesem Geiste faßt Goethe seit der Rückkehr aus Italien die Lebensaufgabe, die ihm zugefallen. Seine Wirksamkeit ist daher auch nur in ihrer Gesammtheit zu würdigen, die einzelnen Aeußerungen derselben gelten nur unter diesen Gesichtspunkten, aber in jeder einzelnen muß auch ein Reflex der Gesammtheit kenntlich sein. Die Entfaltung konnte nur langsam vorschreiten, wie der Bildungsweg selbst ein langsamer war. Es erscheint daher nicht auffallend, daß die dichterische Production in den ersten Jahren nicht sehr ergiebig war und sich auf kleinere Werke oder Versuche beschränkte; denn manches, was wir jetzt in der Reihenfolge seiner Werke vor uns haben, Ausgeführtes und Fragmentarisches, ist wie das Vorspiel der wirklichen Bewältigung des Gegenstandes zu betrachten und die innere Vollendung kann nur stufenweise darin

gesucht werden: der Bürgergeneral, die Aufgeregten, Hermann und Dorothea sind Stufen dieser Art.

Eine natürliche Folge dieser neuen Kunstform war die Vergeistigung auf der einen und die entschiedenste Realistik auf der andern Seite. Während der dichterische Stil sich dem Symbolischen und Allegorischen zuneigte, strebten die wissenschaftlichen Arbeiten nach der größten Bestimmtheit und Klarheit des Details, und beide mußten sich wechselseitig tragen und durchdringen.

Die Wirkungen auf die Nation, wie widerspenstig sie sich auch bezeigte, konnten nicht ausbleiben und blieben um so weniger aus, je glücklicher Goethe war, sich von Mitstrebenden unterstützt zu sehen. Der Kreis, den er um sich bildete, gehörte auch zu den Mitteln, die Aufgabe zu lösen. Die treuesten und wirksamsten Genossen waren ihm der in Italien gewonnene Freund H. Meyer und der im rechten Augenblick hinzutretende Schiller. Für seine wissenschaftlichen Untersuchungen einen gleich tüchtigen Freund zu finden, war ihm nicht beschieden; aber Schillers Theilnahmsfähigkeit gab einigen Ersatz auf diesen Gebieten. Er hatte sich, zum Theil im steten Verkehr mit Goethe, selbst in ähnlicher Weise durchgebildet, so daß beide auf denselben Grundlagen standen und nun vereint die Richtung in der Literatur durchführen konnten, die aller Verdunklung ungeachtet, welche vorübergehende Lehren und Schulen mit sich führten, zu dem hellen Ideal leitete, das sie in ihren Werken aufstellten.

Die Beschreibung der italienischen Reise, sowohl des ersten Aufenthalts in Rom, als die des zweiten, arbeitete Goethe erst 1813 und in den folgenden Jahren für den Druck aus, doch waren die angehängten Fragmente eines Reisejournals gleich nach der Rückkehr in Wielands Merkur (1788—89) und die Schilderung des römischen Carnevals schon 1789 einzeln mit den Abbildungen der Masken in Gotha erschienen.

Für die Ausarbeitung der Reisebeschreibung hatte Goethe sich die aus Italien an die Freunde und Freundinnen gerichteten Briefe gleich nach der Heimkehr zurückgeben lassen. Zu diesen Hülfsmitteln konnte er hingeworfene Reisebemerkungen und sorgfältig geführte Tagebücher hinzufügen, so daß er einen vollkommenen Kalender mit allen Rechnungen, Trinkgeldern u. s. w. zu Stande brachte, der ihm als Grundlage diente und mit dem er, wie er gegen Zelter äußert, zugleich völlig wahrhaft und ein anmuthiges Märchen schreiben konnte. Den Hauptbestand der Briefe bildeten die an Herder und an Frau v. Stein. Letztere wurden theils ausgezogen, theils überarbeitet. Zum größten Theile, bemerkt A. Schöll, der die Originale vergleichen konnte, ist der Inhalt wörtlich derselbe, nur häufig in den besondern Stücken umgestellt und anders vertheilt. Manches ist hinzugegeben, vieles weggeschnitten, da die Briefe an die Freundin fortwährend mit eben solchen Ausdrücken unverbrüchlicher warmer Anhänglichkeit wie in den veröffentlichten durchflochten sind. Auch ist die Darstellung und Erörterung von Naturbeobachtungen in den Originalen hie und da viel ausführlicher und in der Besprechung von Gebäuden, Kunstwerken mehr Erguß. Die resumierenden und paraphrasierenden 'Berichte' wurden erst bei der letzten Redaction eingeschoben. Dieselben stechen von den unmittelbar aus den Dingen heraus geschriebenen Briefen fremdartig ab. Das Ganze aber gibt ein anschauliches Bild der Umwandlung, die auf dieser Reise mit dem Dichter vorgieng.

Als Ergänzung kann man noch einige ausführliche gedruckte Briefe an den Herzog Karl August hinzunehmen, da sie das schöne Verhältniß des Dichters zu dem Fürsten in das wohlthuendste Licht stellen und manches berichtigen, kürzer und kräftig zusammenziehen oder auch weiter ausführen. Aus diesen Briefen an den fürstlichen Freund

erkennt man erst, daß, wenn Goethes Reise auch eine förmliche Flucht war, er doch mit völliger Ruhe heimdenken durfte, da er alles, was ihm obgelegen, wohlgeordnet hinterlassen hatte, und daß ihm auch der Gedanke an die Rückkehr keine Unruhe machen konnte, da er die Gewißheit hatte, nur in solche Verhältnisse einzutreten, die der Lösung seiner Lebensaufgabe kein Hinderniß bereiteten.

Daraus erklärt sich denn auch, wie Goethe von dem Augenblicke, wo er Rom erreicht, also den Boden gewonnen hatte, auf dem er seine Wiedergeburt zu beginnen hoffte, sich mit der vollsten Unbefangenheit den Gegenständen hingeben und sie so rein in sich aufnehmen konnte, wie er sie in diesen naiven lebensvollen Briefen seinen heimischen Freunden vor Augen stellt. In dieser hellen klaren Darstellung, die wie reine Luft des Südens alle Objecte rein und deutlich erkennen läßt, liegt der Reiz und der Werth des Werkes, nicht in der Vollständigkeit des Gesehenen oder gar in der Gelehrsamkeit, welche hier dem spätern Reisenden nützlich zu werden beabsichtigt. Man darf nur eine der schwerfälligen Reisebeschreibungen durchblättern, welche Deutsche des vorigen Jahrhunderts über Italien geliefert haben, ja man hat nicht einmal Riedesel (den Goethe stets zur Hand hatte) oder Bartels oder Münter zu vergleichen, man darf die eleganten Darstellungen der Franzosen, bei denen sich damals Dupaty einen glänzenden Namen erworben, mit in die Reihe stellen, um Goethe vor diesen Schriftstellern, die sich ein beschwerliches Geschäft aus ihrem Vergnügen machen und vor der Masse des aufgehäuften Stoffes, der alles erschöpfen soll, den Ueberblick, ja den Blick überhaupt verlieren, unbedingt den Vorzug einzuräumen und ihn lehrhafter zu finden, als sie alle.

Er forscht und sammelt nicht, aber er hat das Bedürfniß zu sehen und weiß es so einzurichten, daß seine

Genüsse uns Anschauungen geben und Ideen hinterlassen, an denen es jenen fehlt. Er ist immer nur mit sich selbst beschäftigt, mit seinen Dichtungen, seinen Naturbetrachtungen, seinen Kunstbestrebungen; aber er schildert sich im Kreise der mitstrebenden Freunde, auf dem duftigen Hintergrunde der südlichen Natur, vor den Werken der Meister oder mitten in dem farbenreichen Leben des Volkes, das die übrigen Reisenden der Zeit unbeachtet ließen. Bei ihm ist Himmel und Erde, Geschichte und Volk, Sitte und Kunst im Einklange und erst an seiner Hand lernt man, wie dieser Garten Gottes diese göttlichen Blüten treiben konnte, entfalten mußte.

Selbst die Einseitigkeit, deren er sich bewußt schuldig macht, gibt dem Werke einen Reiz für seine deutschen Leser mehr. Er ist ungerecht gegen alles, was nicht klassisch-ideal ist; aber er war nicht nach Italien gereist, um dort als Gegenstand seiner Bewunderung aufzusuchen, was er daheim hinter sich gelassen; er wollte sich davon befreien, und diesen Reinigungsproceß stellen diese Schilderungen dar, die auch im Großen der Composition, trotz des scheinbar Zufälligen der Form, einen künstlerischen Eindruck machen, von der hastigen Eile in das gelobte Land der Kunst zu kommen, bis zu der zögernden Langsamkeit, mit der er sich wehmüthig losreißt.

Es hatte nicht an Mahnungen aus der Heimath zur Rückkehr gefehlt. Goethe lehnte sie, der Zustimmung des Herzogs sicher, mit Standhaftigkeit ab, bis sich ihm die klare Ueberzeugung aufdrang, daß er den Zweck eines längeren Aufenthaltes, ein Künstler zu werden, nicht erreichen könne. Dazu kam, daß es ihm unbequem erschien, in Begleitung der Herzogin Amalie, die eine Reise nach Italien beabsichtigte, das Land und seine Schätze nochmals zu durchstreichen. Als der Herzog ihm einen derartigen Reisemarschallsdienst in Aussicht stellte, war Goethe

zwar bereit, das Amt zu übernehmen, wußte aber das Nachtheilige, Unbequeme und Kostspielige so geschickt hervorzuheben, daß der Herzog selbst davon abstand.

Goethes Verhältnisse in Weimar waren seinen, auf der Reise mitgetheilten Wünschen gemäß geordnet. Schmidt hatte seine Geschäfte übernommen und war dem Herzoge dadurch näher gebracht. Goethe hatte von jeher den Wunsch gehabt, den Herzog Herrn von dem Seinigen zu wissen, und in diese Art der autokratischen Geschäftsbehandlung gieng Schmidt trefflich ein.

Als Goethe endlich im März 1788 mit Ernst an die Rückkehr dachte, widerstrebte ihm der Gedanke, sich wieder in das Geschäftsjoch eingespannt zu sehen. 'Mein Wunsch,' schrieb er dem Herzoge, 'ist: bei einer sonderbaren und unbezwinglichen Gemüthsart, die mich, sogar in völliger Freiheit und im Genuß des erflehtesten Glücks, Manches hat leiden machen, mich an Ihrer Seite, mit den Ihrigen, in dem Ihrigen wiederzufinden, die Summe meiner Reise zu ziehen und die Masse mancher Lebenserinnerungen und Kunstüberlegungen in die drei letzten Bände meiner Schriften [besonders Tasso und Faust] zu schließen . . . Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein.'

Der Herzog ernannte den Assistenzrath Schmidt zum Geheimen Rath und Kammerpräsidenten und in demselben Rescript (vom 11. April 1788) erkannte er Goethe, um in beständiger Connexion mit der Kammer zu bleiben, die Berechtigung zu, den Sessionen des Collegii von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlauben würden, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für den Herzog selbst bestimmten Stuhle zu nehmen.

Goethe wäre geneigt gewesen, auch diese 'vorzügliche Gunst' abzulehnen. Aber er konnte in Wahrheit keine Stellung finden, die seinen Neigungen besser entsprochen hätte, wenn er überhaupt in Weimar bleiben wollte. Er hatte die freie Stellung eines Freundes des Herzoges, ohne andre Pflichten als die, welche er sich selbst auferlegen mochte. So fand er, als er die Reise durch Oberitalien über Florenz und Mailand gemacht und am 18. Juni 1788 beim Vollmond wieder in Weimar eingetroffen war, von dieser Seite ein neues Lebensverhältniß fertig vor und es drängte ihn, sich auch von allen andern Seiten, wenn nicht frei, doch selbstständig zu machen, wobei er sich dann um die kleine Welt in der Nähe sehr wenig kümmerte.

Bevor die Erzählung zu dieser Neugestaltung seines Lebens vorschreitet, ist über die Dichtungen Rechenschaft zu geben, die Goethe in Italien vollendete.

Iphigenie.

Die Früchte der italienischen Reise, die Goethe äußerlich vorlegen konnte, waren an Zahl gering, desto vollwichtiger an unerschöpflichem Gehalt. Es darf nur an Iphigenie, Tasso, Egmont erinnert werden, um den Reichthum anzudeuten, den er mitbrachte. Aber hier ist die Andeutung nicht ausreichend; wir müssen den Dichtungen selbst näher treten, zunächst der Iphigenie, welche für alle Zeiten und Völker ein hohes Muster bleiben wird, wie man klassische Gebilde schafft, Dichtungen im edelsten und reinsten Geiste des Alterthums, und doch scheinbar als geraden Gegensatz der hellenischen Kunst.

Goethe begann die Iphigenie auf Tauris während

einer geschäftlichen Rundreise durch Sachsen-Weimar-Eisenach in Prosa zu entwerfen und förderte sie mitten unter Störungen und Hemmungen aller Art. Straßenbesichtigungen und Recrutenaushebungen forderten seine persönliche Aufmerksamkeit. So ganz ohne Sammlung nannte er sich am 14. Februar 1779, dem Tage als er sie begann, nur den einen Fuß im Steigriemen des Hippogryphen, daß es schwer fiel, etwas zu bringen, das nicht ganz mit Glanzleinwandlumpen gekleidet sei. Er ließ sich Musik kommen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden. Nach und nach löste sich durch die lieblichen Töne die Seele aus den Banden der Protokolle und Acten. Er saß, im Nebenzimmer ein Quarto, und rief die fernen Gestalten leise herüber. Ein gar guter Brief von seiner Mutter war gekommen; er hatte die glückliche Hoffnung, daß sich eine Scene absondern werde (22. Februar). Als er mit der „Menschenklauberei" fertig war, rückte sein Stück (1. März) und formte sich und kriegte Glieder. Nach der Auslesung der Recruten (3. März) sperrte er sich einige Tage in das neue Schloß zu Dornburg, um an seinen Figuren zu posseln, und schon am nächsten Tage konnte er dort hoffen, wenn er am 11. oder 12. zu Hause komme, daß sein Stück fertig sein solle; 'immer nur Skizze! man muß sehen, was ihm für Farben aufzulegen.' Aber im bösen lärmigen Nest Apolda war er (5. März) aus aller Stimmung; das Drama wollte nicht fort, und der Dichter fand es verzweifelt, daß der König von Tauris solle reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte. Es war kein gut Heil, und doch quälte ihne eine Scene gar zu sehr (5. März). Nach der Rückkehr am 11. März schrieb er glücklich weiter und hoffte immer mehr und mehr zu Stande zu kommen. Am 19. schrieb er den vierten Act auf dem Schwalbenstein bei Ilmenau, wo ihm der 24. ohne viel dramatisches Glück hingieng. Aber schon

am 28. März war Iphigenie in erster Gestalt vollendet. Mit größter Hast wurde das Stück sofort eingelernt, und schon am 6. April konnte es bei der Herzogin Amalie in Gegenwart des Prinzen von Coburg gespielt, am 12. wiederholt werden.

Als Merck den Sommer in Ettersburg zu Gaste war, fand am 12. Juni abermals eine Darstellung statt. Goethe spielte den Orest, Prinz Constantin den Pylades, Corona Schröter die Iphigenie, Knebel den Thoas. Wer die Darstellung gesehen, war von der Vollendung entzückt. Noch in späten Jahren erinnerte sich Hufeland derselben mit erster Frische. 'Goethe in griechischer Tracht war ein Apoll, herniedergestiegen, um die Schönheit Griechenlands zu verkörpern und im Worte zu beleben; nie war eine gleiche Vereinigung geistiger und physischer Vollkommenheit gesehen.'

Im Sommer des folgenden Jahres waren Abschriften schon verbreitet. Die Freunde hatten reine hohe Freude daran, aber Goethe genügte sein Werk nicht. Zwar wurde die Iphigenie noch am 30. Januar 1781 zum Geburtstage der Herzogin wesentlich unverändert dargestellt, aber schon im October 1780 war der Dichter beschäftigt, ihr mehr Harmonie im Stil zu geben, es geschah aber, 'leider nach seinen Umständen nur flüchtig.'

Aus der ersten prosaischen Form rang sich die Dichtung langsamen Schrittes durch die freie rhythmische Form bis zu der harmonischen Vollendung, zu der sie, unter Moritz fördernder Theilnahme, in Italien gelangte. Am 6. Januar 1787 konnte Goethe von Rom den Freunden mittheilen, daß Iphigenie endlich fertig geworden. Das Schauspiel erschien zuerst im dritten Bande der Schriften (Leipzig, Göschen 1787), die ältere Prosaform erst nach Goethes Tode mit den nachgelassenen Werken 1842 im siebenundfünfzigsten Bande der Cotta'schen Ausgabe.

Euripides hat eine Iphigenie in Aulis und eine zweite in Tauris gedichtet; die letzte war es, durch welche Goethe zu seiner Iphigenie in Tauris angeregt wurde. Sehen wir das Werk des Griechen genauer an. Bei ihm bildet die Entführung der heiligen Statue der Artemis aus dem taurischen Tempel den Stoff. Iphigenie war von Mykene unter dem Vorwande weggelockt, sie solle mit dem Achill vermählt werden. Der eigne Vater hatte sie der Artemis dargebracht. Ihre Opferung sollte die von der Göttin gehemmte Fahrt der Griechen zur Wiedergewinnung der Helena möglich machen. Die Göttin hatte eine Hirschkuh untergeschoben und Iphigenie nach Tauris geführt, wo sie den Dienst einer Priesterin der Artemis versieht. Unwissend, wie es daheim um die Helden und im Vaterhause steht, verwaltet sie ihr Amt, die Blutopfer der Göttin zu weihen, voll grimmiger Erbitterung gegen den Vater und mit dem brennenden Verlangen, daß unter den Gefangenen einst Menelaus und Helena, um die sie geopfert worden, ihrer zum Tode weihenden Hand verfallen möchten.

Nächtliche Träume auf den Untergang ihres Bruders Orest deutend tritt sie heraus und verhärtet sich in ihren Rachegedanken gegen die Hellenen, von deren Blute die Seiten des Opfersteines kleben. Als sie die Bühne verlassen, treten Orest und Pylades auf und beschauen den Tempel, aus dem sie dem Orakelspruch gemäß das vom Himmel gefallene Bild der Göttin entführen sollen. Da die Thorflügel fest sind, beschließen sie, im Dunkel der Nacht einzusteigen, um das Geheiß des Gottes zu erfüllen. Beide werden von Rinderhirten am Gestade entdeckt, der eine, von den Erinyen verfolgt, ruft den andern bei dem Namen Pylades. Beide werden nach langem Kampfe und Ringen gefangen genommen, und einer der Hirten, der den ganzen Hergang erzählt, kommt, um der Priesterin das bevorstehende Opfer zu melden.

Iphigenie befragt die Fremdlinge, die sie als Hellenen erkennt, nach den Schicksalen ihres Volkes und vernimmt mit gesteigerter Erbitterung, daß Helena mit Menelaus nach Sparta heimgekehrt ist; mit Freuden, daß Kalchas, der ihr Opfer angerathen, und Achill, durch dessen Namen sie verlockt worden, beide todt sind, Odysseus aber verschollen ist. Der Mord des Vaters und der Mutter preßt ihr einen Seufzer aus. Mit Freuden hört sie von Orest, der sich für Pylades ausgiebt, ihr Bruder Orest sei noch am Leben. Sie verspricht dem vermeinten Pylades das Leben, wenn er ihr einen Brief nach Mykene befördern wolle. Orest verzichtet zu Gunsten seines Freundes auf das Geschenk des Lebens, und Iphigenie, mit dem Tausche zufrieden, übergibt dem Ungenannten den Brief. Er muß schwören, denselben getreu zu bestellen, sie dagegen, ihn lebend zu entlassen. Als der Doppelschwur geleistet, macht der erkorne Bote die Bedingung, wenn er im Falle eines Schiffbruches sich etwa rette, den Brief aber verliere, so müsse er seines Schwures ledig sein. Iphigenie hält es, die Möglichkeit dieses Falles einräumend, für gerathen, ihm den Inhalt des Briefes vorzulesen, wobei sich findet, daß er an Orest gerichtet ist und diesen auffordert, Iphigenie aus Tauris zu befreien. Pylades nimmt den Brief, den er, wie er sagt, gleich an Orest bestellen könne, denn der Fremdling sei Orest. Die Geschwister erkennen sich durch Erinnerungen an Gewebe, die Iphigenie gewirkt, und an dem Wahrzeichen eines im Frauengemach zu Mykene versteckten Speeres.

Als die Priesterin den Zweck der Fahrt kennen gelernt, ersinnen alle drei die List, das Bildniß der Göttin unter dem Vorwande, daß es durch die Berührung der Blutschuldigen entweiht sei und im Meere entsühnt werden müsse, zu entführen und mit demselben nach Hellas zu fliehen. Iphigenie beredet den König Thoas, der ihr in

allem willig glaubt und Recht gibt, die Thore der Stadt zu schließen und den entweihten Tempel mit heiliger Flamme selbst zu reinigen, während sie in geheimer Stille die Entsühnung des Bildes und der Opfer vollbringe.

Bald kommt ein lärmender Bote, einer von den mitgesandten Tempeldienern, der berichtet, wie die Sühne nur als Vorwand habe dienen sollen, das heilige Bild und die Opfer über das Meer zu entführen; der Betrug sei zeitig entdeckt, das Schiff, dem das Meer feindlich und hindernd entgegen gewesen, sei angehalten und in der Bucht des königlichen Urtheils gewärtig. Der erzürnte Thoas gebietet, die trügerische Genossenschaft zur Strafe zu ziehen, worauf Pallas erscheint, ihm Einhalt thut und die Hellenen in die Heimath entläßt. Der König fügt sich dem Göttergeheiß und gelobt, auch den Chor der Hellenen in die Heimath zu entsenden.

Das Stück des Euripides gehört zwar nicht zu denen, welche von der traditionellen Bewunderung des griechischen Dramas am höchsten gestellt worden; es zählt aber auch nicht zu seinen geringsten Leistungen, bildet vielmehr den Durchschnitt seiner Kunst und kann im Allgemeinen als Vertreter des Schauspiels gelten, wie es seine Zeitgenossen gern hatten. Denn es ist im hellenischen Sinne national. Es bringt die Befreiung gefangener Griechen aus dem Lande der Barbaren vor Augen und bewirkt diese Erlösung mit einem nationalen Mittel, der List, die, als sie im Hafen zu scheitern droht, durch einen Götterspruch gebilligt und zum Ziele geführt wird. Wie mögen 'die Schwätzer des Markts' sich der Casuistik gefreut haben, die Pylades und Iphigenie in der Briefscene aufführen! Der bloße Auftrag, den Brief zu besorgen, genügte nicht. Dem attischen Scharfsinn mußte auch der Zweifel gelöst werden, wie es, jenen oder diesen Unfall vorausgesetzt, mit dem Schwure und dessen Erfüllung zu

halten sei. Ist ein Schwur bindend, den Unglücksfälle zu halten verhindern? Aber Iphigenie weiß Rath; sie prägt, was sie auch ohne Brief konnte, den Inhalt dem Gedächtniß ein, so daß nun keine Advocatencasuistik übrig bleibt, so lange der Bote lebt.

Wenigstens für den athenischen Dichter nicht. Die Scholastiker würden die Frage noch weit spitzfindiger in ihre verschiedenen Möglichkeiten verfolgt, allenfalls erwogen haben, ob der Schwur bindend bleibe, wenn der Beauftragte auf der See gefangen werde oder durch ein unglückliches Ereigniß den Verstand verliere. Doch Euripides hatte nicht nöthig, alle seine Künste auf einmal spielen zu lassen. Der Klugheit Iphigeniens, der Zweck der Botschaft, selbst beim Verluste des Briefes, doch zu erreichen, begegnet Pylades, zur Genugthuung der Zuschauer, mit der Verweisung an die gegenwärtige Adresse. Das geht alles Schlag auf Schlag und reißt den klugen Athenienser, für den doch alles berechnet ist, von Ueberraschung zu Ueberraschung, von Verwunderung zum Entzücken fort, und weise Thebaner des modernen Böotiens sind von dieser armseligen Kunst einer spitzfindigen Dramatik, die sie mit Recht als Ausfluß des hellenischen Geistes anerkennen, so sehr erbaut, daß sie ganz unbefangen meinen, Goethes Wetteifer mit dem Hellenen sei ein unglücklicher geblieben, weil der deutsche Dichter etwas geschaffen, zu dem sich kein Grieche bekennen werde. Gerade weil der Geist, aus dem Goethes Iphigenie erwachsen, nichts vom griechischen an sich hat, ist die Kunst des Dichters eine der hellenischen mindestens gleiche; beide sind national und beide sind bedingt durch den Stoff und die darin gefundenen und herausgehobenen Motive.

Der Grieche hatte allerdings den Vorzug, einen heimischen Stoff im Geiste seiner Nation zu behandeln; dem Deutschen fiel die schwerere Aufgabe zu, einen fremden

Stoff im Geiste seines Volkes zu beleben. Dazu konnte er keine der Künste seines Vorgängers gebrauchen, weder die Vertauschung der Namen und die darauf gebaute Intrigue, noch die List der geriebenen Hellenen über die einfältigen Barbaren, noch endlich die göttliche Maschinerie, die dem Euripides wie seinen Kunstgenossen immer da den bequemen Ausweg bietet, wo ihr eignes Vermögen nicht ausreicht, die geschürzten Fäden der Intrigue menschlich befriedigend aufzulösen. Alle diese Kunstgriffe mußte der deutsche Dichter abweisen, wenn er, statt eines Puppenspieles, ein dem Stoffe entsprechendes Kunstwerk schaffen wollte, wenn es ihm darum zu thun war, die in dem erfaßten Stoffe liegenden Motive ernsthaft aufzusuchen und im Geiste seines Volkes zu behandeln. Sehen wir auch bei ihm nach, wie er seine Aufgabe gefaßt und gelöst hat.

Goethes Iphigenie hat mit der des Griechen kaum mehr als den Namen gemein. Die tiefe innerliche Durcharbeitung des Stoffes verhält sich fast gegensätzlich zu der ganz äußerlichen Dialogisierung einer Begebenheit bei Euripides. Aus der kalten fremden Ferne sind die erstarrten Mythenbilder in die warme vertraute Nähe lebendiger Menschlichkeit gerückt. Ein furchtbares Geschick, das über das Geschlecht des Tantalus hereingebrochen und in Mord und Brudermord, Blutschande und Gattenmord, Ehebruch und Muttermord fortgenährt worden, wird durch die probehaltige Sittlichkeit eines reines Weibes gesühnt. Die schuldlos entrückte Iphigenie ist, während daheim Verbrechen und Fluch fortwüthen, in Tauris rein geblieben, hat die barbarischen Scythen der blutigen Sitte des Menschenopfers entwöhnt und im milden Walten Segen über die rauhe Küste verbreitet. Der König Thoas, der in ihr bald die Liebe einer Tochter, bald die Neigung einer Braut zu sehen meinte, wirbt um sie. Die Hoffnung, einst zur Heimath zurückzukehren, hat Iphigenien nie verlassen.

Um dem Verlangen des Königs zu entgehen, dessen Erfüllung sie an Tauris fesseln würde, enthüllt sie das Greuelgeschick ihres Hauses. Der König beharrt trotzdem auf seiner Werbung, und als die Priesterin ihm keine Hoffnung gibt, gebietet er, die der Göttin mit Unrecht vorenthaltenen Opfer wieder anzustellen. Zwei Fremde, die in den Höhlen des Ufers gefunden werden, sind die ersten, mit denen Iphigenie den Dienst beginnen soll. Es sind Orest und Pylades. Von letzterem, der wie Ulysses im Täuschen nie verlegen ist und sich für Cephalus, den Sohn des Adrast, seinen Gefährten für seinen, mit Brudermord belasteten, von den Furien verfolgten Bruder Laodamas ausgibt, erfragt Iphigenie das Schicksal der Hellenen.

Sie hört, daß Troja gefallen, die Götterbilder Achill und sein schöner Freund zu Staub geworden, hört, daß Agamemnon bei der Heimkehr von Klytemnestra und Aegisth, theils um die eigene Schuld zu decken, theils um das Opfer der Iphigenie zu rächen, gemordet sei. In tiefster Erschütterung entweicht die Unglückselige, die schuldlos und fern sich dennoch in das Fluchgeschick ihres Hauses verwickelt sieht. Von Orest erfährt sie dann das Ende Klytemnestras und sein eigenes, den Furien verfallenes Geschick. Zu groß und offen für Täuschung zerstört er die Fabel des Pylades und gibt sich als Orest zu erkennen. Als Iphigenie ihm sagt, daß er in der Priesterin die Schwester finde, entsetzte es ihn, in der Schwester die Priesterin zu finden, deren Hand bestimmt sei, das furchtbare Schicksal der Atriden durch Brudermord zu vollenden. Nach leidenschaftlicher Aufregung sinkt er in Ermattung; da er seine Schuld bekannt hat, ist die Sühne des auf ihm lastenden Fluches über ihn gekommen. Als Iphigenie und Pylades ihn wieder zum Leben wecken, haben die Furien ihn verlassen.

Aber Iphigeniens reine Seele beginnt sich zu trüben.

Sie hat sich von Pylades bewegen lassen, den König zu täuschen. Sie soll ihm sagen, die Gegenwart des von den Furien verfolgten Fremdlings habe das Heiligthum der Göttin entweiht; ihr Bild müsse im Meere gebadet und gesühnt werden. In tiefster Bewegung ist sie auf der Grenze, dem alten trotzenden Haß ihres Hauses gegen die Gottheit zu verfallen. Sie wiederholt das Lied der Parzen.

Als der Betrug, den sie sinnt, dem Könige entdeckt wird, wechselt Schmerz und Stolz in ihrer Seele; fast hart tritt sie dem Zürnenden gegenüber, bis sie von ihrem Unrecht überwältigt in demüthiger, reinster Offenheit ihre Schuld bekennt. Thoas wird von ihrer schönen Reinheit gerührt und ist geneigt, sie und die Gefangenen zu entlassen, nur der eingestandene Vorsatz, das heilige Bild zu rauben, macht ihm Bedenken. Jetzt erst wird Orests Geistesauge hell, und deutlich erkennt er den Sinn des Gottesausspruchs. Unter der Schwester, die Orest nach Apolls Gebot aus Tauris befreien soll, um den Fluch zu sühnen, hat der Gott nicht die eigne Schwester, sondern die Schwester des Orest verstanden. Das Götterbild ist kein Hinderniß mehr. Widerwillig gewährt der König die Heimkehr, aber Iphigenie löst auch den letzten Mißton in seiner Seele auf, und zum Pfand der alten Freundschaft reicht er der Scheidenden die Rechte zum Lebewohl.

Iphigeniens schuldlose Reinheit ließ sich mit der täuschenden List der Hellenen ein und das Schicksal ihres Hauses droht auch sie zu erfassen. Der beabsichtigten Lüge war bereits der furchtbare Trotz gegen die Gottheit auf der Ferse. Die ewigen Götter werden zu den Schuldigen, wo der Wille und die That des Menschen die Ursache sich steigernder Folgen waren. Aber in sittlicher Selbstüberwindung hebt Iphigenie die Schuld auf, und erst jetzt versteht Orest die Gottheit. Dieser Grundgedanke ist mit vollendeter künstlerischer Meisterschaft dramatisch gestaltet.

Keine Scene, keine Rede, fast kein Wort ist zu viel oder zu wenig; nichts zu früh, nichts zu spät; mit strengster Nothwendigkeit ist eins aus dem andern entwickelt, alles vollkommen vorbereitet, alles vollkommen ausgeführt.

Wenn das wahre Drama auf der Bestimmung des Willens und der daraus entspringenden Folgen beruht, so ist Goethes Iphigenie eines der vollendetsten, vielleicht das am meisten vollendete Drama, das es gibt. Hier ruht alles auf der Bestimmung des Willens und alle äußeren Dinge haben nur den Werth, den sie als hemmende und fördernde Momente für die Willensbestimmung und der daraus sich ergebenden Folgen haben. Der wirkende Wille ist die That und die sittliche That Iphigeniens kann nur eine deutsche That sein, weil nur in Deutschland die Selbstüberwindung, wie sie hier sühnend und reinigend geübt wird, möglich erscheint. Wenn deßhalb Goethes Iphigenie, von dem fremdem Stoffe abgesehen, nur deutsch ist, so ist sie eben deßhalb im Sinne des Alterthums und im Geiste der alten Kunst, die jeden Stoff, den sie ergriff, nur im nationalen Geiste behandelte und es sich nicht beikommen ließ, sich in fremde, dem hellenischen Volke zuwider wirkende Motive künstlich zu versetzen. So wenig der Grieche die sittliche Schürzung und Lösung der Fäden brauchen konnte, da sein Leben und das Leben seines Volkes von ganz andern Mächten bewegt wurde, ebenso wenig konnte der deutsche Dichter sich auf den griechischen Stand versetzen, der Priesterin den Busen mit Haß und Rachegedanken schwellen und in der List eine Lösung finden. Nur neue Verwicklungen vermöchte er daraus abzuleiten, die zu neuen Lösungen hindrängten.

Während dort das ungeläuterte Gemüth der Heldin über die Barbaren durch Betrug triumphiert, hat hier die Reinheit einer lautern Seele den Segen der Menschlichkeit

über die rauhe Küste ausgebreitet und hält in der Prüfung, wenn auch einen Augenblick am Abgrunde schwankend, dennoch Probe, indem sie über sich selbst den Sieg erringt und dadurch den Sieg über das Schicksal.

Der Geist ist nicht erst von heute, oder aus Goethes Zeit, oder aus seiner Individualität erwachsen, Goethe selbst ist daraus hervorgegangen und Jahrhunderte vor ihm hat ein deutscher Dichter, Walther von der Vogelweide, gesungen, wer sich selbst bezwinge, der schlage Löwen und Riesen und überwinde diesen und den. Es ist der deutsche Geist der Wahrheit, der hier den nationalen Charakter verleiht, während der Grieche in der trügerischen List seiner Gestalten, die sich unter einander vor Ueberlistung und Betrug glauben sichern zu müssen, weil sie beides als unbedenkliche Waffe betrachten und handhaben, nur Gestalten seines Volkes und seiner Zeit aufstellte, die des Beifalls sicher sein durften.

Goethes Pylades ist ein Grieche des Euripides, eine Abart des Odysseus, des großen Ideales hellenischen Geistes; niemals aber würde auf der griechischen Bühne die Gestalt der Goetheschen Iphigenie Duldung gefunden haben.

Es kann nicht fraglich bleiben, nach welcher Seite sich die Wage des griechischen oder des deutschen Dichters senken muß. Ebenso wenig kann, in Deutschland wenigstens, darüber ein Zweifel walten, welche Kunst, die des Hellenen oder die des Deutschen, die höhere Stufe betreten hat. Wenn beide, weil sie national sind, gleich stehen, der Deutsche allenfalls eine Stufe zurücktritt, weil er einen fremden Stoff ergriff, so bringt er das und mehr doch dadurch ein, daß sein Sittengesetz ein reineres, auf höhere Stufe hebendes ist, als die Weltanschauung des Griechen, der keine innere Läuterung fordert, weil er von keiner weiß.

Goethes Iphigenie führte allerdings die griechische Kunst in die deutsche Literatur, nicht weil er die Griechen copierte, sondern von ihnen gelernt hatte, daß der wahre Künstler, er mag schöpfen, woher er will, die Welt und ihre Geschicke nur aus den Gesichtspunkten seines Volkes betrachten, alle Probleme nur nach dem Sittengesetze, dem sein Volk dient, behandeln und lösen darf, daß er, wie fremd er zu sein scheinen möge, doch immer national bleiben müsse und daß seine Kunst da der Vollendung nahe trete, wo der nationale Stoff in nationaler Verkörperung und Beseelung die nothwendige Gestaltung gewinne. Der scheinbare Uebergang zu den Griechen war in der That nur eine Bestärkung im Deutschen, und der wahre Classicismus ist nichts anderes, als die vollendete Darstellung des Nationalen.

Torquato Tasso.

Goethes Schauspiel 'Torquato Tasso' bedurfte gleich der Iphigenie langer Jahre stiller Entfaltung, bis es zu der glänzenden Vollendung gedieh, in der es 1790 vor die Augen der Welt trat.

Das Leben Tassos (geb. 11. März 1544 zu Sorrento, gest. 25. April 1595 in Rom), das bis auf den Abbate Serassi (1785) übereinstimmend erzählt wurde und seinen Hauptreiz in des Dichters unglücklicher Leidenschaft zu der Prinzessin Eleonora von Ferrara hatte, mit den sich daran knüpfenden traurigen Folgen, erschien Goethe um so mehr als geeigneter Gegenstand einer dramatischen Behandlung, da er, wenigstens ideell, einen großen Theil ähnlicher Erfahrungen wie Tasso gemacht und die Disproportion des Talentes mit dem Leben, worin er den eigentlichen

Sinn seines Schauspiels erkannt wissen wollte, in früheren Jahren und dann auch am Hofe von Weimar, wenn nicht so unheilvoll, doch ebenso tief wie Tasso empfunden hatte.

Er beschäftigte sich zuerst am 30. März und 15. April 1780 mit dem Stoffe, wurde aber gleich im Beginn durch andere Arbeiten zerstreut und durch vielfältige Geschäfte gehindert, so daß er erst im Spätjahre sich wieder dahin zurückwenden konnte. Am 13. November war der erste Act des in Prosa angelegten Stückes beendet. Zwar versuchte er die Fortsetzung gleich unmittelbar daran zu schließen, doch konnte er den ganzen Winter hindurch zu keiner Sammlung gelangen und nahm die Arbeit erst im April 1781, auf dringende Mahnung der Frau v. Stein, die sich alles zueignen wollte, was Tasso sagte, wieder auf.

Zwar erhielt Frau v. Stein am 5. Juni Erlaubniß, den Tasso an Knebel mitzutheilen, und am 3. December 1781 heißt es in einem Briefe an Lavater: 'Den Tasso werdet Ihr nun haben!' Doch ist damit schwerlich ein vollendetes Stück gemeint, da Goethe in seinen Briefen aus Italien, wohin er die Arbeit mitgenommen, nur von zwei Acten spricht, die er zugleich weichlich und nebelhaft nennt. Erst nach Vollendung der Iphigenie wandte er sich dem Stoffe mit erneutem Interesse zu, da er, wenn auch das, was dastand, ohne Umarbeitung nicht zu gebrauchen schien, doch schon zu viel von seinem Eignen in die Arbeit gelegt hatte, um sie ganz zu verwerfen.

Auf der Reise nach Sicilien und später auf der Rückreise nach Deutschland brachte er den Plan aufs Reine, begann aber erst nach seiner Rückkehr aus Italien im Spätjahr 1788 die Ausführung in geregelten Versen, wobei sein Freund Moritz mit Rath und That half. Das Stück wurde nun im Frühjahr 1789 fleißig gefördert, so daß es am 9. Mai, bis auf drei Scenen, der Herzogin von

Weimar vorgelesen und im Juni und Juli, da noch immer etwas zu retouchiren war, actweise an den Verleger abgesandt werden konnte. Tasso erschien zuerst im Frühjahr 1790 im sechsten Bande von Goethes Schriften bei Göschen in Leipzig.

Goethe hatte sich die Darstellung des Mißverhältnisses zwischen Talent und Leben, zwischen Dichtertalent und Hofleben zur Aufgabe gestellt und lieferte im Tasso, von den Zügen, welche der gewählte Stoff bedingte, abgesehen, eine Darstellung seiner eigenen, aus der zufälligen Wirklichkeit in die poetische Wahrheit emporgehobenen Erfahrungen. Nicht, als ob er wie Tasso sich in eine Fürstin verliebt, gegen einen Hofmann den Degen gezogen, wie Tasso Gefangenschaft erlitten oder nach dem Dienste eines andern Hofes gestrebt und erst in Vereinsamung erkannt hätte, wie das Talent sich mit dem Leben in Einklang zu bringen habe; aber alles was Tasso erlebte, was ihn in Leid und Jubel, in Leidenschaft und Wehmuth bewegte, hatte Goethe innerlich und zum Theil auch äußerlich durchlebt.

Ihm war die Gunst der Frauen und der Fürsten zu Theil geworden, während ihn die Welt- und Geschäftsleute, die nicht einmal die Bildung Antonios besaßen, glaubten übersehen und zur Seite schieben zu können. Er hatte den inneren Zwiespalt des Welt- und Geschäftsmannes mit dem Dichter an sich selbst erfahren, das strenge, nicht links oder rechts blickende thätige Vorwärtsstreben, neben der Seligkeit des inneren Glücks, das die Welt mit rauher Hand zerstört; die kleinen Listen, Ränke und Fallstricke des Hoflebens bei aller Glätte der Formen, die tiefsten Dissonanzen der Charaktere, die sich hinter lächelnden Mienen verbergen; die Kälte gegen die Person bei aller Wärme für die Leistungen des Dichters und ebenso die schwärmerische Verehrung des Menschen neben der entschiedensten Gleichgültigkeit gegen seine Schöpfungen.

Er kannte wie Tasso die Unruhe des Gemüths, die sich bei allem Glück der Nähe nach träumerischen Fernen sehnt und wenn das Scheiden droht, die Stätte ihres Glücks nicht verlassen mag; das tiefe Selbstgefühl neben der Ueberschätzung fremder Vorzüge; das flackernde Feuer des Herzens, das in einem Worte der Güte ein Geständniß der Liebe, in einer auffallenden Redewendung einen weitreichenden Anschlag zu erblicken wähnt, aus der Unruhe eine Qual, aus der Qual ein tödtliches Leiden schafft; sich stürmisch übereilt, um selbstquälerisch zu bereuen; er kannte die wechselnden Wallungen eines Dichterherzens, kannte die festen unausweichlichen Formen des Hoflebens und kannte ihre Conflicte.

Mit diesen Erfahrungen des Dichters und des Weltmannes gieng er an die dramatische Gestaltung einer Hauptepoche aus dem Leben des unglücklichen Tasso, die Liebe zu Eleonoren von Este und die Enttäuschung. Er verwahrte sich gegen die Deutung seines Schauspiels, das, obwohl es viel Deutendes über seine Person enthalte, durch einen solchen Versuch gänzlich verschoben würde. Diese Ablehnung konnte sich aber nur auf die Ausdeutung auf bestimmte Personen und Begebenheiten beziehen, wie er es überhaupt nicht billigte, wenn die Menge das vom Dichter zum Bilde verwandelte Leben aus dem Bilde wieder zum Stoff zu erniedrigen strebte. Und wenn auch das Stoffliche nicht in Goethes Leben hinein zu verfolgen ist, obgleich in den Briefen an Frau v. Stein viele Stellen innig mit den Reden Tassos verwandt sind, so wurzelt doch alles, was die Personen im Tasso denken und empfinden, tief im Leben des Dichters, der hier, ohne erheblichen Aufwand von äußern Begebenheiten, lediglich durch die Entwicklung der fest gezeichneten Charaktere und ihrer Conflicte eine stets fortschreitende lebendige Handlung sich verwirren und entwirren läßt und seinen Gestalten

bei aller inneren Verschiedenheit eine gleichmäßig gebildete und doch für alle Schwingungen der Seele ausgiebige Sprache leiht, wie sie leichter, fließender und fesselnder selbst in der Iphigenie nicht geredet wird. Dabei läßt der Dichter seine Personen eine Fülle von Sätzen in der schönsten reinsten Form sprechen, die im Charakter des Individuums und der Situation richtig und treffend und auch von beiden abgelöst allgemein gültig sind, wie es allgemein ausgedrückte Sprüche ächter Bildung immer sein werden.

Dem kunstvollen sichern Bau der Handlung im Einzelnen zu folgen würde zu weit führen, da oft und fast in der Regel aus Gedanken und Empfindungen, die mehr angedeutet als ausgesprochen werden, sich neue entscheidende und nach der Eigenthümlichkeit der Charaktere folgerechte Wendungen ergeben. Von der schönen Form der gefälligen Rede entkleidet würde der einfache Stoff dürftig und spröde, fast roh erscheinen. Der schwankende Charakter Tassos, den Goethe mit sichrer Hand zeichnet, würde sich, ohne die kleinen und großen Einwirkungen der übrigen ebenso fest und sicher angelegten und ausgeführten Charaktere im Einzelnen zu zergliedern, nicht deutlich machen lassen, und jeder aufmerksame Leser sieht ohnehin an jeder Stelle wie Handlung aus Handlung, die eine Willensbestimmung aus der andern sich entwickelt, und kann ihre strenge Nothwendigkeit nicht verkennen, wenn er die Charaktere, wie sie im Verlauf des ganzen Stückes dargestellt erscheinen, im Zusammenhange auffaßt: die Prinzessin, die Schülerin der platonischen Philosophie, deren Huld und Liebe eine durchaus andre ist, als die ihrer für Ariost schwärmenden Freundin oder des jugendlich leidenschaftlichen Tasso, der in den Worten beider nur das hört, was er zu hören wünscht oder argwöhnt, und dann, als er sieht, daß er sich getäuscht hat, leidenschaftlich aufwallt, als ob er getäuscht sei.

Bei der Beurtheilung des Charakters, den Antonio zeigt, ist zwischen Neid gegen fremde Auszeichnung und Unmuth über nicht genügende eigne Anerkennung schwer zu unterscheiden und dennoch bewegt sich dieser Charakter auf der feinen unentschiednen Grenze zwischen beiden. Beim ersten Begegnen bemerkt er unmuthig den Kranz auf des Dichters Locken und vermag, da er lange vom Hofe fern gewesen, nicht zu ermessen, wie weit Tasso, den er früher obenhin gekannt und fast wie einen lächerlichen Sonderling angesehen, ihm in der Gunst des Fürsten und der Frauen gleich gekommen oder vorausgeeilt sei. Als er gewiß geworden, daß ihm der Dichter nicht im Wege steht, daß die Gesinnungen des Fürsten ihm noch unverändert gehören, tritt er, zumal da Alphons es wünscht, dem Dichter wohlwollend und helfend nahe.

Daß Goethe diesen Charakter, in dem er seine Gegner abspiegeln mußte, nicht als mustergültig aufstellen wollte, hat er durch die Situationen und durch den Mund der übrigen Personen deutlich genug zu erkennen gegeben.

Viele Züge im Charakter Tassos werden verständlicher, wenn man sich erinnert, daß Tasso, wie ihn die Geschichte kennt, späterhin einem tiefen Trübsinn verfiel, und daß unser Dichter, der dieses spätere Schicksal allerdings nicht anzudeuten und vorzubereiten brauchte, da er ihn auf dem Punkte verläßt, wo er sich an der weltklugen Erfahrenheit mit dem Leben in Einklang zu bringen scheint, vielleicht unabsichtlich mehr als nöthig erscheinen mag sich von der Kenntniß, die er von Tassos späterem Leben hatte, bestimmen ließ, die Keime seines Unglücks schon in dieser Epoche seines Lebens kenntlich zu machen.

Nausikaa.

In Sicilien, im Mai 1787, war Goethe durch die Lokalität an Homer erinnert; besonders die Odyssee zog ihn an; sie schien wie aus diesen Gegenden hervorgegangen. Er faßte den Plan zu einer Nausikaa, dachte demselben auf einem Spaziergange nach dem Thale, am Fuße des Rosalienberges bei Palermo weiter nach, und versuchte, ob diesem Gegenstande eine dramatische Seite abzugewinnen sei; er verzeichnete den Plan und konnte nicht unterlassen, einige Stellen, die ihn besonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen. So berichtet Goethe in der italienischen Reise.

Jene Aufzeichnungen scheinen das jetzt vorliegende Schema und die Fragmente zu sein, zwischen denen sich eine wunderliche Abweichung zeigt. Im Schema wird der Nausikaa nicht gedacht; sie erscheint unter dem Namen ihrer Mutter Arete, während im dritten Auftritt der Ausführung sowohl Nausikaa, als ihr Amme Eurymedusa unter diesen ihren homerischen Namen auftreten. Im Schema selbst kommt dann auch wieder die Mutter unter ihrem Namen Arete vor und will die Tochter nicht geben. Wiewohl das Schema fast nichts als ein Scenarium ist, läßt sich doch erkennen, daß Ulysses, der die Liebe der Nausikaa nicht erwiedern kann, seinen Sohn ihr zuzuführen gedenkt, daß aber Nausikaa, die ihn liebt, den Ersatz verwirft und sich den Tod giebt.

Diese Papiere muß Goethe, als er 1814 die italienische Reise ausarbeitete, nicht mehr gekannt haben (sie erschienen erst 1840), nicht, weil er bemerkt, daß er wenig oder nichts aufgeschrieben habe und sich nur eine flüchtige Erinnerung zurückzurufen vermöge — denn diese Aeußerungen könnten sehr wohl mit der Kenntniß der Papiere

bestehen, da gegen die 'Durcharbeitung des größten Theils bis aufs letzte Detail', deren er gedenkt, diese Aufzeichnungen allerdings wenig oder nichts bedeuten — sondern weil der Plan, den er in der italienischen Reise 'aus der Erinnerung' mittheilt, mit dem hier vorgelegten nicht übereinstimmt.

'Der Hauptsinn, sagt Goethe, war der: in der Nausikaa eine treffliche, von vielen umworbene Jungfrau darzustellen, die, sich keiner Neigung bewußt, alle Freier bisher ablehnend behandelt, durch einen seltsamen Fremdling aber gerührt, aus ihrem Zustand heraustritt und durch eine voreilige Aeußerung ihrer Neigung sich compromittiert, was die Situation vollkommen tragisch macht.

'Diese einfache Fabel sollte durch den Reichthum subordinierter Motive und besonders durch das Meer- und Inselhafte der eigentlichen Ausführung und des besondern Tons erfreulich werden. Der erste Act begann mit dem Ballspiel. Die unerwartete Bekanntschaft wird gemacht und die Bedenklichkeit, den Fremden nicht selbst in die Stadt zu führen, wird schon ein Vorbote der Neigung. Der zweite Act exponierte das Haus des Alkinous, die Charaktere der Freier und endigte mit dem Eintritt des Ulysses. Der dritte war ganz der Bedeutsamkeit des Abenteurers gewidmet, und ich hoffte, in der dialogischen Erzählung seiner Abenteuer, die von den verschiedenen Zuhörern sehr verschieden aufgenommen werden, etwas Künstliches und Erfreuliches zu leisten. Während der Erzählung erhöhen sich die Leidenschaften, und der lebhafte Antheil Nausikaas an dem Fremdling wird durch Wirkung und Gegenwirkung endlich hervorgeschlagen. Im vierten Acte bestätigt Ulysses außer der Scene seine Tapferkeit, indessen die Frauen zurückbleiben und der Neigung, der Hoffnung und allen zarten Gefühlen Raum lassen. Bei den großen Vortheilen, welche der Fremdling davon trägt, hält sich Nausikaa noch weniger zusammen und compromittiert sich unwiderruflich mit ihren Landsleuten. Ulysses, der halb schuldig, halb unschuldig dieses alles veranlaßt, muß sich zuletzt als einen Scheidenden erklären, und es bleibt dem guten Mädchen nichts übrig, als im fünften Acte den Tod zu suchen.'

Wir haben hier einen zweiten, aus dem Jahr 1814 stammenden Plan Goethes über denselben Stoff. Auf diesen zweiten Plan bezieht sich Goethes Wort an Boisserée (2, 202): 'Ich brauche nicht zu sagen, welche rührende herzergreifende Motive in dem Stoffe liegen, den Sie gleich als tragisch erkannt haben, die, wenn ich sie, wie ich in Iphigenien, besonders aber im Tasso that, bis in die feinsten Gefäße verfolgt hätte, gewiß wirksam geblieben wären. Es betrübt mich aufs Neue, daß ich die Arbeit damals nicht verfolgte.'

Egmont.

Ueber die Entstehungsgeschichte des Egmont fehlen uns die gleichzeitigen Nachrichten. In keinem der zahlreichen Briefe aus Frankfurt vor der Uebersiedlung nach Weimar wird seiner gedacht. Nach Goethes Mittheilungen in Dichtung und Wahrheit hätte er sich nach Vollendung des Götz nach einem ähnlichen wichtigen Gegenstande umgesehen und in der Zeit des Zerwürfnisses mit Lili, im Sommer 1775, nicht ohne Zureden und Treiben seines Vaters, Egmont zu schreiben angefangen und zwar nach der ersten Einleitung gleich die Hauptscenen. An diese Arbeit habe er sich in den peinlichen Tagen des Wartens, als er, um nach Weimar zu gehen, schon Abschied

genommen und dann im Stich gelassen sei, also im October 1775, wieder gehalten und dieselbe fast beendet.

Sicher ist, daß Goethe wirklich noch in Frankfurt eine gewisse Gestalt des Stückes zu Stande brachte, da er, nach seiner Ankunft in Weimar, im Februar 1776 sich mit der Margaretha von Parma vergleicht, indem er, wie sie, vieles voraussehe, was er nicht ändern könne, und in späteren Jahren sich absichtslos auf die schon 1775 entstandenen Volksscenen beruft. Im Jahre 1778 sollen dann neuere Scenen gedichtet sein, während die Briefe an Frau v. Stein die Aufnahme der Arbeit im Jahre 1779 beglaubigen. Vor der Schweizerreise im September desselben Jahres schickte er der Freundin, was von Egmont fertig war. Im December 1781 kehrte Goethe zum Egmont zurück und meldete, daß er bald fertig sei, und wenn der fatale vierte Act (Alba), den er hasse und nothwendig umschreiben müsse, nicht aufhalte, er hoffen könne, das lange vertrödelte Stück vor Ablauf des Jahres zu schließen. Im Februar 1782 berichtet Fräulein v. Göchhausen, Egmont sei neuerlich geendigt; aber Goethe selbst bezeugt im März, daß es langsamer mit der Arbeit gehe, als er gedacht. Es sei ein wunderbares Stück; wenn er es noch zu schreiben hätte, schriebe er es anders und vielleicht gar nicht; er wolle nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier tilgen, das der Würde des Stücks widerspreche. Endlich am 5. Mai 1782 konnte er den Versuch mit der Bemerkung an Justus Mösers Tochter senden, derselbe sei aus Mangel an Muße nicht so bearbeitet, wie er wohl sein sollte.

In dieser Gestalt wanderte der Egmont mit nach Italien, wo er im Sommer 1787 aufs Neue durchgearbeitet wurde; am 30. Juli war der vierte Act so gut wie fertig, am 11. August der Schluß gemacht, doch wurde noch immer hie und da daran gearbeitet; am 1. September

konnte er sagen, Egmont sei fertig geworden; indessen wurden noch einige Lücken ausgefüllt und erst am 5. September 1787 war das Stück mit Einschluß des Titels und des Personenverzeichnisses recht fertig. Es erschien Ostern 1788 im fünften Bande der Schriften zuerst gedruckt.

Die Aufnahme war eine sehr getheilte; nicht nur in dem Freundeskreise erhoben sich, von Karl August, Frau v. Stein, Herder, Jacobi und andern, zweifelnde Stimmen, auch öffentlich wurden sehr gewichtige Bedenken gegen das Stück, den Charakter des Helden, der unter der Geschichte bleibe, sein Verhältniß zu Klärchen, das lakonische Vermächtniß derselben an Ferdinand und ihre Erscheinung als Symbol der Freiheit, erhoben. Schillers Urtheil ist unter diesen Stimmen am bekanntesten.

Fassen wir hier zusammen was Goethe damals und später, theils den Freunden, theils dem Publikum dagegen zu erwägen gab. Um den Grafen Egmont, dessen menschlich ritterliche Weise ihm unter den Trägern der niederländischen Bewegung am meisten behagte, in seinem Sinne zur Hauptfigur zu erheben, mußte er ihn in einen solchen Charakter umwandeln, der solche Eigenschaften besaß, die einen Jüngling besser zieren als einen Mann in Jahren, einen Unbeweibten besser als einen Hausvater, einen Unabhängigen mehr als Einen, der, noch so frei gesinnt, durch mancherlei Verhältnisse begrenzt ist. Als er ihn nun so in seinen Gedanken verjüngt, von allen Bedingungen los gebunden hatte, gab er ihm die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich selbst, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen und so die Gunst des Volkes, die stille Neigung einer Fürstin, die ausgesprochne eines Naturmädchens, die Theilnahme eines Staatsklugen zu gewinnen, ja selbst den Sohn seines größten Widersachers, der unter dem Schein der Sorge für das Staatswohl seinen Neid vernichtend walten läßt, für sich einzunehmen.

Das Verhältniß des fast zur Hauptfigur herausgearbeiteten Clärchens zu Egmont hielt er ausschließlich; er setzte ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehöre, als in die Sinnlichkeit; er ließ sie als Heldin auftreten; sie geht im innigsten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nach und wird endlich durch einen verklärenden Traum vor seiner Seele verherrlicht, eine Erscheinung, die nur vorstelle, was in dem schlafenden Gemüth des Helden vorgehe, so daß dieser Traum stärker als Worte ausdrücke, wie sehr Egmont sie liebe und schätze, da das liebenswürdige Geschöpf nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf gehoben werde.

Das Ganze überblickend, bemerkt der Dichter noch, aus dem Conflict, in dem das Liebenswürdige untergehe, das Gehaßte triumphiere, öffne sich die Aussicht, daß hier ein Drittes hervorgehe, das dem Wunsche aller Menschen entsprechen werde, die Freiheit, die Egmonts Tod den Provinzen verschaffte.

Die Singspiele.

Auch Claudine von Villa Bella unterzog Goethe in Italien einer Ueberarbeitung für die Sammlung seiner Schriften. Er hatte die Forderungen an sich selbst gesteigert und konnte es nicht über sich gewinnen, das Spiel in der ersten Form zu erhalten. Das Lyrische darin war ihm werth; es zeugte ihm von vielen zwar thöricht, aber glücklich verlebten Stunden, wie von dem Schmerz und Kummer, welchen die Jugend in ihrer unberathenen Lebhaftigkeit ausgesetzt ist. Der prosaische Dialog wollte ihm jetzt nicht mehr behagen. Er studierte mit dem Componisten Kayser erst recht die Gestalt des Singspiels und berechnete alles auf das Bedürfniß der lyrischen Bühne, alle Personen in einer gewissen Folge, in einem gewissen Maß zu beschäftigen, so daß jeder Sänger Ruhepunkte genug habe, und andre Dinge, denen die Italiener allen Sinn des Gedichts aufzuopfern kein Bedenken trugen. Er wünschte, daß es ihm gelungen sein möge, durch ein nicht ganz unsinniges Stückchen jene musikalisch-theatralischen Erfordernisse zu befriedigen. Die zur völligen Umdichtung gewordene Ueberarbeitung sandte er Anfang Februar 1788 nach Deutschland, wo sie noch im selben Jahre im fünften Bande der Schriften erschien.

Aus dem Schauspiel mit Gesang war ein Singspiel geworden, die Zahl der handelnden Personen beschränkt, die des Chores vervielfältigt, der Schauplatz nach Sicilien verlegt und alles in fünffüßige Jamben oder in lyrische Verse gebracht. Schon diese Veränderung mußte den Charakter des Stücks, in dem der kecke Vagabund die Hauptfigur gewesen, vornehmer machen. Alle sprechen nun wie Tasso oder Iphigenie, nur daß die Situation den Inhalt ihrer Gespräche nicht so heben konnte, wie es der idealischen Form entsprochen hätte. Das Grundmotiv des Entlaufens ist beibehalten, aber anders gewandt. Crugantino, der nun Rugantino heißt, ist vom Vater aus unbekannten Gründen verstoßen und auf ein Geringfügiges seiner Erbschaft herabgesetzt. Er schwärmt noch auf Abenteuer umher, aber er stiehlt nicht, sondern hat anfänglich seine Genossen von seinen Renten, dann mit dem, was ihr Fleiß, ihre List und Klugheit den Männern und Weibern abgelockt, unterhalten. Jetzt sind ihnen die Garden des Fürsten von Rocca Bruna auf den Fersen und die Bissen sind schmal geworden.

Pedro, der jüngere Bruder Rugantinos, vom Vater testamentarisch sehr bevorzugt, ist ausgezogen, den ältern

zu suchen und mit ihm die Erbschaft zu theilen. Er ist als Gast auf Villa Bella und liebt Claudine, die Tochter des Besitzers Alonzo, ohne sich zu erklären. Die beiden neidischen Nichten sind in eine Lucinde zusammengezogen, die wohlwollende Freundschaft für Claudine hegt und ihre Liebe zu dem unbekannten Abenteurer ihr gesteht. Rugantino hat einen Anschlag, sie zu entführen, während sein Genoß Basco sich mehr für gewaltsame Herbeischaffung von Existenzmitteln interessiert zeigt. Die sehr verschiedne Denkungsart beider führt zu Wortwechsel, Zwist und Spaltung der Bande, deren geringere Zahl sich zu Rugantino, die größere zu Basco schlägt. Jener hat sich nach dem Schlosse aufgemacht, um Lucinden zu verlocken, und trifft mit dem scheidenden Pedro draußen zusammen, verwundet ihn und läßt ihn durch seine Leute wegführen.

Nach dieser Begebenheit trifft Alonzo den wandernden Citherspieler, der sich unwissend stellt, anfangs auch schroff entgegnet, aber dann in höflicher Weise seine Einladung ins Schloß zu veranlassen weiß. Dort singt er wie sein älteres Vorbild, auch dieselben Lieder. Inzwischen berichten Pedros Diener von dem Unfall ihres Herrn und der Besitzer des Schlosses schickt sich zum Nachsetzen an. Rugantino erbietet sich zur Begleitung und zeigt seine Waffen, die der Schloßherr ihm, als zu unbedeutend, höflich abzunehmen weiß, um sie, wie er äußert, durch tüchtigere zu ersetzen. Als er den Gast entwaffnet hat, gebietet er dessen Gefangennahme; dieser aber zieht einen zurückbehaltnen Dolch, setzt ihn auf Claudinens Brust und erzwingt so das Versprechen des Alten, ihn frei und sicher aus dem Schlosse zu begleiten.

Den gefangen gehaltenen Pedro tröstet Claudine mit einem bewegten Billet, als Basco mit seinen Leuten herbeikommt und Pedros Gepäck als Beute bringt. Er löst es gegen hohe Versprechungen aus und vermißt nur eine

Ledertasche mit Briefen und Documenten, die, während sie gesucht wird, Rugantino herbeibringt und ihren Inhalt liest. Er erkennt aus den Adressen, daß sein Bruder Pedro der Besitzer ist, und dieser gibt sich zu erkennen, worauf auch Rugantino sich mit einem von der Mutter empfangenen Ringe als den ältern Bruder Carlos ausweist. Er hofft durch die Fürsprache seines Bruders zu den Füßen des Königs Gnade zu finden und getröstet auch Basco derselben.

Dieser aber traut den Aussichten nicht und läßt sich lieber mit Geld abfinden. Fortwandernd trifft er auf Claudinen, die sich dennoch aufgemacht hat, um Pedro zu pflegen. Basco sucht die schöne Beute für sich zu gewinnen, aber Pedro und Carlos hindern ihn durch ihre Dazwischenkunft. Claudine fordert sie auf, nach Lucinde, die ihr in Männerkleidung zur Seite gewesen, aber verloren gegangen, sich umzusehen. Diese ist wiederum Basco in die Hände gefallen, wird jedoch von Carlos befreit und sammt allen übrigen von den Garden des Herzogs von Rocca Bruna gefangen genommen, wobei Claudine in Ohnmacht fällt, als sie ihren herbeikommenden Vater erblickt. Sie erholt sich indessen bald und beide Paare werden vereint, worauf Alonzo die Garden entfernt, die nur aus Versehen seinen Grund und Boden betreten haben. 'Die ganze Schlußentwicklung, bemerkt Goethe ausdrücklich, welche die Poesie nur kurz andeuten darf und die Musik weiter ausführt, wird durch das Spiel der Acteurs erst lebendig.' Es klingt, als sei er der Arbeit müde geworden und habe sie so rasch als möglich abschütteln wollen.

Man sieht leicht, daß es die Absicht bei der neuen Bearbeitung war, Pedro und besonders Rugantino zu veredeln; deshalb ist jenem die Sorge für die Auffindung des Bruders, die in der frühern Form ein alter Freund des Hauses übernommen hatte, selbst zugetheilt, und auch

Carlos-Rugantino richtet sein Auge nicht mehr auf ein Wesen, das uns keine Theilnahme einflößen kann, sondern eine Claudinen an Gemüthsart gleichstehende Freundin, deren Wünsche wir erfüllt zu sehen von Anfang an hoffen durften. Die Motive für Rugantinos Herumschwärmen sind weggefallen, auch seine Gesangslust hat kein äußeres Motiv mehr. Der zurückgelassenen Cither wird so wenig gedacht, wie des Durchschlagens. Alles Herabwürdigende ist auf Basco geladen, der bei der schließlichen Entwicklung sich von dem Volke vor langer Weile wegsehnt.

Das Ganze ist feiner, gehobener, künstlicher geworden, glätter im Aeußern, aber auch kälter, und es kann eigentlich keine Wahl sein zwischen der jüngeren Form und dem älteren jugendlich frischen, an dem Grundelement des Stücks, dem Vagabundenleben, herzliche Lust sprudelnden Schauspiele.

Die ausführliche Vergleichung mag sich damit rechtfertigen, daß an einem redenden Beispiele zu zeigen war, wie sich die idealistische Behandlung eines ursprünglich nicht idealistisch aufgefaßten Stoffes ausnehmen mußte.

Erwin und Elmire war auf dem Liebhabertheater in Weimar bald nach Goethes Ankunft aufgeführt. Goethe dichtete dazu 'neue Arien' und zwar zur ersten Scene für Olympia und Elmire, die in die Werke nicht aufgenommen wurden, auch bei der Umarbeitung ganz unberücksichtigt blieben. Diese fand im Spätjahr 1787 unter Kaysers Beirath in Rom statt. Am 10. Januar des folgenden Jahres gieng die Handschrift nach Deutschland ab. Das Singspiel erschien im fünften Bande der Schriften (1788) und wurde seitdem nicht wieder verändert.

Wenn bei Claudine von Villa Bella der Stoff einer idealisierten Form nur widerwillig sich fügte, so ist das bei Erwin weniger der Fall. Die elegische Idylle an sich war einer zarteren Behandlung fähig und die neue

Gestalt hat den richtigern Ausdruck gefunden. Die Mutter Olympia ist sammt allen Discursen über Erziehung verschwunden; mit ihr der Vertraute Bernardo. Dagegen ist in Rosa und Valerio ein Liebespaar aufgestellt, dessen Schicksal sich ungesucht mit dem der Titelfiguren verbindet.

Die eifersüchtige Rosa hat (damit beginnt das Stück) ihre Leidenschaft so eben überwunden und sich mit Valerio versöhnt, so daß er selbst nun von sich wie von einem Schauspiel für die Götter singen kann. Ihr eignes Glück führt beide auf das Leid ihrer Freundin Elmire und Erwins, von denen sie nun berichten, was Elmire in der früheren Form von sich selbst ausgesagt hatte. Aber diese verstärkt das Gefühl der Schuld durch Anführung von Einzelnheiten, über deren Lieblosigkeit ihr erst jetzt die Augen aufgehen.

Während des Gesprächs, das sie mit Valerio führt, wandelt die kaum versöhnte Rosa wieder die Laune der Eifersucht an. Sie entfernt sich, so daß sie nicht hört, was Valerio von dem Eremiten erzählt, den er einst im Gebirge getroffen und bei dem er für Elmire Trost, für Rosa Besserung hofft. Diese kehrt zurück und läßt ihre Laune gegen Valerio spielen, so daß, um Glück und Pein auf einmal zu enden, er sie verläßt. Ein Knabe bringt seinen Abschiedsbrief. Der bestürzten Rosa entdeckt Elmire, wo er zu finden sein werde, und beide machen sich auf, ihn und Trost bei dem Eremiten zu suchen, der im zweiten Act sich in Erwin zeigt. Er klagt um das Verblühen seiner Rosen.

Valerio, unwissend, den Freund zu finden, ist gekommen um seine Locken als Symbol seiner Jugend und ihres Glücks zu opfern und freut sich nun des Wiedersehens. Er erblickt die heransteigenden Mädchen von einem Diener begleitet. Elmire lehnt sich wegemüde an einen Baum,

die rüstigere Rosa schreitet rasch voran aufwärts. Sie ist freudig bewegt, Valerio zu finden, er aber verweist sie zum Schweigen und geduldigem Abwarten. Dem Freunde aber verheißt er Elmirens Liebe und beredet ihn zur Verkleidung. Ein ungetragnes Gewand des Eremiten, das noch in der Zelle hieng, und Valerios Locken als Bart müssen diese bewerkstelligen. Indessen tritt Elmire mit ihrem alten, erweiterten Liede auf und beichtet. Die Versöhnung beider Paare schließt sich daran.

Man sieht, die äußere Maschinerie des früheren Stücks ist hier mit psychologischen Motiven vertauscht. Wie dort Bernardo alles zum fröhlichen Ausgange leitete, führen hier die Charaktere die Entwicklung herbei. Jeder einzelne Zug ist, wenn auch nur leicht angedeutet, fester, gehaltner, und alles fügt sich ungezwungener in einander. Die Sprache ist gehobener, geistiger, als früher, und die schönen Worte, die allen handelnden Personen geliehen werden, sind wie diese selbst, denen der Gestalten im Tasso ebenbürtiger. Wie bei Claudine ist auch hier durchweg alles in Versen abgefaßt, während in dem älteren Stücke Vers und Prosa wechselten.

Rom in Thüringen.

Ueber die mit der Heimkehr nach Weimar beginnende, wenig erfreuliche Periode ließe sich viel, vielleicht mehr als über eine frühere oder spätere sagen; es wird aber genügen, dieselbe, ohne schrittweise Verfolgung des Einzelnen nach Jahren und Tagen, mit wenigen Strichen abzuthun. Am 13. Juli 1788 schloß Goethe seine Gewissensehe mit Christiane Vulpius (geb. 6. Juni 1764) und zog sich, seine übrigen Verbindungen einschränkend, verstimmend

und verbitternd, in sein Haus und auf seine wissenschaftlichen Beschäftigungen zurück. Der Hof wurde ihm verdrießlich. Des Herzogs Neigung zum Militärwesen hatte er nie gebilligt; indem er sie jetzt gewähren lassen mußte, brachte er Opfer, die ihm nicht angenehm waren, jedoch nicht besonders viel an Theilnahme kosteten. Er folgte dem Fürsten 1790 nach Schlesien, 1792 in die Campagne nach Frankreich und im folgenden Jahre zur Belagerung von Mainz.

Die Folgen der französischen Revolution, die ihm mehr widrig als furchtbar war, wie sehr er später auch den Eindruck in gesteigerter Weise darzustellen pflegte, drangen auch in seine geselligen Kreise, so daß er sich um so lieber davon sonderte. Mit Wieland hatte er einst 'göttlich reine Stunden' verlebt; jetzt existierte derselbe fast nicht mehr für ihn. Für Herder bewahrte er immer Theilnahme und Wohlwollen, aber Herders hypochondrische Weise und die Elektra-Natur seiner Frau gestatteten kein reines Verhältniß auf die Dauer. Bald war, aller äußerlichen Courtoisie ungeachtet, ein Zustand der gegenseitigen Kälte eingetreten, die sich auf Herders Seite bis zum stillen Grimm steigerte. Auch mit Knebel, der während Goethes Abwesenheit in dessen Garten gestatthaltert, drohte sich die Freundschaft zu trüben, als Goethe einige gespreizte Mittheilungen über lächerliche Beobachtungen der Blumen an gefrornen Fensterscheiben, die Knebel im Merkur veröffentlicht hatte, in derselben Zeitschrift mit graziöser Laune abfertigte. Doch wurden die Wolken wieder verscheucht und Knebel blieb bis zum Ende Goethes treuer Verehrer. Frau v. Stein, die noch während der Reise die innigste Vertraute gewesen, fand sich durch Goethes Verhältniß zu dem 'armen Geschöpf', wie er seine Frau nannte, beleidigt und brach mit ihm. Am 7. September 1788 war sie mit ihm noch bei Lengefelds in Rudolstadt, wo Schiller Goethe zum

erstenmale begegnete; aber schon im Februar lehnte sie seinen Besuch ab. Es kam zu brieflichem Bruch, der im Juni 1789 stattfand.

In seinem Hause hatte Goethe sich eine kleine Welt nach seinem Sinne geschaffen; er suchte die Alten nachzuahmen, so gut es in Thüringen gehen wollte. Ueber das unerfreuliche Aufsehen, das diese Lebensweise in dem kleinen Weimar machte, tröstete sich Goethe im Verkehr mit seinen neuen Freunden. Auf der Heimkehr aus Italien kam Moritz nach Weimar, an dessen kleiner Schrift 'Ueber die bildende Nachahmung des Schönen' Goethe Antheil hatte, wie er sie denn auch 'zusammengerückt, mit Köpfchen und Schwänzchen versehen' für die Literaturzeitung anzeigte. Moritz war recht der Prophet der Frauen, denen er die Kunstwerke erschloß, indem er sie lehrte, dieselben vom Mittelpunkt aus zu betrachten, was Herder, der damals in Italien war, weder klar noch erquickend fand: 'Wir sind weiter!'

Auch Meyer kam aus Italien zurück und wurde Goethes Hausgenoß und treuer, bis zum Ende aushaltender Freund, mit dem er vorzugsweise seine Ideen über bildende Kunst durcharbeitete, aber auch alle seine sonstigen Unternehmungen durchsprach und zur Reife brachte.

Die Verhältnisse zu den entfernten Freunden gestalteten sich eigenthümlich. Kaum war Goethe in Weimar angelangt, als er für den ältesten seiner Freunde, für Merck in Darmstadt, in peinlichen Verhältnissen thätig werden mußte. Merck war in unangenehme Geldverwicklungen gerathen und wandte sich, Hülfe erflehend, in erschütternden Briefen nach Weimar. Der Herzog, von Goethe gestimmt und ohnehin geneigt zu helfen, sagte für eine bedeutende Summe gut. Nach einiger Zeit gab Merck die Bürgschaft zurück, um des Herzogs Vertrauen für andre wichtigere Fälle nicht wankend zu machen. Er erschoß sich am 27. Juni 1791.

Zu Jacobi hätte Goethe gern das alte Verhältniß befestigt, und in der That gelang es, ein leidliches herzustellen, das sich durch Goethes persönliches Erscheinen in Pempelfort im Jahr 1792 und 1793 ganz erfreulich anließ, aber wegen der Grundverschiedenheiten zwischen beiden doch immer den Todeskeim in sich trug, immer mehr ein Ausgleichen und Zudecken, als, woran Goethe gelegen sein mußte, ein gemeinschaftliches resolutes Streben darstellte. Im Grunde stand er ganz einsam, da das Höchste und Tiefste, was ihn bewegte in keiner Brust einen tönenden Widerhall fand. Denn der einzige Meyer war Goethen gegenüber weder selbstständig, noch productiv anregend.

Schiller, der sich aus der Ferne zeigte, stieß Goethen ab, wenn auch schwerlich in dem Grade, wie Goethe in den Tages- und Jahresheften die Sache schildert, da er die ältere Literatur Schillers wohl kaum kannte. Peinlich mußte ihm freilich die Schillersche Recension seines Egmont in der Allgemeinen Literaturzeitung sein, wenn er dieselbe überhaupt gelesen hatte; denn Schiller tadelte vorzugsweise die Schilderung Egmonts, der aus Liebe zu seiner Familie die Flucht verschmähte, als eines Libertins und leichtfertigen Lebemenschen. Goethe hatte kürzlich seine Gewissensehe geschlossen und mußte, wenn nicht sich, doch seine Lebensanschauung aus der Person seines Helden heraus verurtheilt sehen. Schiller wurde, doch wohl schwerlich, um ihn von Weimar zu entfernen, schon im December 1788, durch ein Rescript der Regierung, das Goethe ihm mittheilte, vorläufig angewiesen, sich auf eine 'Professur der Geschichte in Jena' einzurichten. Bald folgte die förmliche Ernennung, die ohne Goethes Zustimmung nicht denkbar ist; Schiller selbst, der hier sehr gute Quellen hatte, versicherte, Goethe habe die Sache selbst mit Lebhaftigkeit befördert und ihm Muth gemacht.

So wenig diese Zeichen auf eine Abneigung deuten,

so wenig Folgerungen auf eine persönliche Neigung sind daraus zu ziehen; denn die Thatsache steht fest, daß ein persönlicher Verkehr in freundschaftlichem Geiste noch mehrere Jahre lang mangelte, weniger zu Schillers Nachtheile, der sich nun selbstständiger ausbilden und Goethe richtiger verstehen lernen konnte; mehr entbehrte jedenfalls Goethe, da während der Entfernung sein poetischer Mensch so zu sagen in ihm auftrocknete.

Im ersten Nachklang der italienischen Reise war zwar Tasso als würdiges Seitenstück zu Iphigenie vollendet; aber schon als die Ausarbeitung des Faust beginnen sollte, versagte entweder die Lust oder die Kraft. Goethe entschloß sich 'aus mehr als einer Ursache' ihn als Fragment zu geben. Künstlers Apotheose wurde im Herbst 1788 in Gotha fertig.

Die poetische Hauptbeschäftigung bildeten Erotika, die in solcher Masse zuströmten, daß in einem Briefe vom 20. November 1789 an den Herzog schon von der hundertunderſten Elegie seiner immer wachsenden Büchlein' die Rede war. Die Römischen Elegien sind nur eine Auswahl aus dieser Fülle und nicht in Rom, sondern in Thüringen gedichtet und erlebt. Die entschiedene Sinnlichkeit derselben mit der allerdings hohen künstlerischen Vollendung bilden zugleich Seiten- und Gegenstück zu Iphigenie und Tasso.

Die rücksichtslose Offenheit dieser sinnlichen Richtung, die sich auch in andern gleichzeitigen Gedichten kund gibt, ist weder zu verdammen noch zu beschönigen. Es war Goethe einmal Lebensbedürfniß, jede Stufe und Phase seines Lebens dichterisch festzuhalten, und die Elegien sind neben den Epigrammen aus Venedig, die auf und nach der Reise entstanden, welche Goethe zur Einholung der aus Italien wiederkehrenden Herzogin Mutter nach Venedig machte, später aber mit anderartigen als erotischen

Bestandtheilen durchmischt wurden, jedenfalls die am meisten poetischen Erzeugnisse dieser Periode, wogegen die übrigen gegen die französische Revolution und ihre Wirkungen in Deutschland geschriebenen Sachen nicht verrathen, daß Goethe vor Kurzem auf classischem Boden ein neuer Mensch geworden.

Der Groß-Cophta war ursprünglich auf eine Oper 'die Mystificierten' angelegt. Ganz von der possenhaften Seite war die Wirkung der französischen Revolution im Bürgergeneral, vielseitiger und tiefer in den Aufgeregten aufgefaßt. In den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten kommen ernstere Betrachtungen zu Worte. Die auf denselben Stoff gebauten Entwürfe eines Romanes (die Reisen der Söhne Megaprazons) und die Novelle (das Kind mit dem Löwen) zeigen die beginnende Neigung, sich mit großen die Zeit bewegenden Dingen in der Form des Symbolischen und Allegorischen abzufinden, die Sachen also in einer Wolke oder hinter Schleiern zu verhüllen, während die Aufgabe der Poesie nur sein kann, die in Schleier gehüllten Schicksale in echten und rechten Menschengestalten dem Auge und Herzen entschleiert vorzuführen, oder die Welt in den menschlich gebildeten Geschicken, Ränken, Listen, Freuden und Leiden der Thierwelt abzuspiegeln, wie Goethe es in dem Reineke Fuchs, dem heitern Abglanz dieser verdüsterten Periode, gethan hat.

Damit war der Kreis seiner poetischen Productionen durchmessen. Im Uebrigen trieb es ihn mehr als jemals zur Naturwissenschaft. Es war ihm sehr Ernst in allem, was die großen ewigen Verhältnisse der Natur betrifft. Er wunderte sich, daß in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölkchen Poesie über seinem Scheitel schweben blieb; ja er gieng so weit, seine dichterischen Beschäftigungen ein Verderben des Lebens und der Kunst im schlechtesten Stoff in der deutschen Sprache, zu nennen.

Naturwissenschaftliche Studien.

Bevor die Darstellung zur näheren Betrachtung jener vorhin genannten Dichtungen gelangt, ist eine Uebersicht über den Gang der naturwissenschaftlichen Studien erforderlich, über deren Veranlassungen und Erfolge Goethe selbst reichhaltige Nachrichten gegeben; meistens jedoch in seinen spätern Jahren, sich der früheren Vorgänge mühsam erinnernd und unter dem Eindruck unerfreulicher Erfahrungen.

Was er erstrebte und erreichte, fand geringe Anerkennung oder wurde verworfen. Man wollte dem Unzünftigen nicht einräumen, was die Zünftigen anders beschlossen hatten, besonders dem Dichter nicht, dessen Phantasie mit der strengen Forschung für unvereinbar gehalten wurde. Was er klar und deutlich vor sich sah, erklärte man für Hirngespinste, allenfalls für Ideen, mit denen in der ernsten Wissenschaft nicht weiterzukommen sei. Der bloße Einfall genüge nicht; es bedürfe der mühevoll erworbenen Erfahrung, und diese traute man ihm nicht zu. Und doch hatte er sich sorgfältig genug vorbereitet, als er zuerst mit einer naturwissenschaftlichen Arbeit in den Kreis der Gelehrten trat. Den Verkehr mit Medicinern in Leipzig darf man freilich nicht hoch anschlagen; höher kaum den Besuch medicinischer Collegien und den Umgang mit Medicinern in Straßburg. Wenn hier auch wirklich positive Kenntnisse gesammelt wären — woran jedoch zu zweifeln — so verloren sie sich doch wieder, da sie Jahre lang nicht geübt wurden. Erst der Verkehr mit Lavater und die lebendige Antheilnahme an dessen großem physignomischen Werke verursachte ein genaueres Studium der Osteologie, jedoch in Goethes damaliger Weise.

Er machte geistreiche, treffende Bemerkungen über Einzelnes aus einer allgemeinen Anschauung heraus, ohne sich bei Untersuchungen des Einzelnen aufzuhalten. Doch

ist es in diesem Werke das Verdienst Goethes, die Physiognomik, die sich auf ganz unbestimmte Dinge, vorzüglich auf die weichen Theile des Kopfes und das Auge gründete, bestimmter auf die Knochentheile zurückgeführt zu haben, wodurch die verschwimmende Theorie etwas Festeres erhielt. Er ließ sich schon in die vergleichende Zoologie ein, verbreitete sich über Thierschädel und über den Geschlechtsunterschied der Menschen von den Thieren. Indeß auch diese Anfänge, denen ein methodisches Studium nicht vorausgieng, wurden nicht weitergeführt, als Goethe in weimarische Dienste getreten war.

Ernstlichere Absichten verfolgte er bei seiner ersten Harzreise 1777, beim Besuch der Bergwerke, wobei ihm schon die Wiederaufnahme des Ilmenauer verschütteten Bergwerks vorschweben mochte. Doch knüpften sich vorläufig noch keine Folgen daran. Im September des nächsten Jahres erwähnt er, daß ihn in Jena Steine und Pflanzen mit Menschen zusammengebracht haben. Im October läßt er durch einen Schäfer Moose von allen Sorten mit den Wurzeln suchen, um sie fortzupflanzen. Ein lebendigeres Interesse, ja schon eine kräftige Bestimmtheit spricht sich im Frühjahr 1780 aus. Er nennt Büffons Epochen der Natur ganz vortrefflich, acquiesciert dabei und leidet nicht, daß jemand sage, es sei eine Hypothese oder ein Roman; keiner solle etwas gegen ihn im Einzelnen sagen, als der ein größeres und zusammenhängenderes Ganze machen könne. Wenigstens scheine das Buch weniger Hypothese zu sein als das erste Buch Mosis.

Im November sammelt er 'neuerdings für Mineralogie' und bittet Lavater um etwas vom Ueberfluß seines Bruders. Im October 1781 zeichnet er Anatomie und ist fleißig in Ermangelung eines Bessern. Loder erklärt ihm alle Beine und Muskeln und er faßt viel in wenigen Tagen. Zwei Unglückliche, schreibt er dem Herzog, waren

uns eben zum Glück gestorben, die wir denn auch ziemlich abgeschält und ihnen von dem sündigen Fleische geholfen haben.' Das Gelernte will er verwerthen. Er schreibt an Merck und Lavater gleichlautend, er habe sich vorgenommen, den nächsten Winter mit den Lehrern und Schülern der Zeichenakademie den Knochenbau des menschlichen Körpers durchzugehen, sowohl um ihnen als sich zu nutzen, sie auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sittlicher Dinge zu erkennen und zu suchen. Zugleich behandle er die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen lasse; dabei habe er den Vortheil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und sich über Dinge, die ihm werth seien, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten.

Im December spricht er von 'seinem neuen Roman über das Weltall', den er durchdacht habe, und den er zu dictieren wünscht. Einiges davon schrieb Frau v. Stein nach; es sind die Aphorismen über die Natur, die im 32. Stück des Tiefurter Journales erschienen und in die nachgelassenen Werke aufgenommen wurden. Es sprechen sich darin schon alle die Grundansichten aus, die Goethe stets festgehalten hat: Die Werkstätte der Natur ist unzugänglich; jedes ihrer Werke hat ein eignes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff, und doch macht alles Eins aus. Die Natur hat gedacht und sinnt beständig: aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eignen, allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand ablauschen kann. Die Menschen sind alle in ihr und sie in allen. Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht. Ihre Krone ist die Liebe, nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sie verschlingen. Sie hat alles

isoliert, um alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos. Sie ist alles.'

Als Goethe der Aufsatz fast fünfzig Jahre später vorgelegt wurde, vermißte er darin nur die Erfüllung, die Anschauung der zwei großen Triebräder aller Natur, den Begriff von Polarität und von Steigerung.

Am 25. Mai 1782 liest er im Linné von den Fischen, das erstemal, daß dieser Name erwähnt wird. An der botanischen Philosophie Linnés naschte er in der Folge, und hatte 1785 das Buch noch nicht der Reihe nach gelesen, wie er denn nicht leicht ein Buch auslas, und dies wohl am wenigsten, da es nicht zum Lesen, sondern zum Recapitulieren gemacht war.

Viel Vergnügen machten ihm (Juni 1782) 'die allerliebsten Briefe' Rousseaus über Botanik, worin diese Wissenschaft auf das Faßlichste und Zierlichste einer Dame vorgetragen wurde, 'recht ein Muster, wie man unterrichten soll.' Indeß machten ihm 'die Steine' damals viel zu schaffen. Er gerieth ins Gedränge, 'sah alle Tage mehr, daß man zwar auf Büffons Wege werde fortgehen, aber von den Epochen, die er setze, abweichen müssen.' Die Sache wurde ihm immer complicierter. Er war zwar überzeugt, daß der Granit die Basis unserer bekannten Oberfläche sei, aber man werde doch wohl nachgeben und einen secundären Granit statuiren müssen, wie ihn der Abbé Soulavie aufgestellt.

Goethe machte im Verein mit Voigt, der ihn in allen positiven Vorkenntnissen unterweisen mußte, selbst chemische Versuche, die Natur des Granits zu erkennen. Aber er hatte zu wenig chemische Kenntnisse und auch zu wenig Zeit sich in der Literatur umzusehen. Was er hin und wider in Journalen sah, machte den Eindruck, als wenn man mit allgemeinen und treffenden Ideen noch ziemlich

zurück sei. Er selbst hatte 'die allgemeinsten Ideen und gewiß einen reinen Begriff, wie alles auf einander steht und liegt, ohne Prätension, auszuführen, wie es aufeinander gekommen.'

Auf einer Harzreise im Herbst 1783 fand er, daß er mit seinen Speculationen 'über die alte Kruste der neuen Welt auf dem rechten Wege' war. Er unterrichtete sich, 'so viel es die Geschwindigkeit erlaubte,' und hielt es für das Beste, seine Gedanken darüber aufzuzeichnen. Einen Aufsatz über den Granit dictierte er im Januar 1784, ganz im poetischen Stile.

Auch von Seite der Paläontologie suchte er der Erdbildung beizukommen, wozu ihn Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, die damals in der Arbeit begriffen waren, vorzüglich mit anregten. Merck, Knebel und Andre wurden aufgefordert auf die Versteinerungen Acht zu haben und dadurch zur Erweiterung der Wissenschaft beizutragen. Wie man diese vorweltlichen Studien damals auffaßte, deutet ein Brief der Frau von Stein an Knebel vom Mai 1783 an: 'Herders neue Schrift macht wahrscheinlich, daß wir erst Pflanzen und Thiere waren; was nun die Natur weiter aus uns stampfen mag, wird uns wohl unbekannt bleiben. Goethe grübelt jetzt gar denkreich in diesen Dingen, und jedes, was erst durch seine Vorstellungen gegangen ist, wird äußerst interessant. So sind mir's durch ihn die gehässigen Knochen geworden und das öde Steinreich.' Zu den Knochen kehrte er gern zurück. Am 27. März machte er eine Spazierfahrt nach Jena. Er verglich mit Loder Menschen- und Thierschädel und machte mit unsäglicher Freude die wichtige und schöne Entdeckung, daß auch der Mensch den Zwischenknochen der obern Kinnlade habe wie Säugethiere. Es war ein alter Streit über diesen Knochen, der, zwischen die beiden Hälften des Oberkiefers eingeschoben, die Schneidezähne trägt. Bei allen Säugethieren hatte man ihn gefunden; beim Menschen allein sollte der Oberkiefer aus Einem Stücke bestehen. In dieser osteologischen Verschiedenheit erkannten die größten Anatomen der neueren Zeit den einzigen osteologischen Unterschied zwischen Menschen und Affen. Goethe konnte der Natur eine solche Ausnahme nicht zutrauen, denn er gieng von der Idee des Ganzen aus, und konnte sich nicht erklären, warum dieser Knochen, der doch auch beim Menschen die Schneidezähne trug, gerade hier als solcher fehlen solle. Nicht der Knochen an sich interessirte ihn, sondern die Durchführung eines Bildungsgesetzes. Er fand nun, daß dieser Zwischenknochen im frühen Alter sichtbar sei, späterhin aber verwachse, doch sichtbare Näthe hinterlasse, was sich, als der Oberkieferknochen mit Säuren behandelt wurde, noch deutlicher herausstellte. Er arbeitete die Abhandlung im Laufe des Sommers 1784 aus, ließ durch den Kupferstecher Waiz die erforderlichen Zeichnungen anfertigen, unter Loders Aufsicht eine lateinische Uebersetzung machen und sandte die 'Inauguraldissertation' an Freunde und an den berühmtesten Anatomen der Zeit, an Camper, um ihm eine Weihnachtsfreude zu machen.

Seine Erwartungen wurden tief herabgestimmt. Alle leugneten die Richtigkeit der Entdeckung. Camper schrieb an Merck, um die Schrift drucken zu lassen, sei der Gegenstand nicht interessant genug für die Wissenschaft. 'Der Zwischenknochen existiert beim Menschen nicht.' Merck zweifelte, Sömmering schrieb einen 'sehr leichten Brief.' 'Er will mir's gar ausreden.' Goethe sandte Knochenpräparate, glaubte aber an keine Bekehrung und schrieb im Unmuth an Merck: 'Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine fünf Sinne ableugnet. Es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, sondern um das, was man davon sagt.'

Diese Ansicht von den Fachgelehrten hat er sein Lebelang festgehalten und nur allzuoft bestätigt gefunden. Die Sache selbst, um die es sich hier zunächst handelte, blieb unentschieden, weil Goethes Abhandlung ungedruckt blieb. Erst 1820 veröffentlichte er sie im ersten Bande seiner Zeitschrift 'Zur Naturwissenschaft' und erst 1831 erschien sie in den Verhandlungen der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher in ihrer ursprünglichen Gestalt mit den bildlichen Erläuterungen. Seitdem zweifelt kaum noch ein Osteolog an der Richtigkeit der Entdeckung.

Goethe ließ sich durch die laue, ja gegnerische Aufnahme seiner Abhandlung in seinen Untersuchungen oder der Ausbildung seiner Ideen nicht irre machen. Besonders beschäftigte ihn der Mineralgeist. Auf seiner Harzreise im Herbst 1784 hatte er den Maler Kraus bei sich, der alle Felsarten, 'wie sie dem Mineralogen interessant sind,' zeichnete. Diese Zeichnungen hat Goethe später beschrieben. Er berichtete damals der Freundin, seine Ideen über die Bildung der Erde seien bestätigt und berichtigt und er könne sagen, daß er Dinge gesehen, die, sein System bestätigend, ihn durch ihre Neuheit und ihre Größe in Erstaunen gesetzt. Er sei nicht anspruchsvoll genug, um zu glauben, daß er die Ursache der Existenz dieser Erscheinungen gefunden habe, aber er werde eine Uebereinstimmung der Wirkungen ans Licht bringen, die einen gemeinsamen Grund vermuthen lasse, und es werde dann die Aufgabe besserer Köpfe sein, denselben näher kennen zu lehren. Nach seinem neuen System erklärte er seinem kleinen Reisegefährten die zwei ersten Bildungsepochen der Welt, ein Versuch, durch den die Materie bei ihm selbst mehr Klarheit und Bestimmtheit gewann.

Dann ruhte die Mineralogie und im Jahre 1785 trat die Botanik dafür ein, der er auch bis zur italienischen Reise treu blieb. Er prüfte im Beginn des Jahres mit dem

Mikroskope die Versuche Gleichen-Rußwurms nach, secierte Cocusnüsse und durchdachte die Materie vom Pflanzensamen, so weit seine Erfahrungen reichten. Die Lücken derselben suchte er durch Lectüre älterer Schriften über Pflanzenzeugung zu ergänzen, arbeitete an einer kleinen botanischen Abhandlung, um Knebel lebhafter in das Interesse zu ziehen, und machte 'hübsche Entdeckungen und Combinationen, die manches berichtigten und aufklärten,' wußte aber nicht recht, 'wo mit hin?' In Karlsbad, wohin er den pflanzenkundigen J. G. Dietrich mitnahm, wurden die Studien eifrig fortgesetzt und erhielten nach der Rückkehr durch Hill, den wandernden Philologen, den Hamann in die Welt gesandt und der auf seiner Rückkehr aus Rom in Weimar vorsprach, neue Anregung. Goethe lernte seine Abhandlung von Ursprung und Erzeugung junger treibender Blumen kennen, worin das Phänomen durchwachsender Blüten, was Goethes spätere Theorie 'bestätigte,' anders dargestellt war, als er selbst es in der Folge kennen lernte.

Das Buch der Natur wurde ihm immer lesbarer, sein langes Buchstabieren hatte ihm geholfen; nun rückte es auf einmal und seine stille Freude war unaussprechlich. So viel Neues er fand, fand er doch nichts Unerwartetes, es paßte alles und schloß sich an, weil er 'kein System' hatte und nichts wollte, als die Wahrheit um ihrer selbst willen.

Die Blumen gaben ihm (im Sommer 1786 in Ilmenau) wieder gar schöne Eigenschaften zu bemerken; er sah, daß es ihm gar hell und licht werde über alles Lebendige. Es zwang sich ihm alles auf, er sann nichts mehr darüber, es kam ihm alles entgegen, und das ungeheure Reich simplificierte sich ihm in der Seele, daß er bald die schwerste Aufgabe gleich weglesen konnte. Es war kein Traum, keine Phantasie; es war ein Gewahrwerden der wesent-

lichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt. Er wünschte sich nur Zeit in dem kurzen Lebensraum und getraute sich dann, es auf alle Reiche der Natur, auf ihr ganzes Reich, auszudehnen.

Mit dieser Stimmung gieng er nach Karlsbad und von Karlsbad nach Italien. Noch im September in Padua, bei der neu ihm entgegentretenden Mannigfaltigkeit, wurde der Gedanke immer lebendiger, daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln könne. Hierdurch allein werde es möglich werden, Geschlechter und Arten wahrhaft zu bestimmen, welches, wie ihn dünkte, bisher sehr willkürlich geschah. Auf diesem Punkte war er mit seiner botanischen Philosophie stecken geblieben und sah noch nicht, wie er sich entwirren wollte. Die Tiefe und Breite dieses Geschäftes schien ihm völlig gleich. Auf dem Lido von Venedig überraschte ihn der zugleich massig und strenge, saftige und zähe Wuchs der blauen Meerwurz. So spät die Jahreszeit wurde, so freute er sich doch seines Bischens Botanik erst recht in diesem Lande, wo eine frohere, weniger unterbrochene Vegetation zu Hause ist. Er machte 'recht artige, ins Allgemeine gehende Bemerkungen.' Der Februar brachte ihm (in Rom) Blumen aus der Erde, die er noch nicht kannte und neue Blüten von den Bäumen. Seine 'botanischen Grillen' bekräftigten sich an allem diesem und er war auf dem Wege, neue schöne Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur aus dem Einfachen das Mannigfaltigste entwickelt.

In Palermo (17. April 1787), Angesichts der Pflanzen, die er sonst nur in Kübeln und Töpfen zu sehen gewohnt war, fiel ihm 'die alte Grille' wieder ein, ob er nicht unter dieser Schaar die Urpflanze entdecken könne. 'Eine solche muß es denn doch geben: woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach Einem Muster gebildet wären.' Er bemühte sich zu untersuchen, worin denn die vielen abweichenden Gestalten von einander unterschieden seien, und er fand sie immer mehr ähnlich als verschieden. Wollte er seine botanische Terminologie anbringen, so gieng das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte ihn nur unruhig, ohne daß es ihm weiter half.

Nach der Rückkehr aus Sicilien vertraut er Herder aus Neapel, 17. Mai 1787, daß er dem Geheimniß der Pflanzenzeugung ganz nahe und daß es das Einfachste sei, was nur gedacht werden könne. 'Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige sehe ich auch schon im Ganzen und nur noch einige Punkte müssen bestimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die consequent sein müssen, das heißt, die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten, und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.'

Knebel kündigte er im August aus Rom eine Pflanzenharmonie an, durch welche das Linné'sche System aufs schönste erleuchtet, alle Streitigkeiten über die Form der Pflanzen aufgelöst, ja sogar alle Monstra würden erklärt werden. Im October wiederholt er demselben Freunde, er werde immer sicherer, daß die allgemeine Formel, die er gefunden, auf alle Pflanzen Anwendung erleide. Doch brauche es zur völligen Ausbildung dieser Idee noch Zeit. Was er im Norden nur vermuthet und mit dem Mikroskop

gesucht, sehe er dort mit bloßen Augen als eine zweifellose Gewißheit. Er habe eine Nelke gefunden, aus welcher vier andere vollkommene Nelken mit Stielen und allem, daß man jede besonders hätte abbrechen können, hervorgewachsen, 'ein höchst merkwürdiges Phänomen, und meine Hypothese wird dadurch zur Gewißheit.'

Diese Hypothese arbeitete er im Spätjahr 1789 in Weimar aus; sie erschien als 'Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären,' 1790 in Gotha, da der Leipziger Verleger seiner Schriften den Verlag abgelehnt hatte. Goethe entwickelt darin, daß die Pflanze aus dem Blatt als dem Grundorgane hervorgehe und ihre weiteren Entfaltungen nur Ausdehnungen und allmähliche Verengungen dieses Organes seien. Dasselbe Organ, heißt es S. 115, welches am Stängel als Blatt sich ausgedehnt und eine höchst mannigfaltige Gestalt angenommen hat, zieht sich im Kelche zusammen, dehnt sich im Blumenblatt wieder aus, zieht sich in den Geschlechtswerkzeugen zusammen, um sich als Frucht zum letztenmal auszudehnen.' Es war seine Absicht, was er im Allgemeinen aufgestellt, in der Folge einzeln ordnungsgemäß und stufenweise dem Auge bildlich darzustellen und auch dem äußeren Sinn zu zeigen, daß aus dem Samenkorn dieser Idee ein die Welt überschattender Baum der Pflanzenkunde sich leicht und fröhlich entwickeln könne.

Allein die kalte Aufnahme der Schrift, in der das Mißverständniß eine Anweisung zum Arabeskenzeichnen fand oder eine Metamorphose wie die Ovidischen zu finden hoffte, kühlte ihn selbst ab. Seine poetischen Schöpfungen konnte er ohne Erwartung von Beifall in die Welt senden, bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten wollte er Zustimmung finden. Diese blieb aus, wenigstens erfuhr er nichts davon.

In der später (1807) geschriebenen Einleitung spricht

er seine 'Hypothese' schärfer und bestimmter aus: 'Jedes Lebendige ist kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit; selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen, selbstständigen Wesen, die der Idee, der Anlage nach gleich sind, in der Erscheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können. In dem uns einfach erscheinenden Samen erblickt man schon eine Versammlung von mehreren Einzelnheiten, die man einander in der Idee gleich und in der Erscheinung ähnlich nennen kann.'

Er steht dicht an der Erklärung, welche die spätere Wissenschaft geliefert hat, und fand sie nur nicht, weil das Mikroskop noch nicht ausgebildet genug war, um das eigentliche Organ des Pflanzenlebens, die Zelle, zu entdecken.

In der Art seines botanischen Werkchens, das in der Folge vielfache Zustimmung gefunden, setzte er seine Betrachtungen über alle Reiche der Natur fort und wandte alle Kunstgriffe an, die seinem Geiste verliehen waren, um die allgemeinen Gesetze, wonach die lebendigen Wesen sich organisieren, näher zu erforschen. Und doch führte mitunter der Zufall weiter, als das Forschen. Auf der Reise nach Venedig, wie er an Herders Frau (4. Mai 1790) schreibt, trat ein solcher Zufall ein. Sein Diener Paul Goetze hob auf dem Judenkirchhof ein Stück Thierschädel auf und machte einen Scherz damit. Goethe 'kam einen großen Schritt in der Erklärung der Thierbildung vorwärts.' In den kleinen Abhandlungen zur Naturwissenschaft im Allgemeinen (1823) berichtet er genauer, daß sich hier die Erkenntniß des Schädelbestandes aus Wirbelknochen vollendet habe. Die drei hintersten habe er bald erkannt, aber an jenem zerschlagenen Schöpsenkopf augenblicklich gewahrt, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seien, indem er den Ueber-

gang vom ersten Flügelbeine zum Siebbeine und den Muscheln ganz deutlich vor Augen gesehen. Da habe er denn das Ganze im Allgemeinsten beisammengehabt.

Er verfolgte nun eifriger die Construction des Typus, dictierte das von der Osteologie ausgehende Schema einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie (1796), worin der Typus aufgestellt und das Gesetz ausgesprochen wurde, daß keinem Theile etwas zugelegt werden könne, ohne daß einem andern dagegen etwas abgezogen werde und umgekehrt.

Ueber jene Entdeckung der Schädelwirbel erhob sich in der Folge, als Oken dieselbe 1807 'tumultuarisch' aussprach, ein Prioritätsstreit. Daß die frühere Entdeckung Goethe gebührt, ist aus dem angeführten Briefe sicher. Wenn Oken, ganz in ähnlicher Weise wie Goethe, die Entdeckung selbstständig machte, so wiederholte sich nur, was schon bei dem Zwischenknochen geschehen war, den Autenrieth in Tübingen, ohne etwas von Goethes Schrift zu wissen, 1797 gleichfalls gefunden hatte.

Schauspiele.

Die naturwissenschaftlichen Studien machten Goethe jedenfalls mehr Freude, als die Einrichtung des Schauspiels in Weimar, dessen Direction er am 1. Mai 1791 übernommen hatte. Dort durfte er hoffen, etwas Reelles und Bleibendes zu liefern, während hier die vorübergehende Theatererscheinung nicht einmal ihre Wirkung in dem Augenblicke äußerte, für den sie bestimmt war. Bald wurde ihm die „Theaterqual" lästig und drückend und doch widmete er sich ihr mit der löblichen Anstrengung eines Directors, der für das Vergnügen des Hofes, das Behagen des Publikums

und den Vortheil der Kasse zu sorgen hat. Er pflegte, was C. W. Weber ganz naturgemäß findet, zuerst die Oper und zwar die komische und Zauberoper, gewöhnte dadurch das Publikum wie die Schauspieler an das Rhythmische, indem er durch Vulpius italienischen und französischen Opern einen deutschen, geschmackvollen Text unterlegen, die Musik vom Capellmeister Kranz durchsehen und auf diese Weise singbar gemachte Stücke auf die Bühne bringen ließ. Wie sehr er dadurch dem allgemeinen Geschmack entgegenkam, zeigte sich darin, daß andre Theater die „so verbesserten Singspiele" verlangten. Von höheren Kunstzwecken war nicht die Rede, und es konnte darauf auch nicht abgesehen sein, da der reine Geschmack, wie er sich in Goethe's Iphigenie offenbart hatte, in Weimar beim Publikum wie bei den Schauspielern unter das langweilige Genre gerechnet wurde und die charakteristische Kunst Shakespeares selbst Goethe zu fremdartig erschien, als daß es damals über einige Versuche damit hinausgekommen wäre. Es blieb die liebe Mittelmäßigkeit herrschend.

Nach den Aeußerungen, die Goethe in der Beschreibung der Campagne in Frankreich, so wie in den Tages- und Jahresheften, Berichten später Zeit, über den unaussprechlichen Eindruck macht, welche die berüchtigte Halsbandgeschichte auf ihn gehabt habe, daß sie ihn wie das Haupt der Gorgone erschreckt, daß ihm in dem unsittlichen Hof- und Staatsabgrunde, der sich dort eröffnet, die greulichsten Folgen gespensterhaft erschienen seien, die er geraume Zeit nicht habe los werden können — nach Aeußerungen der Art sollte man annehmen dürfen, daß sich in der dramatischen Behandlung des Stoffes wohl ein entsprechender Ausdruck werde finden lassen. Betrachtet man aber den Großcophta und die Geschichte dieses erst 1791 geschriebenen Stückes, so zeigt sich eine Erwartung der Art keineswegs bestätigt. Man darf dabei freilich nicht

übersehen, daß jene Aeußerungen erst später als dreißig Jahre nach der Begebenheit niedergeschrieben sind. Gleichzeitige Aeußerungen lassen erkennen, daß Goethe nur von dem Räthselhaften der berüchtigten Geschichte angezogen wurde. Als das Dunkel gelichtet war, verlor die Begebenheit den Reiz des Ungewissen.

Er gesteht selbst, daß er dem 'Ungeheuren eine heitere Seite abzugewinnen' im Jahre 1789 für die Behandlung des Stoffes 'die Form der komischen Oper' gewählt, die sich ihm schon längere Zeit als eine der vorzüglichsten dramatischen Darstellungsweisen empfohlen gehabt. Die Oper wurde begonnen, einige Baßarien (die cophtischen Lieder) von Reichardt componiert, 'aber da waltete kein froher Geist über dem Ganzen, es gerieth in Stocken, und um nicht alle Mühe zu verlieren, schrieb er ein provisorisches Stück,' und zwar ein Stück für die 'analogen Gestalten der neuen Schauspielergesellschaft,' die er bei Uebernahme der Weimarischen Theaterleitung vorfand.

Der Cardinal Rohan tritt als Domherr, die betrügerische Lamothe als Marquise, die mißbrauchte Oliva als Nichte auf, und daß unter dem Großcophta niemand als Cagliostro zu verstehen ist, ergibt sich von selbst. Mit großer Bühnenkenntniß ist das Stück ausgearbeitet, aber der 'furchtbare und zugleich abgeschmackte Stoff' war wenigstens nicht von der furchtbaren Seite dargestellt; nur das Unsittliche der Gesellschaft, an sich allerdings furchtbar genug, und die Mystification traten hervor. Beifall fand das Stück nirgends, dennoch bekannte Goethe die Absicht, dasselbe wenigstens alle Jahr einmal als Wahrzeichen aufführen zu lassen, wie es denn in Weimar wirklich auch mehreremale wiedergegeben ist. Für Goethe war das Stück so interessant, weil er darin mit der Thaumaturgie abschloß. Die Welt hatte längst damit abgeschlossen und nichts konnte im Sommer 1791 grundloser sein, als die

Klage über das erbärmliche Schauspiel, wie die Menschen nach Wundern schnappen, um nur in ihrem Unsinn und ihrer Albernheit beharren zu dürfen und um sich gegen die Obermacht des Menschenverstandes und der Vernunft wehren zu können.

War der Großcophta ohne Beifall geblieben, so traf der Bürgergeneral, ein Lustspiel in einem Acte, das 1793 anonym erschien, auf entschiedenen Widerspruch. Goethe nennt es die 'zweite Fortsetzung der beiden Billets.' Diese einactige Posse hatte Chr. Lebr. Heyne, der unter dem Namen Anton Wall schrieb, nach einem Nachspiel des Grafen Florian schon 1783 für den achten Theil von Dyks komischem Theater der Franzosen bearbeitet und in der Folge in dem 'Stammbaum,' mit Beibehaltung der drei Personen, Schnaps, Görge, Röse, und unter Hinzufügung von Röse's Vater Märten, fortgesetzt. Die kleinen Stücke fanden auf der deutschen Bühne allgemeinen Eingang. In keinem von beiden war irgend ein politisches Element berührt.

Die beiden Billets sind ein Lottobillet, das eine Terne gewonnen, und ein Liebesbillet, beide in Görge's Besitz. Schnaps, der das Lottobillet stehlen will, vergreift sich und stiehlt das Liebesbillet. Er spinnt daraus eine pfiffige Intrigue, lügt Röschen vor, wie höhnisch sich Görge damit bei andern Mädchen breit gemacht habe und weiß die Gläubige dahin zu bringen, daß sie den zum Manne wählen will, der im Besitz ihres Billets ist. Da Görge sich sicher glaubt, geht er die Abrede ein, findet aber nur das Lottobillet, während Schnaps das andere aufweist. Görge wird also zornig abgewiesen. Da ihm Röschen mehr gilt als der Gewinn des Geldes, was bei Schnaps der umgekehrte Fall, bewegt er diesen zum Austausch der Billets, eilt nach Röse zurück und erzählt ihr den Vorgang. Gerührt von seiner aufopfernden Liebe erhört sie ihn

und weiß unter einem Vorwande dem Schnaps auch das Lottobillet wieder aus der Hand zu spielen, worauf das Liebespaar ihn mit Schimpf und Schande heimschickt.

Ebenso harmlos ist die Fortsetzung. Schnaps erscheint bei Märten mit Trauerflor und liest ihm einen Brief, worin 'der ostindische Gouverneur in Surinam mit der ersten reitenden Post, franco Batavia,' anzeigt, daß Schnapsens Vetter gestorben und ihn zum 'Universalerben ab intestato' eingesetzt habe; zugleich fügt er den Stammbaum der Schnäpse bei, deren erster Ahnherr von Karls des Großen Tochter oft in ihr Schlafgemach durch den Schnee getragen worden ist; der zweite hat Kaiser Rudolph von Schwaben die rechte Hand abgehauen, die noch in Merseburg gezeigt wird u. s. w. Schnaps stammt im siebten Gliede von dem Ersten ab und führt deßhalb eine 7 im Wappen. Mit diesen Aufschneidereien beredet er den Alten, ihm Röse zur Frau zu geben, und verheißt ihm die Würde eines Geheimen Landrichters. Bei der Verbindung soll ihm der Alte nichts geben als die hundert Souverains, die er liegen hat, und nur als Reisegeld — alles im tiefsten Geheimniß. Indessen stiehlt Schnaps dem Görge, der den Gewinn aus der Stadt geholt hat, während er mit Röse tändelt, die Beutel vom Karren, steckt sie in den Barbiersack und entfernt sich. Görge aber hat Verdacht auf ihn, steigt bei ihm ein und findet den Barbiersack mit dem Gelde, aber auch einen Brief darin, der als Begleitbrief zu jenem grotesken Fabrikat gedient hat, das ein College von Schnaps angefertigt, um dem Alten die hundert Goldstücke abzuschwindeln. Diesem gehen die Augen auf. Schnaps redet sich damit aus, es sei ein Scherz gewesen, er habe mit dem Richter um zwei Groschen gewettet, daß der Alte zu schlau sei, um sich prellen zu lassen.

Die Possen selbst sind längst vergessen und eine Inhaltsangabe schien deßhalb schon erforderlich, um das Verhältniß Goethes zu seinem Vorgänger kenntlich zu machen.

Auf Wunsch des Schauspielers Beck und ganz eigentlich für diesen nahm Goethe den Charakter des Schnaps wieder auf und ließ ihn ein weiteres Abenteuer bestehen. Die Liebenden sind verheirathet und glücklich. Schnaps ist der arme ränkevolle Schlucker geblieben. Eine alte französische Uniform nebst Freiheitsmütze und Nationalkokarde, die er sich zu verschaffen gewußt, dienen ihm, als er sich bei Märten eingeschlichen, zur Beglaubigung der Lüge, daß er vom Jacobinerclub zur Anwerbung von tausend Mann Revolutionsmacher aufgefordert und darüber zum Bürgergeneral gesetzt sei. In dieser vorausgenommenen Würde sucht er ein Frühstück zu ergaunern. Er erbricht, um die Revolution zu versinnbildlichen, den Milchschrank und bereitet sich aus dem Rahm, der Schlippermilch, Brod und Zucker, die er den Reichen, dem Mittelstande, dem Adel und der Geistlichkeit vergleicht, die Suppe der Freiheit und Gleichheit, wird aber vor dem Genuß des Gerichtes durch den derben Knittel des Bauern vertrieben. Der Lärm ruft Richter und Edelmann herbei, von denen der Erstere durch sein amtseifriges Benehmen den vermeinten Revolutionsbrand erst recht auszubreiten im Begriff ist, während Goethe durch den Mund des Letzteren seine eigne beruhigende Ansicht ausspricht, daß ein jeder bei sich anfangen möge, er werde dann viel zu thun finden.

An sich ist gegen das Lustspiel nichts einzuwenden, es ist in Anlage und Ausführung ein Muster- und Meisterstück. Aber es rief bei den Zeitgenossen die lauteste Mißbilligung hervor, und die Freunde des Dichters redeten sich ein, er sei gar nicht der Verfasser und er habe nur aus Grille seinen Namen und einige Federstriche einer sehr subalternen Production zugewendet. Diesen Zweiflern,

die durch die anonyme Herausgabe bestärkt wurden, und den Beurtheilern überhaupt schien es Goethes Genius nicht würdig, ein Ereigniß von so ungeheurer weltgeschichtlicher Bedeutung wie die französische Revolution, alle ihre Auswüchse zugegeben, in ein possenhaftes Lustspiel zu bringen; der Gegenstand war zu ernsthaft, zu gegenwärtig, um eine solche Behandlung zu ertragen.

Man gieng aber weiter, indem man Goethe wegen dieses heitern Bildes, wegen dieser abseits von der Straße der Weltgeschichte liegenden grotesken Figur, die alle Schrecken der Revolution nachäfft, um — ein Frühstück zu erlangen, wie für ein abgelegtes politisches Glaubensbekenntniß, gegen den Strom der Zeit, in Anspruch nahm. Wenn auch! Wer würde denn heute nicht unterschreiben, was hier über die Wirkung der Revolution auf kleine ungebildete und ungesittete Parasiten der Menschheit gesagt ist?

Anders liegt die Sache freilich, wenn man den Werth der Posse mit Goethes Dichterwerth maß; die Gattung erschien tief unter ihm; er wetteiferte mit einem Autor wie Wall; er schrieb einem Schauspieler, wie man sagt, eine Rolle auf den Leib. Ja, wenn er nach Faust und Iphigenie nur solche Possen geschrieben hätte! Der Reichthum des Dichters, ich wiederhole es, besteht nicht darin, nur viel in derselben Gattung zu geben, sondern jede Gattung zu behandeln, als wäre er für sie geboren. Mit 'den beiden Billets' wollte auch Schiller wetteifern; er hat gleichfalls eine Posse mit Schnaps als Hauptfigur entworfen. Und wo wäre denn in der dramatisch-theatralischen Literatur eine große Figur oder eine kleine, die nicht einem Schauspieler auf den Leib geschrieben würde. Jeder Dichter sieht eine lebendige Person vor Augen, wenn er Personen schafft. Es wäre der dramatischen Literatur in aller Weise förderlich, wenn die lebendigen

Personen, die dem Dichter vorschweben, nicht bloß in der Einbildung lebten, sondern auf der Bühne stehen und gehen könnten. Wir hätten viele schwächliche Creaturen und ungeheuerliche Zerrbilder weniger.

In den Aufgeregten, einem unvollendeten politischen Drama, zog Goethe breitere Schranken, um die politische Bewegung der Zeit zu erfassen und, wie sie ihm erschien, in lebendigen Gestalten vor Augen zu stellen. In einem kleinen abgelegenen Winkel der Erde, um einen kleinen Proceß, den die Bauern gegen ihre Gutsherrschaft führen, sollte sich das verkleinerte Bild der Revolution und ihrer hemmenden und treibenden Kräfte abspiegeln. Die Auswahl der Charaktere war reich und treffend; die Herrschaft, die Beamten, das Volk wurden geschildert und ganz, wie es dem Dichter gebührt, mit Gerechtigkeit.

Die Gräfin, die ihres unmündigen Sohnes Güter, nicht ihre eignen, verwaltet, ist in Paris gewesen und hat von dort mildere Gesinnungen mitgebracht. Sonst hat sie es leichter genommen, wenn die Herrschaft Unrecht hatte und im Besitz war. Seitdem sie aber bemerkt hat, wie sich Unbilligkeit von Geschlecht zu Geschlecht so leicht aufhäuft, wie großmüthige Handlungen meistentheils nur persönlich sind und der Eigennutz allein gleichsam erblich wird; seitdem sie mit Augen gesehen hat, daß die menschliche Natur auf einen unglücklichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann: so hat sie sich fest vorgenommen, jede einzelne Handlung, die ihr unbillig erscheint, selbst streng zu meiden und unter den Ihrigen, in Gesellschaft, bei Hofe, in der Stadt, über solche Handlungen ihre Meinung laut zu sagen. Sie will zu keiner Ungerechtigkeit mehr schweigen, keine Kleinheit unter einem großen Scheine ertragen, und wenn sie auch unter dem verhaßten Namen einer Demo-

kratin verschrieen werden sollte. Sie wünscht dem unangenehmen Streite mit den Unterthanen in Billigkeit ein Ende gemacht zu sehen; sie denkt und handelt großmüthig, wie es dem ansteht, der Macht hat.

Anderer Art ist ihre Tochter, deren wilde unbändige Gemüthsart den Umgang mit ihr unangenehm und oft sehr verdrießlich macht; dagegen ist ihr edles Herz, ihre Art zu handeln aller Achtung werth; sie ist heftig, aber bald zu besänftigen, unbillig, aber gerecht, stolz, aber menschlich, das Abbild ihres Vaters; in ihrem wilden, aber edeln Feuer so schwer zu behandeln, wie ihr Bruder leicht. Kurz von Entschlüssen ist sie ebenso bereit, auf die Anführer mißvergnügter Bauern zu schießen, wie einem Schurken, der sich durch eine förmliche Untersuchung durchzuwinden wissen würde, mit der Büchse in der Hand das Geständniß seiner Niederträchtigkeit abzupressen, die zum Vortheil ihrer Familie ersonnen ist, von deren Früchten sie aber nichts ernten mag.

Diesen entschiedenen Charakteren ist in der Person des Barons ein weniger ausgeführter beigesellt, wie sie im Geleit der Macht aufzutreten pflegen, ein leichtsinniger Patron, der die allgemeine Verwirrung für seine Sinnlichkeit auszunutzen trachtet. Neben und unter ihnen stehen die Beamten, der Hofrath, der Amtmann. Jener, der ein Bürger ist und es zu bleiben denkt, der das große Gewicht des höheren Standes im Staate anerkennt und zu schätzen Ursache hat, ist eben deßwegen unversöhnlich gegen die kleinlichen neidischen Neckereien, gegen den blinden Haß, der nur aus eigner Selbstigkeit erzeugt wird, prätentiös Prätentionen bekämpft, sich über Formalitäten formalisiert und, ohne selbst Realität zu haben, da nur Schein sieht, wo er Glück und Folge sehen könnte. Er sieht nicht ein, wenn alle Vorzüge gelten sollen, Gesundheit, Schönheit, Reichthum, Verstand, Talente, Klima,

warum dann der Vorzug nicht auch eine Art von Gültigkeit haben soll, von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entsprungen zu sein. Das will er sagen, wo er eine Stimme hat, und wenn man ihm auch den verhaßten Namen eines Aristokraten zueignete.

Sein Gegenbild, der Amtmann, der in heuchlerischer Treue der Herrschaft keinen Finger breit von ihrem Rechte vergeben will, der aber ohne Bedenken ein Document, auf das die Unterthanen ihr Recht gründen, bei Seite bringt und in Processe so verliebt ist, daß er sich allenfalls einen kaufen würde, um nicht ganz ohne dieses Vergnügen zu leben. Einem solchen 'erzinfamen Spitzbuben' läßt sich nur begegnen, wie die junge Gräfin ihm begegnet.

Und nun diesen Herrschenden und Regierenden gegenüber das Volk, das unter dem Drucke leidet, zu leiden glaubt oder Vortheil davon zu ziehen sucht, die Bauern vom Entschlossenen, Schwankenden, Feigen und Getreuen repräsentiert unter Leitung des Dorfbaders Breme von Bremenfeld, des Enkels von jenem politischen Kannengießer Breme, dessen 'große Talente' boshafte pasquillantische Schauspieldichter (Holberg) nicht sehr glimpflich behandelt haben. Breme ist, wie seine verständige Nichte ihn schildert, ein guter Mann, aber seine Einbildungen machen ihn oft höchst albern, besonders seit der letzten Zeit, da jeder ein Recht zu haben glaubt, nicht nur über die großen Welthändel zu reden, sondern auch darin mitzuwirken. Sie kennt den 'guten Mann' aber nicht ganz, da sie nicht weiß, daß er die Bauern aufwiegelt, um ein kleines Capital, das er der Kirche schuldet, von der Gemeine erlassen zu sehen, sonstige kleine Vortheile zu gewinnen und vor allen Dingen, um seiner Eitelkeit Genüge zu leisten. Es ist der Barbier Schnaps in veredelter Form.

Mit Vorliebe behandelt der Dichter Bremes Nichte Louise, 'dieses vorzügliche Frauenzimmer', die sich kein anderes Verdienst beilegt, als daß sie sich in ihr Schicksal zu finden weiß. Ihre Gesinnungen sind ganz häuslich, die einzigen, die sich für den Stand schicken, der ans Nothwendige zu denken hat, dem wenig Willkür erlaubt ist.

Der fünfte Act ist nur in den Grundzügen entworfen; die Hauptscene des dritten Actes, wo sich alle im Scherz als Nationalversammlung constituieren, deren Ende nahe an Schlägerei hinstreift, ist leider auch nur angedeutet. Die Revolution selbst ist nicht zu Stande gebracht, aber es sind genug treibende und hindernde Kräfte in Thätigkeit gesetzt, um ein reiches bewegtes Lebensbild zu schaffen. Für Goethe selbst waren die bisher genannten Zeitstücke eigentlich nur Schwingenproben. Erst in Hermann und Dorothea wurde er des vielfach angefaßten Stoffes in vollendeter dichterischer Form mächtig, den er in der 'Natürlichen Tochter' nochmals aufnahm, aber nun in veränderter, symbolischer Darstellung.

Die Weltbegenheiten selbst waren zu massenhaft aufgetreten, um sich in Formen menschlicher Gestalt fassen zu lassen. Goethe ließ sie, wie im Traume, vorübergehen und faßte sie, wo er sich ihnen näherte, als allegorische Erscheinungen. Die ausgebildete Form dieser Behandlungsweise zeigt sich im zweiten Theil des Faust und in einem Festspiele, das er nach dem Kriege dichtete.

Unterhaltungen.

Im Jahr 1793 begann Goethe die 'Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten', setzte dieselben im nächsten Jahre fort und schloß sie im Jahr 1795 mit dem

Märchen ab. Sie erschienen im ersten Jahrgange von Schillers Horen 1795 und wurden dann unverändert 1808 in den zwölften Band der gesammelten Werke aufgenommen.

Eine deutsche Adelsfamilie, vom linken Rheinufer vor den Franzosen geflüchtet, befindet sich, nachdem diese zurückgedrängt, Frankfurt befreit und Mainz eingeschlossen, im Frühjahr 1793 auf einem am rechten Rheinufer belegenen Gut der Baronesse von C. seit längerer Zeit zum erstenmale wieder in einer behaglichen Lage, soweit die unsichre Zeit es gestattet. Aber die innere Verschiedenheit der Ansichten über politische Gegenstände läßt einen dauernden Zustand nicht aufkommen. Ein Vetter des Hauses, Karl, ist ein leidenschaftlicher Verfechter der Revolutionsideen, deren Verwirklichung ihn freilich selbst vertrieben hat. Von ihm vorzüglich geht der Unfrieden aus. Er geräth mit einem verehrten Gaste der Baronesse über die Franzosen und Mainzer Clubbisten heftig aneinander und veranlaßt durch sein hitziges, alle Gebote des guten Tons vernachlässigendes, allen Pflichten der Gastfreundschaft Hohn sprechendes Benehmen den Gegner, das Haus plötzlich zu räumen. Die Geselligkeit ist gestört, Unbehagen an die Stelle getreten. Unmuthig spricht die Baronesse ein ernstes Wort und verbannt jedes politische Gespräch aus der allgemeinen Unterhaltung. Ein alter Geistlicher übernimmt die Kosten derselben und erzählt zu diesem Zwecke einige Geschichten, zuerst eine Gespensterhistorie, der sich einige von Andern erzählte Anekdoten ähnlichen Inhalts anschließen, dann eine moralische Novelle, darauf eine kleine Familiengeschichte und zuletzt ein Märchen; mit Ausnahme des letzten alles einfach, plan, klar, faßlich; das Märchen hingegen dunkel, verwirrend und deshalb wie der zweite Theil des Faust den Deutungsversuchen der Erklärer am meisten Spielraum bietend.

Den Rahmen der 'Unterhaltungen' fand Goethe bei den ältern Novellisten des Orients und Occidents vor. Irgend eine bestimmte Veranlassung führt Menschen zusammen, unter denen, bis die Veranlassung aufhört, Geschichten erzählt werden. Darauf beruhen die alten indischen Vetalgeschichten, die Fabeln des Bidpai, das Papagaienbuch, die sieben weisen Meister, Tausend und eine Nacht, der Decameron des Boccaccio, Chaucer, die unvollendeten Gartenwochen des Cervantes und zahlreiche andre Novellenbücher, die eine solche bestimmte Veranlassung an die Spitze stellen und die aufhören, wenn der König Vikram nicht mehr zu antworten weiß, wenn der Sohn wieder sprechen und sich gegen die Stiefmutter rechtfertigen darf, wenn die Pest zu Florenz aufhört oder sonst auf irgend eine Weise der gleich zu Anfange vorhergezeigte Schluß gekommen ist.

Bei Goethe ist kein Abschluß; die Geschichten hätten noch lange fortgeführt werden können, bis zum Schlusse der französischen Revolution, bis zur Einnahme von Mainz, bis zur Versöhnung Karls mit dem Gegner oder zu einem andern Punkte, auf dem man keine fernere Novelle erwarten durfte. Goethe selbst fühlte diesen Mangel der Form; er nennt die 'Unterhaltungen' einen 'fragmentarischen Versuch' und in einem Briefe an Schiller vom 3. Februar 1798 sagt er, es liege ihm ein halb Dutzend Märchen und Geschichten im Sinn, die er als zweiten Theil der Unterhaltungen seiner Ausgewanderten bearbeiten und 'dem Ganzen noch auf ein gewisses Fleck helfen werde.' Auch in dem Eingange selbst liegen Momente genug, die auf eine weitere Ausführung der Rahmenerzählung zu schließen berechtigten. Weder Louises noch Friedrichs Verhältnisse werden weiter entwickelt, und bei der Oekonomie in Goethes Compositionen ließ sich erwarten, daß er selbst mit den Leuten der Baronesse, die gleich

Anfangs lebendig, wenn auch nur als Nebenpersonen, eingeführt werden, weitergehende Absichten verfolgen wollte.

Der Eingang der 'Unterhaltungen' ist für ein Glaubensbekenntniß Goethes über die französische Revolution genommen und deshalb verurtheilt worden. Goethe gibt dem Verfechter der Revolution, Karl, allerdings Unrecht, aber nicht aus materiellen, sondern aus formellen Gründen, Karl verletzt das Gastrecht, er wünscht der Guillotine in Deutschland eine gesegnete Ernte; er wird gegen den Geheimerath persönlich beleidigend.

Man hat aber gar nicht nöthig, Goethe zu entschuldigen; er tritt offenbar auf die Seite, die der hitzige Revolutionsfreund angreift; er bekennt sich schon dadurch, daß er einem Verfechter der Neufranken die Unarten beilegt, die Karl zeigt, selbst zum Gegner der von diesem verfochtenen Sache. Und warum sollte er nicht? War es denn 1793 zu billigen, wenn sich ein Deutscher Angesichts des Mainzer Vaterlandsverraths für die Sache der Revolution erklärte? Kam nicht alles so, wie es Goethe von den Franzosen voraussagen läßt? Sie interessirten sich bei der Capitulation von Mainz nicht im geringsten um das Schicksal der Verräther des Vaterlandes und überließen sie den alliierten Siegern.

Aber der Rahmen ist nicht fertig geworden. Wohin Goethe mit seinen Personen zielte, ist nicht sicher zu bestimmen. Hat er mit ihnen auch die Resultate ziehen wollen, welche man in seinen Prämissen erkennen will, die Verurtheilung der Terroristen; wer ihn darüber selbst verurtheilt, steht ihm nicht ohne Leidenschaft entgegen und kann schon deshalb nicht Richter über ihn sein.

Die eingelegten Erzählungen sind entlehnte. Die erste von der Sängerin Antonelli ist einer Begebenheit nacherzählt, welche die Schauspielerin Clairon erlebt haben will. Goethe kannte den Bericht der Clairon aus

einem französischen Unterhaltungsblatt; Frau v. Stein erkannte beim ersten Anblick die Geschichte wieder und wunderte sich, wie Goethe dazu komme, eine so bekannte Geschichte für ein so respectables Journal wie Schillers Horen beizusteuern. Ihr waren auch die aus Bassompierres 'sehr bekannten Memoiren' entlehnten Geschichten nicht neu; sie wunderte sich nur, wie man dergleichen für Gespenstergeschichten ausgeben könne, da sie doch körperlich genug seien. So urtheilte damals die Gesellschaft und so urtheilt sie noch heute. Die künstlerische Form, die diese 'Geschichten' in Goethes Behandlung erhalten haben, blieb unbeachtet. Auch bei der Klopfgeschichte, die 'Bruder Fritz' erzählt, fiel der Frau von Stein sogleich die Quelle ein; 'Herr von Pannewitz' hat sie erzählt; sie hat sich im Hause seiner Eltern zugetragen. Daß diese Erzählung, in welcher der Spuk mit einem sehr energischen Mittel beendet wird, nur deshalb auf die unerklärt gelassene von der Antonelli folgt, um mit etwas Scherzhaftem abzuwechseln, läßt sich leicht erkennen. Entlehnt ist auch die Geschichte von der jungen einsamen Frau und dem tugendhaften Procurator, der um die Sinnlichkeit der verliebten Frau zu vertreiben, ihr vorschlägt, seine Gelübde ihm zur Hälfte abzunehmen und einen Monat für ihn zu fasten. Diese in den Predigerbüchern des Mittelalters mehrfach umlaufende Geschichte nahm Goethe aus der 12. Novelle des Malespini, der seinerseits wieder aus den Cent nouvelles des burgundischen Hofes, die er plünderte, geschöpft hat. Die Entlehnung dieser Geschichten läßt vermuthen, daß auch die Familiengeschichte, in welcher der Sohn den Vater bestiehlt, sein Verbrechen aber bereut und büßt, nicht frei erfunden worden. Etwas Aehnliches liegt Ifflands Schauspiele, Verbrechen aus Ehrsucht, zum Grunde, wo der junge Ruhberg die Kasse bestiehlt und zwar aus ähnlichen Veranlassungen wie hier Ferdinand. Die innere Lösung

ist aber verschieden; Iffland läßt den Defect durch andere ersetzen und der Verbrecher darf sich entfernen, nachdem er das Versprechen gegeben, nicht Hand an sich zu legen; er nimmt das Bewußtsein der Schuld als Strafe mit sich, während hier Ferdinand durch eigne Anstrengung den Ersatz erzielt und sich innerlich läutert.

Ueberblickt man die deutsche Literatur bis zu der Zeit, in welcher Goethe diese kleinen Erzählungen niederschrieb, so treten sie als die ersten Musterstücke in ihrer Art auf; es sind die ersten Gespensterhistorien, die ersten Novellen, die ersten Familiengeschichten, die in engem Rahmen den anekdotenhaften Stoff innerlich vollständig und äußerlich mit vollkommener Objectivität behandeln; sie sind entlehnt; aber die Novellenliteratur beruht auf Tradition, und nicht der Stoff, sondern die Behandlung macht ihren Werth. Die größten Novellisten haben den geringsten Anspruch auf Selbstständigkeit in Erfindung der Stoffe; groß sind sie nur dadurch, daß sie dem vorgefundenen Stoffe eine Gestalt gegeben, welche die einzig mögliche zu sein scheint, um die in demselben liegenden Momente mit Nothwendigkeit zu begründen und allseitig zu entfalten. Nur der dramatische Dichter kann einen weiteren Schritt wagen, indem er den Stoff so umbildet, daß alles in körperlichen Gestalten unmittelbar lebendig wird. Wer aber möchte nach Goethe die Geschichte des Procurators noch einmal zu behandeln mit Glück unternehmen?

Das Märchen von der Erlösung des Prinzen und der schönen Lilie ist für ein politisches ausgegeben. Da die Politik durch das Gebot der Baronesse von den Unterhaltungen ausgeschlossen ist, erkennt man zwar, daß auch ein politischer Charakter des Märchens nicht statthaft sei; aber man hilft sich mit der Annahme, es sei hier ironisch gezeigt, daß trotz des ausdrücklichsten Verbotes die Politik dennoch eindringe, nur verhüllt. Das Ganze

soll gegen die französische Revolution gerichtet sein. Es liegen Deutungen von Hartung, Hotho, Guhrauer, Göschel, Rosenkranz, Düntzer (Herrigs Archiv 1847, 283 ff., wo man die übrigen nachgewiesen findet) und von Andern vor, aber kein Erklärer ist mit dem andern zufrieden. Es liegt auch eine Erklärung von Schiller vor, an die man sich freilich nicht kehrte. Er schreibt am 16. November 1795 an Cotta: Vom Goethischen Märchen wird das Publikum noch mehr erfahren. Der Schlüssel liegt im Märchen selbst.' An Goethe schreibt er am 29. August 1795, einige Tage nach Empfang der ersten Hälfte: 'Das Märchen ist bunt und lustig genug, und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten, „das gegenseitige Hülfeleisten der Kräfte und das Zurückweisen aufeinander," recht artig ausgeführt. Uebrigens haben Sie durch diese Behandlungsweise sich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß alles Symbol sei. Man kann sich nicht enthalten in allem eine Bedeutung zu suchen. Das Ganze zeigt sich als die Production einer sehr fröhlichen Stimmung.'

Die 'Idee,' 'der Schlüssel' wird im Märchen offen dargelegt: 'Ein Einzelner, sagt der Alte mit der Lampe, hilft nicht, sondern wer sich mit vielen zur rechten Stunde vereinigt,' und bald darauf: 'Wir sind zur glücklichen Stunde beisammen, jeder verrichte sein Amt, jeder thue seine Pflicht und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt.'

Erwägt man die thatsächliche Wirkung der vereinten Kräfte im Märchen selbst, die, daß die von der Kraft, dem Glanze und der Weisheit ausgestattete, von der Liebe gebildete Herrschaft im Tempel zur Geltung gelangt, so hat man die allgemeine Idee sicher gefunden und braucht sich dann nicht bei der Deutung der einzelnen Figuren auf bestimmte Kräfte abzumüden. Man liest ein Märchen und

zwar ein Goethesches, das, an französischen Mustern gebildet, nach diesen Mustern aufzufassen ist. Der Charakter der französischen gemachten Märchen besteht aber lediglich im freien Spielenlassen ungezügelter Phantasie, des willkürlichen Verwandelns natürlicher Kräfte, der Umkehrung der Physik. Das Schwere schwimmt leicht auf dem Leichteren, das Licht verursacht keinen Schatten u. dgl. Eine so willkürlich schaltende Einbildungskraft läßt keine sichre Deutung im Einzelnen zu und hat ihre Freude daran, mit ihren 'bunten, lustigen' Erfindungen den Deutenden zu necken.

Das ist denn auch bei dem Goetheschen Märchen der Fall. Goethe selbst hatte seinen Spaß' daran, die achtzehn Figuren dieses Dramatis als so viele Räthsel den Räthselliebenden' vorzustellen und über die einlaufenden Deutungen zu lachen. Daß Schiller über den Sinn des Märchens ununterrichtet geblieben sein sollte, ist mehr als unwahrscheinlich. Die Deutungen selbst werden freilich nicht aufhören; denn 'in dergleichen Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht soviel, als die Tollheit der Menschen ausheckt.'

Die Aufnahme des Märchens war damals eine sehr beifällige. W. v. Humboldt schreibt am 20. November 1795 an Schiller, in dem Horenhefte sei neben Schillers Elegie das Märchen das Vorzüglichste. Es strahlt ordentlich unter den Unterhaltungen hervor, und ich fürchte mich schon, wenn an diese leichte und hübsche Erzählung das grobe Fräulein wieder ihre Glossen knüpfen wird. Das Mährchen hat alle Eigenschaften, die ich von dieser Gattung erwartete, es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt hin, ist behend und artig gewandt und versetzt die Phantasie in eine so bewegliche, oft wechselnde Scene, in einen so bunten, schimmernden und magischen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem deutschen Schriftsteller sonst etwas gelesen zu haben, das dem gleich käme.' A. W. Schlegel

war davon entzückt;' für Chamisso war es 'ein wunderbar großes Ding,' es löste sich für ihn aber nur in vielfachen beweglichen Ahndungen auf, und er zweifelte, daß man es mit Zirkel und Winkelmaß in die Prosa flach gedrückt construieren oder nur in Menschensprache die Figuren nennen könne. Die Romantiker fußten auf dem Goetheschen Muster und bildeten danach ihre ebenso willkürlichen Märchen, bis man mit dem Charakter des echten, nicht gemachten Märchens genauer bekannt wurde und über jene symbolischen und allegorischen Erfindungen weniger vortheilhaft dachte.

Daß es dennoch an Erklärungsversuchen, zum Theil sehr abenteuerlicher Natur, nicht fehlen wird, bedarf bei der löblichen Gewohnheit des Gelehrten, im Unsinn selbst Methode nachzuweisen, keiner Betonung. So lange man Goethe studiert, wird jeder neue Erklärer mit einer neuen Deutung, wie im Preisschießen, nach dem Ziele zu treffen versuchen.

Reineke Fuchs.

Angeregt durch die Zeitereignisse wurde Goethe auch zu der Bearbeitung des alten Thierepos; nicht, als habe er gerade ein satirisches Spiegelbild schaffen wollen, vielmehr um sich aus dem lauten Getriebe der Zeit auf ein stilles, anmuthiges Gebiet zurückzuziehen.

Schon in frühen Jahren war Goethe durch Everdingens Kupfer zum Reineke Fuchs angezogen und mit dem alten Gedichte vertraut geworden. Im Jahre 1778 vergleicht er sich, in einem Briefe an Frau v. Stein, mit dem Bären, über dessen Treue im Reineke Fuchs weiter nachzulesen sei. Im März 1783 erhielt er durch Knebel aus einer Regensburger Auction ein schönes Exemplar des

Gedichtes, das er zehn Jahre später, nach der Hinrichtung Ludwigs XVI., wieder zur Hand nahm, um sich von der Betrachtung der Welthändel abzuziehen, was ihm auch gelang.

Hatte er sich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so erheiterte es ihn nun, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken: denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vortrug, so gieng doch alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlte sich der gute Humor gestört. Um nun das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann er alsobald eine treue Nachbildung und zwar in Hexametern, um sich über diese von Klopstock läßlich gebildete, von Voß strenger gehandhabte Versform, deren eigentliche Technik ihm räthselhaft erschien, während der Arbeit selbst praktische Aufschlüsse zu verschaffen.

Diese Art der Bearbeitung kam dem Werke sehr wohl zu statten, da die Verse ohne die Kenntniß und Nachbildung der strengeren Form viel leichter und fließender geriethen, als wenn der Dichter die metrischen Regeln über Cäsur und Diäresen gewissenhaft zu erfüllen versucht und nach Voßens Weise durch den antikisierenden Hexameter dem leichten anmuthigen schalkhaften Inhalt die schwere feierliche Form aufgezwängt hätte.

Die Arbeit gieng leicht von der Hand; schon am 2. Mai war die Vertheilung auf zwölf Gesänge fertig schematisiert und der Umfang des ganzen Gedichts auf etwa fünfthalbtausend Verse veranschlagt. Auch war manches schon ausgeführt; doch die eigentliche Ausarbeitung nahm den Sommer und einen Theil des Herbstes hin. Im September war der zweite Gesang, des Bären Honigschmaus, um präsentabel zu werden, noch der meisten Arbeit bedürftig; doch nahte sich das Gedicht, obwohl es noch viele

Mühe verursachte, der Druckerpresse. Im Juni 1794 erschien der Reineke Fuchs als zweiter Band von Goethes Neuen Schriften bei Unger in Berlin.

Schiller fand ungemeines Behagen daran, besonders um des homerischen Tones willen, der ohne Affectation darin beobachtet sei, während Körner meinte, Goethe habe bei der darauf verwandten Zeit und Mühe etwas Bedeutenderes geben können; vieles darin sei doch trocken und langweilig — ein Urtheil, das bei Körners feinem Verständniß poetischer Werke auffällig erscheinen könnte, wenn die verhältnißmäßig geringe Theilnahme des Publikums für dieses Gedicht nicht fast dasselbe andeutete.

Den Stoff hat Goethe nicht erfunden, nicht einmal entdeckt; er lag in vielen Bearbeitungen seit Jahrhunderten vor und war niemals in Vergessenheit gerathen; nur in hochdeutscher Sprache hatte er seit längerer Zeit keine Erneuerung mehr gefunden, während die niederdeutsche Fassung im nördlichen Deutschland wenigstens noch allgemein verbreitet und bekannt war.

Diese Form erscheint dem naiven Gegenstande am angemessensten, da die Thiere, die wesentlich als verkleidete Menschen handeln, doch ohne ihre specifisch thierische Natur abgelegt zu haben, nun auch durch die Sprache den unteren Volksschichten anzugehören scheinen und ihre derbere Natur auch den derberen Ausdruck findet. In der hochdeutschen Fassung erscheinen sie wie verfeinert und mancher kräftige Zug mußte der Sprache der allgemeinen Bildung und der Decenz schon vor Goethe geopfert worden, gehörte doch aber einmal zum Charakter des Ganzen.

Goethes Bearbeitung, obwohl sie im Allgemeinen treu dem Originale folgte, hatte den Stoff, schon der gebildeteren Natur des Dichters wegen und um des Zweckes willen, aus dem heitern Thiergedichte einen hellen Spiegel des Welttreibens zu schaffen, noch mehr ins Feine und

Weltmännische hinaufgehoben, ohne das Thierische zerstören zu wollen.

Doch ungeachtet der inneren Umwandlungen, welche durch diese Art der Bearbeitung in dem Gedichte vorgegangen sind, hat Goethes Reineke fast nur den Charakter des Niedrig-Komischen abgestreift und dafür das Heiter-Komische um so anmuthiger durchgeführt. Er gibt eine Wiederbelebung des Stoffes, wie sie für die allgemeine Bildung und für die feinere Gesittung unsrer Zeiten allein möglich erscheint und steht in der neueren Literatur als einziges Beispiel einer rein naiven Thierdichtung von hoher Bedeutung. Goethes Reineke hat sich aller außerhalb des Stoffes liegender Anspielungen, aller modernen zeitlichen und örtlichen Anknüpfungen enthalten und steht in dieser Beziehung über dem niederdeutschen Original, das solche Anlehnungen keineswegs verschmäht hat. Innerhalb der Gränzen dieses reinen Stils hat der bearbeitende Dichter alle Schattierungen der Laune, des Humors, der anmuthigen Schalkhaftigkeit verwendet, um in dem heiter bewegten Leben der Thierwelt, deren Schmerzen selbst uns noch komisch erscheinen, ein lachendes Bild des leidenschaftlichen ränkevollen Menschentreibens farbenreich auszuführen.

Schiller.

Zu der Zeit, 'wo die leidige Politik und der unselige körperlose Parteigeist alle freundschaftliche Verhältnisse aufzuheben und alle wissenschaftlichen Verbindungen zu zerstören drohte,' 'bot sich Goethe die angenehme Aussicht dar, daß er mit Schiller in ein angenehmes Verhältniß komme und hoffen könne, in manchen Fächern mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten.'

Es entstand nun, seit dem Sommer 1794, ein aufrichtiges, nie getrübtes, auch menschlich theilnehmendes Verhältniß zwischen beiden Dichtern und Denkern, in welchem jeder dem Andern etwas geben konnte, was ihm fehlte, um etwas dagegen zu empfangen. Für Goethe besonders war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorgieng. Der reiche Briefwechsel gibt davon wenigstens ein ungefähres Bild und bildet, da die zwischenliegenden mündlichen Unterhaltungen, die Vieles ergänzten, fast nirgends nachklingen, die Hauptquelle für die Kenntniß dieser Periode bis zu Schillers Tode. Manches läßt sich aus Schillers Briefen an Körner entnehmen, mit dem Goethe wie mit Wilhelm v. Humboldt durch Schiller bekannt und befreundet wurde.

'Wenn man Goethes und Schillers Gespräche hörte, bemerkt des letzteren Frau, so bewunderte man immer an Goethe den Reichthum, die Tiefe und die Kraft seiner Natur, an Schiller immer die hohe geistige Kraft, die Resultate der Natur in eine geistige Form zu bringen.'

Goethe, der auswärts immer aufgelegter, theilnehmender, mittheilender war, als in Weimar, wo ihn seine 'elenden häuslichen Verhältnisse' bedrückten, war bald in Jena bei Schiller, bald Schiller auf längere Zeit Goethes Gast in Weimar, bis Schiller am 4. December 1799 ganz nach Weimar übersiedelte und von da an bis zum verhängnißvollen Mai 1805 der Verkehr zwischen beiden ein fast täglicher wurde.

Es ist beispiellos in der Geschichte, daß zwei so verschiedenartige Genien, beide mit dem Streben nach dem Höchsten die größte Kraft verbindend, sich mit gleicher Aufrichtigkeit, mit gleicher Ausdauer, mit gleicher Fähigkeit, sich anzuschließen, ohne sich aufzugeben, vereint gewirkt hätten. Auf beiden Seiten dieselbe entschiedene

Fassungsgabe für die Eigenthümlichkeit des Andern, dieselbe Hingebung an die Interessen des Andern, dieselbe unbefangene Freude über den Erfolg des Andern und derselbe Wetteifer, es dem Andern auf seinem eigenthümlich erweiterten Gebiete gleichzuthun. Und selbst in den Fällen, wo der Eine hinter den Erwartungen des Andern zurückblieb, waltete eine Schonung und Besonnenheit des Urtheils, zugleich mit einer Billigkeit im Nachgeben, daß, wo bei andern Naturen die Anlässe der Entfremdung dargeboten wären, hier das gemeinsame Streben nur enger verband. Beide betrachteten Alles aus hohen, freien, großen Gesichtspunkten, ohne die Sorge für das Kleine und Geringe bei Seite zu setzen; keiner hatte einen Zug von Empfindlichkeit, weil jeder bei dem Andern dasselbe Streben nach wahrer Erkenntniß, nach echter Kunst, wie bei sich selbst, voraussetzen mußte, und ebenso bei den in zweiter Linie stehenden Freunden Humboldt und Körner.

Schiller war der stets Fordernde und Fördernde. Seine literarische Betriebsamkeit, immer geschäftig und doch stets in großem Stil den höchsten Aufgaben nachringend, versammelte zur gemeinsamen Herausgabe einer großen periodischen Schrift die namhaftesten Talente der Zeit. Goethe konnte also weder bei den Horen noch bei dem Musenalmanach, die Schiller seit 1795 redigierte, entbehrt werden. Er durfte sich der Gesellschaft nicht schämen, in der neben Herder und Knebel, Fichte, Humboldt, Körner, Woltmann, Engel, Garve, Jacobi und andere genannt wurden. Goethe selbst hätte wohl schwerlich fehlen mögen, da die Horen eine Art von Kriterium des Gültigen waren und deßhalb von der lieben Mittelmäßigkeit oder arroganten Impotenz um so heftiger angefeindet wurden.

Goethe legte darin zunächst die vorhin besprochenen Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten mit dem Märchen nieder. Schiller täuschte sich über den Werth

der Gabe in Bezug auf das Publikum nicht. Er nannte es ein Unglück, daß er gerade mit diesen Dingen den Anfang machen müsse. Um so willkommener war die Abhandlung über den literarischen Sansculottismus, und auch die Elegien (1—20), von denen einige, 'um die Decenz zu wahren,' willig ausgeschieden wurden. Auch der Hymnus auf die Geburt Apollons, der in die Werke nicht aufgenommen wurde, war von Goethe übersetzt. Der nächste Jahrgang brachte einen 'Versuch über die Dichtung' aus dem Französischen der Frau von Staël übertragen, dem 'Bemerkungen' folgen sollten, die aber weder Goethe noch Schiller geliefert hat.

Mit der Bearbeitung der Autobiographie Cellinis, die vollständig in den Horen erschien, hatte Goethe einen glücklichen Griff gethan. Die unendliche Fülle eines naiven Künstlerlebens aus der Blüthezeit hatte ungemeinen Reiz und hielt die Aufmerksamkeit der Leser fest, obgleich sich dieser Beitrag durch viele Hefte hinzog. Ebenso lebendige Theilnahme erweckten die Briefe auf einer Reise nach dem Gotthardt, die Goethe gleich nach seiner Reise mit dem Herzoge, im Herbst 1779, ausgearbeitet hatte.

Ueberblickt man diese Gaben in den Horen, so wird man, da die Episteln, Elegien u. s. w. älterer Zeit angehörten, die übrigen aber theils Uebersetzungen waren, theils auch wohl von Andern hätten erwartet werden können, freilich noch keine Wirkung des 'neuen Frühlings' erkennen. In dem Musenalmanach, der seit dem Herbste 1795 erschien, wird derselbe dagegen schon eher sichtbar. Der erste Jahrgang brachte noch ältere Lieder, Prologe und die Epigramme aus Venedig; aber schon der zweite zeigte in der Idylle Alexis und Dora den jugendlich auflebenden Dichter, der in den Epigrammen, den Musen und Grazien in der Mark, den Votivtafeln und besonders den Xenien mit dem Freunde das Amt der Gerechtigkeit an

der selbstgefälligen Mittelmäßigkeit ausübte und sich mit den von ihrer Vergangenheit zehrenden Berühmtheiten ein für allemal auseinandersetzte.

Den Sturm, den die Xenien erregten, mag Boas umfangreiches Werk näher kennen lehren. Beide Autoren waren übereingekommen, ihr Eigenthum an den Xenien niemals zu sondern und dieselben, wenn der Eine oder der Andre seine Gedichte sammeln werde, sämmtlich aufzunehmen; später nahmen sie nur das heraus, wozu sie sich bekennen wollten, ohne damit eine Bürgschaft für ihre Autorschaft zu bieten, die bei ihrer Art zu arbeiten, wo bald die Idee, bald die Form Goethe oder Schiller gehörte, bald der Eine den Pentameter zu des Andern Hexameter hinzufügte, überhaupt sich auch nicht feststellen läßt, auch nicht herausgefunden zu werden braucht, da beide für die Gesammtheit verantwortlich, das heißt beide um die ganze Xeniensammlung gleichmäßig verdient sind und in diesem kritisch-poetischen Jüngsten Gericht eine der sprechendsten Thaten ihres Zusammenwirkens und innigen Einverständnisses vollbrachten.

Beide stimmten dahin überein, daß nach dieser Statuierung eines Exempels kein zweites folgen dürfe, daß es vielmehr ihre Aufgabe sei, den vorausgesetzten höheren Standpunkt ihrer Kunst nun durch Leistungen zu bewähren und sich um das Geschrei der Getroffenen nicht zu kümmern. Der nächste Jahrgang des Musenalmenachs brachte deßhalb die Balladen und Romanzen, den Zauberlehrling, den Schatzgräber, die Braut von Korinth, den Gott und die Bajadere, und, außer einigen Liedern, die Legende (vom Hufeisen) und den neuen Pausias.

In den Balladen stellten beide Freunde Muster für die Gattung auf, die bis dahin, selbst Bürgers Leonore nicht ausgenommen, über Aeußerlichkeit nicht hinausgekommen war oder den Stoff ins Komische, Platte und Vul-

gäre niedergezogen hatte. Wer konnte Stolbergs Büßerin mit ihrem läppischen Schluß oder Bürgers wilden Jäger und dergleichen gut gemeinte, aber schlecht musizierte Kunststücke noch mit Antheil lesen, der den Gott und die Bajadere oder Schillers Ibykus verstanden und empfunden hatte, und wer kehrte von den Balladen der Nachahmer und Nachkommen nicht gern und mit dem reinsten Genuß zu denen der beiden Meister zurück?

Im Jahrgange für 1799 erschienen von Goethe außer einigen älteren lyrischen Gedichten, die Elegien Euphrosyne, die Metamorphose der Pflanzen, Amyntas und die Müllerromanzen, in denen wiederum eine neue Art aufgestellt wurde. Ueber Quellen, Anlässe, Gehalt, Darstellung und literarische Wirkung der Balladen sowohl als der Elegien, ist hier keine Erörterung zu erwarten, da es nur gilt, die Früchte, die bei Goethe während der Verbindung mit Schiller reiften, im Allgemeinen zu bezeichnen.

Mit den genannten Dichtungen und sonstigen Arbeiten ist aber auch die Summe dessen erschöpft, was Goethe dem Freunde zu dessen Unternehmungen beisteuerte. Schiller ließ die Horen fallen, da das Publikum sich untheilnehmend erwies, nicht sowohl daß der Zeitschrift die Abnehmer gefehlt hätten, als vielmehr, daß die sichtliche Wirkung ausblieb und die Mittelmäßigkeit und das Erbärmliche wie Unkraut neben dem Weizen üppig fortwucherte. Der Musenalmanach wurde ihm lästig, da er seiner eignen Production seine Zeit besser glaubte widmen zu können, als dem Einsammeln und Redigieren.

Derselbe Grund hielt ihn auch ab, sich an den von Goethe im Verein mit H. Meyer geleiteten Propyläen mehr als vorübergehend zu betheiligen. Diese Zeitschrift war vorzugsweise der Kunst im Sinne der 'Weimarischen Kunstfreunde' gewidmet und blieb auf die Zeitgenossen fast ohne alle Einwirkung. Von Goethe erschienen darin ein

Aufsatz über Laokoon, der durch eine Abhandlung von Hirt veranlaßt wurde, ferner über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke, eine Uebersetzung von Diderots Versuch über die Malerei und der schöne Aufsatz: Der Sammler und die Seinigen. Die Zeit des Erscheinens dieser periodischen Schrift (1799 ff.) begünstigte diese strengen abstracten Kunstabhandlungen wenig und selbst die Nachlebenden sind selten darauf zurückgegangen, dann aber wohl nie ohne reichen Gewinn, wenn nicht an Kenntniß und richtiger Anschauung der Sachen, doch bereichert durch Kenntniß der Methode, den Gegenstand unter bestimmten Gesichtspunkten zu behandeln.

Auch an den Arbeiten, die Goethe weder für eine Schillersche noch eine eigne Zeitschrift hergab, nahm Schiller den lebhaftesten, gleichsam mitschaffenden Antheil. Wilhelm Meister war beim Beginn der freundschaftlichen Verbindung gerade in der Umarbeitung; die drei ersten Bücher waren 1794 vollendet; die fünf letzten sah Schiller neu erstehen. Er war von der Arbeit so tief erfüllt, daß ein Munttheil seiner Briefe aus den Jahren 1795 und 1796 sich mit der Besprechung dieses Romanes beschäftigt. Goethe war gewöhnt, 'sich seine Träume von ihm deuten zu lassen' und Schiller deutete sie so vortrefflich, mit einer solchen Tiefe und Klarheit, zeigte neben dem Gehalt des Gegebenen auch den Mangel des Zurückgehaltenen so energisch, daß Goethe von der Wärme der Hingabe ebenso gerührt war, wie er von der Strenge der Forderung sich nicht selten verlegen gemacht sah.

Dem Mangel des religiösen Elements in Meister war nicht gründlich mehr abzuhelfen, da Goethe von seinem Standpunkte aus diesem Ferment menschlicher Bildung da, wo es passend eingeflochten werden konnte, die Beachtung versagen mußte. Er holte erst später in seiner Selbstbiographie, zu der Wilhelm als eine Art von Vorläufer

im romantischen Gewande gelten konnte, diesen Theil einer Bildung nach und dort, in den Betrachtungen über das Erdbeben von Lissabon, dem kindlichen Altardienst mit Kerzchen und Opferdüften nicht weniger romantisch und deßhalb vielleicht weniger an der rechten Stelle als im Meister.

Was Goethe auf Schillers Erinnerungen für den Meister in jener Beziehung noch thun konnte, war, daß er die Bekenntnisse der schönen Seele einflocht und mit den folgenden Abschnitten 'verzahnte'. Wie diese im Jahr 1795 aus den Papieren der Klettenberg ausgearbeiteten Parthie zu nehmen sei, wird bei Wilhelm Meister zu erörtern versucht werden. Eine andre Forderung Schillers, den Helden auch durch das speculative Element zu führen, mußte Goethe unerfüllt lassen, da seine Speculation in den Dingen ruhte und er die philosophische Speculation schon ihrer Sprache wegen, ziemlich gering achtete und die Erfahrung (seit den Studentenjahren bis zum Ende) für die einzige wahre Wissenschaft hielt.

Gleichen Antheil nahm Schiller an Hermann und Dorothea. 'Ich hab' das Gedicht entstehen sehen und mich fast eben so sehr über die Art der Entstehung, als über das Werk verwundert. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu sehen.'

Interessant ist es, das Verhalten Schillers zu der Fortsetzung des Faust zu verfolgen, der 1790 als Fragment erschienen war. Er hatte Goethe oft, doch vergeblich, dazu aufgefordert. Endlich entschloß sich Goethe am 22. Juni 1797, um sich in seinem damaligen unruhigen Zustande, während der Vorbereitungen zu einer Reise nach Italien, etwas zu thun zu geben, den Faust wieder anzugreifen, und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens

um ein gutes Theil weiter zu bringen. Er löste das was gedruckt war, wieder auf, disponierte es mit dem, was schon fertig oder erfunden war, in große Massen und bereitete die Ausführung des Plans, 'der eigentlich nur eine Idee war', näher vor. Er war mit sich selbst ziemlich einig, wünschte aber, daß Schiller die Sache einmal in schlafloser Nacht durchdenken und ihm die Forderungen, die der Freund an das Ganze machen würde, vorlegen und so ihm seine eigenen Träume, als ein wahrer Prophet, erzählen und deuten möge. Er vermöge in einzelnen Momenten daran zu arbeiten, da die verschiedenen Theile des Gedichts, in Absicht auf die Stimmung, verschieden behandelt werden könnten, wenn sie sich nur dem Geist und Ton des Ganzen subordinierten, und da die ganze Arbeit subjectiv sei.

Schiller fand, in seiner Antwort vom nächsten Tage, die Aufforderung nicht leicht zu erfüllen, wollte aber, so viel er könne, den Faden Goethes aufzufinden suchen und, wenn auch das nicht gehe, sich einbilden, als ob er die Fragmente von Faust zufällig finde und auszuführen habe. 'So viel bemerke ich hier nur, daß der Faust, das Stück nämlich, bei aller seiner dichterischen Individualität die Forderung an eine symbolische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen kann, wie auch wahrscheinlich Ihre eigene Idee ist. Die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Streben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen; und weil die Fabel ins Grelle und Formlose geht und gehen muß, so will man nicht bei dem Gegenstande stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anforderungen an den Faust sind zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden, wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen,

und die Einbildungskraft wird sich zum Dienste einer Vernunftidee bequemen müssen. Aber ich sage Ihnen damit schwerlich etwas Neues, denn Sie haben diese Forderung, in dem was bereits da ist, schon in hohem Grade zu befriedigen angefangen.'

Goethe erwiedert am 24. Juni: 'Wir werden wohl in der Ansicht dieses Werks nicht variieren, doch gibt's gleich einen ganz andern Muth zur Arbeit, wenn man seine Gedanken und Vorsätze auch von außen bezeichnet sieht.' Er wollte nun vorerst die großen erfundenen und halbbearbeiteten Massen zu enden und mit dem Gedruckten zusammenzustellen suchen und das so lange treiben, bis sich der Kreis selbst erschöpfe.

Inzwischen hatte Schiller den Faust wieder gelesen und, wie er am 26. Juni schrieb, ihm schwindelte ordentlich vor der Auflösung; denn ein so reicher Stoff müsse in Verlegenheit setzen, so lange man die Anschauung nicht habe, auf der die Sache beruhe. Was ihn daran ängstigte, war, daß ihm der Faust seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie nach zu erfordern schien, wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen solle. Für eine so hoch aufquellende Masse finde er keinen Reif, der sie zusammenhalte. 'Zum Beispiel, es gehörte sich meines Bedünkens, daß der Faust in das handelnde Leben geführt würde, und welches Stück Sie auch aus dieser Masse erwählen, so scheint es mir immer durch seine Natur eine zu große Umständlichkeit und Breite zu erfordern. In Rücksicht auf die Behandlung finde ich die große Schwierigkeit zwischen dem Spaß und dem Ernst glücklich durchzukommen. Verstand und Vernunft scheinen mir in diesem Stück auf Tod und Leben mit einander zu ringen. Bei der jetzigen fragmentarischen Gestalt des Faust fühlt man dieses sehr, aber man verweist die Erwartung auf das entwickelte Ganze. Der Teufel behält durch seinen

Realismus vor dem Verstande, und der Faust vor dem Herzen Recht. Zuweilen aber scheinen sie ihre Rollen zu tauschen und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz. Eine Schwierigkeit finde ich auch darin, daß der Teufel durch seinen Charakter, der realistisch ist, seine Existenz, die idealistisch ist, aufhebt. Die Vernunft nur kann ihn glauben, und der Verstand nur kann ihn so, wie er da ist, gelten lassen und begreifen. Ich bin überhaupt sehr erwartend, wie die Volksfabel sich dem philosophischen Theil des Ganzen anschmiegen wird.'

Am 1. Juli berichtet Goethe: 'Meinen Faust habe ich, in Absicht auf Schema und Uebersicht, in der Geschwindigkeit recht vorgeschoben, doch hat die deutliche Baukunst (die er damals vor der beabsichtigten Reise nach Italien und des Schloßbaues wegen studierte) die Luftphantome bald wieder verscheucht. Es käme jetzt nur auf einen ruhigen Monat an, so sollte das Werk zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen, wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachsen. Sollte aus meiner Reise nichts werden, so habe ich auf diese Possen mein einziges Vertrauen gesetzt.'

Ueberblickt man diese briefliche Unterhaltung, so ist es, als habe Schiller Goethen die Wege gewiesen, dieser die Richtigkeit derselben eingesehen und sich dann, da er den Anforderungen, wie sie gestellt waren, nachzukommen außer Stande war, durch die bekannte symbolisch-allegorische Behandlung des Stoffes damit abzufinden gesucht.

Auch später, als Goethe die Helena einführte und der schöne Stoff ihm ein selbstständiges Interesse abgewann, nahm Schiller an dieser Phase des Gedichts lebhaften Antheil: 'Lassen Sie sich ja nicht durch den Gedanken stören, wenn die schönen Gestalten und Situationen kommen, daß es Schade sei, sie zu verbarbarisieren (aus der griechischen Welt in die nordische zu führen). Der

Fall könnte Ihnen im zweiten Theil des Faust noch öfter vorkommen, und es möchte einmal für allemal gut sein, ihr poetisches Gewissen darüber zum Schweigen zu bringen. Das Barbarische der Behandlung, das Ihnen durch den Geist des Ganzen aufgelegt wird, kann den höhern Gehalt nicht zerstören und das Schöne nicht aufheben, nur es anders specificieren und für ein anderes Seelenvermögen zubereiten. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven wird dem Werke einen eignen Reiz geben, und Helena ist in diesem Stück ein Symbol für alle die schönen Gestalten, die sich hinein verirren werden. Es ist ein sehr bedeutender Vortheil, von dem Reinen mit Bewußtsein ins Unreine zu gehen, anstatt einen Aufschwung von dem Unreinen ins Reine zu suchen, wie bei uns übrigen Barbaren der Fall ist.'

Drei Tage später, am 13. September 1800, antwortet Goethe: 'der Trost, den Sie mir in Ihrem Briefe geben, daß durch die Verbindung des Reinen und Abenteuerlichen ein nicht ganz verwerfliches poetisches Ungeheuer entstehen könne, hat sich durch die Erfahrung schon an mir bestätigt, indem aus dieser Amalgamation seltsame Erscheinungen, an denen ich selbst einiges Gefallen habe, hervortreten. Mich verlangt zu erfahren, wie es in vierzehn Tagen aussehen wird. Leider haben diese Erscheinungen eine so große Breite und Tiefe, und sie würden mich eigentlich glücklich machen, wenn ich ein ruhiges halbes Jahr vor mir sehen könnte.'

Zehn Tage später schreibt Schiller, nachdem er den Monolog der Helena von Goethe hatte vorlesen hören: 'der edle hohe Geist der alten Tragödie weht einem daraus entgegen und macht den gehörigen Effect, indem er ruhig mächtig das Tiefste aufregt. Gelingt Ihnen diese Synthese des Edlen mit dem Barbarischen, wie ich nicht zweifle, so wird auch der Schlüssel zu dem übrigen Theil des Ganzen gefunden sein, und es wird Ihnen alsdann nicht schwer fallen, gleichsam analytisch von diesem Punkt aus den Sinn und Geist der übrigen Partien zu bestimmen und zu vertheilen: denn dieser Gipfel, wie Sie ihn selbst nennen, muß von allen Punkten des Ganzen gesehen werden und nach allen hinsehen.'

Auch hier wieder weist Schiller die Wege und Goethe folgt der Weisung, aber schwerlich im Sinne Schillers, der natürlich damals so wenig als Goethe selbst eine Ahnung davon haben konnte, daß Helena derartig zum Schattensymbol könne gestaltet werden, um mit Faust, sie der hellenische, er der nordische Geist der Poesie, den Euphorion, in dem sich beide wie die Eltern im geliebten Kinde wiedererkennen, zu erzeugen. Schiller hatte bei all seinen symbolischen und philosophischen Forderungen doch immer die höhere poetische in den Gedanken, daß der Dichter idealische Menschengestalten schaffen und in den zum Ausdruck des allgemein Menschlichen erweiterten Individuen wirkliche und wahre Menschengeschicke enthüllen solle. Eine solche symbolisch-allegorische Verflüchtigung konnte er dem Lyriker allenfalls, dem Dramatiker unter keinen Umständen nachsehen. Leider erlebte er die Zeit nicht mehr, wo Goethe mit größerem Ernst an die Vollendung des Faust gieng.

Dies ausführlich behandelte Beispiel mag genügen, um die lebendige mitschaffende Theilnahme zu veranschaulichen, die Schiller den Arbeiten des Freundes zuwandte. Er war immer bereit, den Dichter in seinen Entwürfen zu bestätigen und zu bestärken. Indem er sich selbst darin zurechtzufinden suchte, legte er seine Gedanken über das Charakteristische des Stoffes, die Oekonomie des Planes, das Angemessene der Form dem Freunde dar und deutete ihm, wie dieser selbst bekennt, seine Träume, gab ihm für Steine Ideen.

Es ist gewiß nicht Schillers Schuld, wenn so manche Entwürfe Goethes, das große Lehrgedicht über die Natur, die Jagd, das epische Gedicht über Tell, die Befreiung des Prometheus nicht weiter geführt wurden, da Goethe wiederum seine Ueberbürdung, seine Zersplitterung, seinen Mangel an Sammlung mehr als einmal beklagt. „Die Mannigfaltigkeit meiner Beschäftigungen, schreibt er an Friedrich Stein, ist sehr unterhaltend und selbst aufreizend und förderlich, doch will es manchmal ein bischen gar zu bunt werden.“ Dabei gewöhnte er sich daran, alles was er früher leicht und frisch von der Hand geschlagen, mit einer gravitätischen actenmäßigen Breite zu behandeln, zu „schematisieren“ und eine Masse von Papieren zusammenzubringen, als mache dies den Zweck seines Daseins.

Das zeigte sich auf einer Reise, die er am 30. Juli 1797 von Weimar antrat. Heinrich Meyer, der Freund seit der italienischen Reise und dann Goethes Hausgenosse, hatte schon einige Jahre früher Italien zum zweitenmale besucht, war nun aber seiner Gesundheit wegen von dort nach seinem Geburtsorte Stäfa zurückgekehrt. Goethe gedachte ihn dort aufzusuchen, um mit ihm weitere Reisepläne zu berathen. Es sollte nach Italien gehen. Aber das Bild, das Italien im Sommer darstellte, war nicht lockend.

Goethe führte „einen tüchtigen Schreiber“ mit sich; die Fähigkeiten desselben nutzte er in ausgedehnter Weise, indem er eine weitschichtige Chronik in Actenform anlegte. Alles was er sah und beobachtete, stellte er nun, als ob es die Ausarbeitung eines großen Reisewerkes gelten sollte, nach den Materien zusammen und zwar nach vorher entworfenen Schematen. Es gab für ihn kaum noch etwas Unbedeutendes oder Scheinloses, er suchte es in bedeutende und wichtige Gesichtspunkte zu rücken, das Einzelne mit dem Allgemeinen in Verbindung zu bringen und im zufällig

Begegnenden bleibende Gesetze zu erkennen. Seine ganze Auffassungsweise wurde eine gemessenere, amtsmäßige, so daß der Herzog, der immer seine natürliche Unbefangenheit behielt, in einem Briefe an Knebel (23. September 1797) spöttelte: „Goethe schreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte einrücken lassen; es ist gar possierlich, wie der Mensch so feierlich wird.“ Das bezieht sich zunächst auf einen Brief aus Tübingen vom 11. September, der einen halben Druckbogen füllt und, eine Art von Musterbrief, sich über alles mit vergnüglichen Redewendungen verbreitet und statt eines Briefes eine Relation wird.

Es haben sich nur einige dieser Relationen erhalten.

Die Reiseroute gieng über Frankfurt, Heilbronn und Stuttgart in die Schweiz. Auf dem Wege von Frankfurt kam Goethe auf ein poetisches Genre, Lieder in Gesprächen, die Müllerromanzen. „Das-Poetisch-tropisch-allegorische wird durch die Wendung des Gesprächs lebendig, und besonders auf der Reise, wo so viele Gegenstände ansprechen, ist es ein recht gutes Genre.“ Die Vortheile dieser Dichtungsart, die besonders in der Ersparung der Exposition bestehen, hatte Schiller, dem hier die Entdeckung mitgetheilt wird, schon in „Hektors Abschied“ zu nutzen gewußt. Zwischendurch entstanden Elegien wie Amyntas, Euphrosyne, auch einige Epigramme, sonst nichts Fertiges. Dagegen wurde der Plan zu einem Gedichte Wilhelm Tell entworfen, eine Idee, die Schiller sehr glücklich erschien und ihn veranlaßte, dem Freunde seine eigentliche Aufgabe, die Dichtung, vor Augen zu rücken und zu Gemüth zu führen.

„Sie werden, schrieb er an Meyer, mir darin beipflichten, daß Goethe auf dem Gipfel, wo er jetzt steht, mehr darauf denken muß, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen, als nach neuen Stoffen auszugehen, kurz, daß er jetzt ganz der poe-

tischen Praktik leben muß. Wenn es einmal einer unter Tausenden, die darnach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der kann nichts Besseres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er auch kommt, er kann doch nichts Höheres geben. Ich gestehe daher, daß mir alles, was er bei einem längeren Aufenthalt in Italien für gewisse Zwecke auch gewinnen möchte, für seinen höchsten und nächsten Zweck doch immer verloren scheinen würde."

Schiller rieth daher zur baldigen Heimkehr, um das, was er zu Hause habe, nicht zu weit zu suchen. Von Schillers Standpunkt waren diese Mahnungen richtig, und die meisten Freunde des Dichters Goethe werden damit übereinstimmen. Indessen gerade bei einem Dichter ist es mißlich, ihn in der einen Bahn festzuhalten, wenn er seiner inneren Entwicklung wegen eine andere einzuschlagen für nöthig hält. Bei Goethe besonders war das Treiben und Drängen von außen selten wohlangebracht. Er selbst äußerte später einmal gegen Eichstädt, er habe bei strenger Prüfung seines eigenen und fremden Ganges in Leben und Kunst oft gefunden, daß das, was man mit Recht ein falsches Streben nennen könne, für das Individuum ein ganz unentbehrlicher Umweg zum Ziele sei. „Jede Rückkehr vom Irrthum bildet mächtig den Menschen im Einzelnen und Ganzen aus, so daß man wohl begreifen mag, wie dem Herzensforscher ein reuiger Sünder lieber sein kann, als neunundneunzig Gerechte. Ja, man strebt oft mit Bewußtsein zu einem scheinbar falschen Ziele, wie der Fährmann gegen den Fluß arbeitet, da ihm doch nur darum zu thun ist, gerade auf dem entgegengesetzten Ufer anzulanden."

So sehr Schiller auch zur ausschließlichen Beschäftigung mit dichterischen Stoffen einlud, Goethe hatte damals andere

Bedürfnisse. Er wollte seine Kenntniß der Kunst und ihrer Werke vervollständigen und Angesichts der Gegenstände selbst berichtigen oder bestätigen, um dann im Verein mit Meyer auch nach diesen Seiten kräftiger und entschiedener auf die deutsche Bildung im Sinne des classischen Idealismus einzuwirken. Jene bald darauf entfaltete Thätigkeit der „Weimarischen Kunstfreunde" galt ihm damals schon als eine zu erfüllende Pflicht, indem er gerade die Kunst, trotz aller theoretischen Bestrebungen der Aesthetiker, einer Regeneration nach dem classischen Ideal noch sehr bedürftig erkannte.

Indessen behielt Schiller diesmal dennoch die Oberhand, da die kriegerischen Zeitläufte die Reise nach Italien verboten. Schon um die Mitte Octobers war sie definitiv aufgegeben: „Am Ende werden wir uns hinten herum durch Schwaben und Franken nach Hause schleichen müssen." Und so geschah es. Goethe und Meyer giengen von Stäfa über Zürich, Tübingen und Nürnberg zu Hause, wo sie am 20. November Schiller in Jena überraschten.

Die Beschreibung dieser Reise, wie sie gedruckt vorliegt, erschien erst nach Goethes Tode 1833 im dritten Theile der nachgelassenen Werke. Die Redaction scheint von seinen Gehülfen besorgt zu sein. Briefe und Gedichte sind ganz lose und äußerlich, ohne irgend einen Anspruch auf künstlerische Anordnung, an einander gereiht, wobei denn auch die Briefe an Karl August und Schiller, die sich in den gedruckten Correspondenzen vorfinden, sehr wohl hätten mit aufgenommen werden können. Uebrigens bekannte Goethe am 8. Januar 1798 gegen Schiller, sehr sonderbar spüre er noch immer den Effect seiner Reise; das Material, das er darauf erbeutet, könne er zu nichts gebrauchen. Es war eben der Zweck der Reise verfehlt und alles Gesammelte hatte keinen Bezug auf das Ziel derselben, ausgenommen etwa die Ergebnisse des Verkehrs

mit den Stuttgarter Künstlern und Kunstfreunden. Indeß fand Goethe in Meyer selbst einigen Ersatz, da dieser ihm „das lebendigste Italien zurückbrachte," derselbe Meyer, dem die Xenien (Nr. 183) das schöne Lob gezollt, er bringe die Welt, wie der reine Bach den Kiesel, unentstellt näher.

Nach der Heimkehr wurde das Verhältniß mit Schiller fast noch inniger und vertrauter als vorher. Goethe mochte schon auf der Reise erkannt haben, wie wohl es der Freund mit ihm meine, und aus dem Briefe an Meyer, der natürlich auch für ihn bestimmt gewesen, mußte ihm deutlich geworden sein, wie hoch ihn der Freund stellte, als er ihn zu beschränken schien. Indeß war Schiller auch für Goethes Liebhabereien nicht unempfänglich, nahm besonders an seinen naturwissenschaftlichen Studien förderlichen Antheil und berichtigte nicht selten die kleinen Fehlschlüsse, von denen Goethe bei seinem empirisch-ideellen Schaffen nicht ganz frei blieb.

Goethe war nicht bloß der empfangende Theil; er gab auch. Zwar hatte er nicht im gleichen Maße die Fähigkeit, auf die Ideen des Freundes einzugehen, wie dieser auf die seinigen; er blieb deshalb auch ohne tiefgreifenden unmittelbaren Einfluß auf die Dichtungen Schillers, der sich überhaupt unabhängiger halten mußte, da er Alles aus sich zu schöpfen und das reflective Element in sich eher zu mindern als zu mehren hatte. Nur auf Einzelnheiten sonst fertiger Dichtungen wirkte Goethe berathend ein; er veranlaßte die breitere Einführung des astrologischen Elements im Wallenstein, lieferte für Wallensteins Lager ein Soldatenlied, dem Schiller noch einige Strophen 'anflickte,' gab das Motiv von den Erbwürfeln und theilte eine Schrift Abrahams a Santa Clara für die Kapuzinerpredigt mit. Bei den Kranichen des Ibykus nahm Schiller auf Goethes Rath wesentliche Veränderungen vor, machte die Exposition reicher, den Helden der Ballade interessanter

und füllte die Einbildungskraft mehr mit den Kranichen, mußte aber bei dem Ausruf des Mörders Goethes Vorschläge unbenutzt lassen (Brief vom 7. September 1797). Den ganzen Stoff hatte Goethe an Schiller abgetreten, wie er auch durch seinen Tell Schiller vielleicht zuerst auf den Stoff gelenkt hatte. Doch ist die Insinuation, als habe er das Detail und die Localtöne geliefert, durchaus unbegründet, da Goethe einer solchen Darstellung gar nicht mächtig war, wie seine Schweizerbriefe und seine Operette Jery und Bätely genugsam zu erkennen geben. Auch Hero und Leander wollte Goethe (1796) bearbeiten, wie es scheint von der lustigen Seite; vielleicht nahm Schiller später daher Veranlassung, den Stoff doch von der pathetischen darzustellen, den er übrigens auch durch Ahlwardts Uebersetzung des Musäos kennen lernte.

Beide wirkten, als Schiller sich dauernd in Weimar niederließ, für das dortige Theater, das im Sommer 1798 in einen neuen Saal verlegt wurde, mehr Zuschauer faßte, als bisher, und sich am 12. October 1798 dem Publikum öffnete. Aus ihrem vereinten Streben gieng die classische Periode des Weimarischen Theaters hervor, deren Wesen darin bestand, dem Schlendrian entgegen ein Kunstwerk als solches hervortreten zu lassen und dem Zuschauer eine höhere Welt zu erschließen, ohne die alltägliche ganz zu beseitigen. Dieses Streben, das bei Schiller auf eine Art von Musterrepertoire aller classischen Bühnenstücke hinausgieng, veranlaßte Goethen, sich der dramatischen Production wieder mehr zu nähern. Er bearbeitete den Mahomed und Tancred und entwarf eine große Trilogie, deren Gegenstand die französische Revolution sein sollte, und deren erster Theil, die 'Natürliche Tochter' zur Ausführung gelangte, während die beiden andern Theile, die den Gegenstand recht in seiner Mitte darzustellen bestimmt waren, 'zu ungeheuer für seine Umstände' erschienen und

deshalb nicht über die Schematisierung hinausgelangten. Die eingehende Abhandlung E. W. Webers zur Geschichte des Weimarischen Theaters' stellt Goethes und Schillers verbundene Thätigkeit aus den Quellen sehr gut dar. Neben dieser vorzüglichen Arbeit muß sich, wer nähere Kenntniß von Goethes geschäftlicher Theaterleitung zu erlangen wünscht, an Pasqué's Geschichte des Weimarischen Theaters halten.

Nachdem Schiller, hauptsächlich um mit Goethe näher verkehren zu können, sich dauernd in Weimar niedergelassen, drohte Gefahr, Goethen ganz zu verlieren. Er hatte aus Jena, wohin er im December 1800 gegangen war, um Tancred zu vollenden, eine Erkältung mitgebracht, die, durch gewaltsame Mittel ungeschickt zurückgeworfen, bald nach seiner Rückkehr in Weimar am 3. Januar 1801 in eine 'ungeheure Krankheit' ausartete. Er schwankte lange zwischen Leben und Tod; einige Tage hatte er die Besinnung verloren; die allgemeinste Bestürzung herrschte; die Seinigen waren rathlos; sein Sohn August nahm seine Zuflucht zu Frau v. Stein, deren Theilnahme lebhaft wiedererwachte. Gegen Mitte des Monats gieng es besser; Goethe war sehr erschüttert und traurig; er weinte, wenn er seinen elfjährigen Sohn sah. Schiller besuchte ihn auch in der schlimmsten Zeit. Er schrieb am 13., mit einem Gruße Goethes, an Körner, daß seit drei Tagen alles wieder auf gutem Wege sei. Am 29. versichert Goethe selbst, es gehe ihm leidlich. Er hatte schon wieder eine Rolle aus Tancred mit einer Schauspielerin durchgenommen. Die einsamen Abende verbrachte mit ihm meistens Schiller, der am 9. Februar selbst Gefahr lief, krank zu werden. Am 11. machte der bewährte Arzt Starke eine schmerzliche Operation am Auge; am 20. war Goethe wieder hergestellt und hielt eine Probe des Tancred ab.

Zur Kräftigung seiner Gesundheit war ihm der Besuch des Pyrmonter-Bades verordnet, das er im Sommer 1801 besuchte. Auf der Hin- und Rückreise hielt er sich einige Zeit in Göttingen auf, um die Schätze der dortigen Bibliothek für seine naturwissenschaftlichen Studien zu nutzen. Nach seiner Heimkehr — sein Sohn hatte ihn begleitet — begann er die Ausarbeitung der Natürlichen Tochter, die zuerst am 2. April 1803 auf die Bühne kam, der eine Darstellung der Iphigenie in fast unveränderter Gestalt folgte, da sich das Stück, Schillers Einwendungen gegenüber, daß das sinnlich-sichtbare Element fehle, durchaus probehaltig erwies. Tiefgreifend waren die Umänderungen, die mit Götz vorgenommen wurden (1803). Stella erfuhr gleichfalls eine Ueberarbeitung; aus dem Schauspiel sollte eine Tragödie werden; zu diesem Ende mußte sich Fernando erschießen. Das Publikum war damit wenig zufrieden. Das ganze Stück war nicht darauf angelegt und es war ihm in keiner Weise aufzuhelfen. Schon früher hatte Goethe zur Eröffnung des Theaters in Lauchstedt (26. Juni 1802), wo die weimarischen Schauspieler Sommervorstellungen gaben, das Vorspiel Was wir bringen' geschrieben, nicht in der besten Stimmung und wieder im Gedränge, das fertig zu werden nöthigte und sich mit den Allegorien zu behelfen rathsam machte.

Goethe, der außer Schiller und Meyer eigentlich keinen Freund in Weimar besaß und im Jahr 1799 die Mauer um seine Existenz noch um einige Schuh erhöht hatte, war durch die Theilnahme an seiner Krankheit überrascht und milder gestimmt worden. Im Winter 1802 vereinigte er eine Anzahl verschiedenartig gesinnter Männer und Frauen zu einem Kränzchen, das sich alle vierzehn Tage, Mittwochs, versammelte, soupierte, poculierte und mit Musik und Gesang sich vergnügte. Für diesen Kreis dichtete Goethe die der Geselligkeit gewidmeten Lieder, denen er

auch einige ältere beigesellte. Schiller nannte sie platt, gab aber selbst einige zum Besten, die in den Ton der Geselligkeit einstimmten.

Jene Abendcirkel galten in Weimar, wie sie es in der That auch waren, für eine Repräsentation der höheren Gesellschaft, so daß Kotzebue, der sich damals in Weimar aufhielt, aufgenommen zu werden wünschte. Die Frauen stimmten, wenigstens theilweise, in diesen Wunsch ein. Goethe aber wies das Ansinnen entschieden zurück. Darüber verfiel die Gesellschaft und Kotzebue, ränkensichtig wie er war, spielte seine Intriguen, um Schiller auf Goethes Kosten zu glorificieren. Doch liefen diese Ränke beschämend genug für ihn ab. Der schlechte Erfolg machte einige Zeit in Weimar üble Stimmung und dann wurde die Sache vergessen. Sie dient hier nur dazu, um das Verhältniß der verbundenen Freunde zu den jüngeren Zeitgenossen zu erwähnen.

Die Romantiker.

In der gründlichen Verachtung Kotzebues waren Beide einig, weniger in Bezug auf die romantische Schule, die ihr Hauptquartier in Jena aufgeschlagen hatte. Schiller verachtete die anmaßliche Leerheit von ganzem Herzen. Goethe war schonender und rücksichtsvoller. Zwar widerte ihn die Bewegung an, welche die neuen Halbchristen und Renegaten, die Bekenntnisse eines Klosterbruders und Sternbalds Wanderungen, die Nazarener und Wiedererwecker des mittelalterlichen Wesens, welches sich in ihnen fratzenhaft abspiegelte, auf den Gebieten des Lebens, der Literatur und der Kunst hervorbrachten. Sein und seiner Freunde Bestreben schien ein verlorener Schlag ins Wasser,

der keine Spuren zurückläßt. Aber er verachtete das Schlegelsche Ingrediens in der Olla potrida des Deutschen Journalwesens nicht. Die allgemeine Nichtigkeit, Parteisucht fürs äußerst Mittelmäßige, die Augendienerei, die Katzenbuckelgeberden, die Leerheit und Lahmheit, in der die wenigen guten Producte sich verlieren, habe an einem solchen Wespennest, wie die Fragmente im Schlegelschen Athenäum es seien, einen fürchterlichen Gegner. Man könne, bei Allem, was Schiller mit Recht misfalle, einen gewissen Ernst, eine gewisse Tiefe und von der andern Seite Liberalität der Verfasser nicht ableugnen.

Uebrigens war Goethes Verhältniß zu der ganzen Schule durchaus nur ein literarisches, kein freundschaftliches, wie man es aus der Ferne beurtheilte. Schiller berichtet 'aus Goethes eignem Munde' an die Gräfin Schimmelmann, die wie der ganze holsteinsche Kreis seit Wilhelm Meister gegen Goethe verstimmt war und durch J. H. Voß darin bestärkt wurde: 'Goethe schätzt alles Gute, wo er es findet, und so läßt er auch dem Sprach- und Verstalent des älteren Schlegel Gerechtigkeit widerfahren. Und darum, weil diese beiden Brüder und ihre Anhänger die Grundsätze der neuen Philosophie und Kunst übertreiben, auf die Spitze stellen und durch schlechte Anwendung lächerlich oder verhaßt machen; darum sind diese Grundsätze an sich selbst, was sie sind, und dürfen durch ihre schlimmen Partisans nicht verlieren. An der lächerlichen Verehrung, welche die beiden Schlegel Goethe erweisen, ist er selbst unschuldig; er hat sie nicht dazu aufgemuntert, er leidet vielmehr dadurch und sieht selbst sehr wohl ein, daß die Quelle dieser Verehrung nicht die reinste ist; denn diese eitlen Menschen bedienen sich seines Namens nur als eines Paniers gegen ihre Feinde, und es ist ihnen im Grunde nur um sich selbst zu thun. Insofern aber diese Menschen und ihr Anhang sich dem einreißenden

Philosophie-Haß und einer gewissen kraftlosen seichten Kunstkritik tapfer entgegensetzen, ob sie gleich in ein anderes Extrem verfallen; insofern kann man sie gegen die andre Partei, die noch schädlicher ist, nicht ganz sinken lassen, und die Klugheit befiehlt zum Nutzen der Wissenschaft ein gewisses Gleichgewicht zwischen den idealistischen Philosophen und den Unphilosophen zu beobachten.'

Goethe gab dem ältern Schlegel seine Elegien und Epigramme zur metrischen Correctur (die später wieder getilgt wurde), ließ seinen Jon und den Alarcos seines Bruders aufführen und stand mit ihnen übrigens so wenig in genauerem Verkehr wie mit Tieck, Brentano, Hardenberg (Novalis) und dem übrigen Anhange, der sich in Jena niedergelassen.

Die dortige Universität, die eine Zeitlang die geistvollsten Männer versammelte, hatte vielfach an inneren Unruhen gelitten, die nicht immer zur Zufriedenheit der Betheiligten beigelegt wurden. Schon Fichtes schleunige und harte, wenn auch nicht ganz ungegründete Entfernung hatte nachtheilig eingewirkt; die neuere Philosophie wurde mehr geduldet als gehegt, mochte auch durch ihre abenteuerlichen Sprünge nicht eben pflegenswerth für den gesunden praktischen Sinn erscheinen. Voigt sprach von zwei Arten von Feuer, einem männlichen und weiblichen; er erklärte die Trinität als dargethan in dem schöpferischen Princip oder dem des Vaters, dem erhaltenden oder dem des Sohnes, und dem vereinigenden oder geistigen Princip der Natur; oder er verglich die Operation der Attraction und Repulsion in der Welt der Materie dem Debet und Credit im kaufmännischen Cassabuche. Das hieß damals Naturphilosophie. Selbst der Erfinder derselben, Schelling, war nicht frei von solchen Verirrungen. Intriguen spielten in den kleinen Kreisen hin und her. Der ganze Boden war dadurch unterwühlt. Die Frauen hatten nicht

wenig dazu beigetragen, vor allen jene Caroline, die uns Waitz von ihren besseren Seiten als geistvolle Frau bekannt gemacht hat, die aber doch genug von den Eigenschaften durchscheinen lassen, in Folge deren Schiller ihr den Namen „Dame Lucifer“ gab. Im Herbste 1803 verließen, wie auf Verabredung, Loder, Schütz, Paulus, Hufeland und Schelling gleichzeitig die Universität. Schlimm war, daß nicht ein einziger brauchbarer Mann als Ersatz eintreten konnte, fast schlimmer noch, daß Schütz, der nach Halle gieng, die allgemeine Literaturzeitung dorthin mitnahm.

Das Blatt war kein akademisches, sondern ein Privatunternehmen, das jedoch mit der Universität eng verwachsen schien. Die Verlegung nach Halle that jedenfalls dem Glanze der Universitätsstadt Jena nach außen Abbruch. „Die Tücke der abscheidenden Unternehmer konnte nicht ungestraft und Jena nicht ohne eine Anstalt bleiben, die ihm seit Jahren ein gewisses Ansehen unter den Akademien gegeben.“ Goethe hatte das 'Wegführen der Batterie' nicht verhindern können, ebenso wenig konnten ihn die „Widersacher verhindern, an der verlassenen Stelle sein Geschütz aufzufahren.“ Er entschloß sich rasch, eine neue Literaturzeitung in Jena zu gründen und brachte, den Ungläubigen zum Trotz, mit größter Energie das Erscheinen derselben schon mit Beginn des Jahres 1804 zu Stande. Er selbst hielt sich verpflichtet, an dem Blatte mitzuwirken und hat, wie uns seine Briefe an den Redacteur Eichstädt jetzt erkennen lassen, in den ersten Jahren den größten Antheil an dem Aufschwunge des Blattes genommen.

Was er selbst geliefert, ist jetzt genau zu bestimmen; das Bedeutendste darunter war seine Recension von Voß Gedichten. Wer Goethes Verhältniß zu Voß, der damals in Jena lebte und den Goethe dort durch jede mögliche Begünstigung festzuhalten suchte, nicht kannte oder sich nicht vergegenwärtigte, konnte diese liebevoll eingehende

Entwicklung eines Dichters aus seinen in den Gedichten deutlich ausgesprochenen äußeren und inneren Zuständen, nicht begreifen und sogar geneigt sein, das Ganze für Ironie zu halten. Goethe war davon weit entfernt. Es ist wahr, die 'Musen und Grazien in der Mark', jene heitere Verspottung des Natürlichkeitsprincips, das der Werneucher Schmidt in seinen Gedichten handhabte, waren auch Voßens Musen und Goethe folgt ihren Schritten mit einer bewunderungswürdigen Aufmerksamkeit, ohne diese Poesie zu verurtheilen.

Er stellt diese 'vorzüglich der Natur, und man kann sagen, der Wirklichkeit gewidmete Dichtungsweise' zwar nicht hoch, aber er findet eine energische Natur mit sich selbst und mit der Außenwelt im Einklange und darin die unerläßlichen Grundforderungen an innern Gehalt befriedigt, aber er findet auch den Sieg der Form über den Stoff in diesen Gedichten, in denen 'zu einer echt deutschen wirklichen Umgebung eine recht antike geistige Welt sich geselle.' Er sieht einen Dichter, der 'mit festhaltender Eigenthümlichkeit das Eigenthümliche jedes Jahrhunderts, jedes Volkes, jedes Dichters zu schätzen wußte und die älteren Schriften uns mit geübter Meisterhand dergestalt herüberreichte, daß fremde Nationen künftig die deutsche Sprache als Vermittlerin zwischen der alten und neuen Zeit höchlich zu schätzen verbunden sind.'

Die persönlichen Absichten Goethes bei dieser Reconstruction eines von ihm so disparaten Dichters, Voß festzuhalten, ihm zu zeigen, daß er verstanden werde, ihm Vertrauen einzuflößen für den Fall seines Bleibens, diese Absicht kann den Aufsatz erläutern, würde ihn aber nicht rechtfertigen, wenn er irgend etwas enthielte, was Voßens nüchterne Natürlichkeitspoesie anders erscheinen lassen wollte, als sie war. Aber in dieser gesammelten Ordnung einer Fülle von Einzelzügen zu Einem Bilde, das über den

Abgebildeten nicht hinausreicht, liegt der mustergültige Charakter der Arbeit, die man nur als kunstmäßige Analyse eines Gegenstandes, der an sich gleichgültig sein kann, zu betrachten braucht, um ihren Werth zu schätzen.

Es lag aber noch eine andre Bedeutung darin. Voß war, eben seiner Nüchternheit und Natürlichkeitspoesie wegen, ein Aergerniß für die romantische Schule, die ihn mit Neckereien verfolgte. Indem Goethe sich des Dichters annahm und das klassische und protestantische Element dieses Charakters mit kräftigen Zügen hervorhob, zeigte er den Romantikern, die um ihn warben, daß zwischen seinen und ihren Gesinnungen eine nicht auszufüllende Kluft liege.

In ähnlicher Weise charakterisierend, wie bei Voß, verfuhr er bei den Gedichten Hebels und Grübels, nur weniger eingehend, mehr die allgemeinen Züge sammelnd. Hebel, der in anmuthigster Weise die Natur belebt und verkörpert, und Grübel, der mit Bewußtsein ein behaglicher, immer heitrer und spaßhafter Nürnberger Philister ist, schrieben beide im Dialekt ihrer Gegend, jener in dem naiven des Wiesenthals, dieser in dem unangenehm breiten, der fränkischen Reichsstadt. Das Verhältniß beider Dichter zu ihrem Local und ihrer Sprache stellt Goethe sehr einfach und treffend vor Augen.

Mit diesen Kritiken führte er die Dialektpoesie gleichsam in die Literatur ein, deren Fortwuchern durch alle Gegenden Deutschlands die Literatur der gemeinsamen Sprache fast zu ersticken droht und mit den politischen Einheitsbestrebungen geradezu im umgekehrten Verhältniß steht. Goethe wies der Dialektdichtung eine niedere, lokale Bedeutung an, und darüber hinaus sollten sich diese Erzeugnisse nicht erheben wollen; vollends nicht, wenn sie den naiven Charakter gegen den ironischen oder satirischen vertauschen. Maskeraden sind anmuthig, wenn sie nicht

über ihre Grenzen gehen; wo sie das Leben verdrängen wollen, erregen sie Widerwillen und Widerspruch, wie alles, was sich über seine Bestimmung erheben möchte.

In diesem Sinne trat Goethe, wenn auch nicht in der Jenaer Literatur-Zeitung, den Gedichten Hillers, eines Autodidakten aus der Klasse der Handarbeiter, entgegen, in denen er Ausbildung, aber keinen Charakter fand. Hiller hatte sich Sprache und Formen angeeignet, einen individuellen Gehalt aber nicht hinzugethan. Goethe prognosticierte, er werde bleiben wie er sei und, wenn man ihn als Dichter verziehe, nur eine falsche Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft suchen, in der ihm allenfalls nur die eines ernstlich-lustigen Rathes einzuräumen sei. Hiller dachte vernünftiger über sich, als seine Gönner gethan, und kehrte zu seiner mechanischen Beschäftigung zurück.

Fand Goethe hier Ausbildung ohne Charakter, so erkannte er den Liedern des Knaben-Wunderhorns die größte charakteristische Mannigfaltigkeit zu, aber keine Ausbildung. In diesen Gedichten, die man Volkslieder nenne, ob sie gleich eigentlich weder vom Volke noch fürs Volk gedichtet worden, sei Kunst mit der Natur im Conflict, und eben dieses Werden, dieses wechselseitige Wirken, dieses Streben scheine ein Ziel zu suchen und habe sein Ziel schon erreicht. 'Das wahre dichterische Genie ist in sich selbst vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußern Technik, oder was sonst will, entgegenstehen, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht, und wirkt im dunklen und trüben Element oft herrlicher, als es später im klaren vermag.'

Einige andre Producte epischer oder dramatischer Gattung dienen dem Kritiker zu gelegentlichen Bemerkungen. Eingehend ist die Kritik über Collins Regulus, an dem besonders lehrreich gezeigt wird, wie historische Stoffe mit

der Wahrheit ihrer Details dem dramatischen Dichter zum größten Hinderniß werden. Der wunderliche Athenor des Mannheimer Professors der Dichtkunst A. v. Klein, kommt übel weg. Klein ließ bei neuen Auflagen Goethes stärksten Spott abdrucken und gab die Parallelstellen aus Wieland und seinem Gedichte ohne ein Wort der Vertheidigung.

Am 14. December 1803 erschien Frau v. Staël, die Tochter Neckers, in Weimar, ein französischer Spiegel der dortigen Gesellschaft. Zu den vielen Berichten, welche von Weimar über das „Phänomen" ausgeschickt wurden, sind neuerdings die interessanten Aufzeichnungen des Engländers Henry Crabb Robinson gekommen, die lediglich bestätigen, daß die Frau übel zu Weimar paßte. Sie blieb, um sich in die deutsche Literatur einzuleben, bis zum 1. März 1804, für ihren Zweck kaum lange genug, für die beiden Dichter allzu lange. Wenn sie nicht selbst ein Diner gab oder bei Goethe eingeladen war, erschien sie an der Hoftafel und fehlte auch Abends nicht. Ihre Gestalt glich der der Mara, kurz, dick, allwege rund von Fleisch, schöne geistreiche Augen blitzten aus einem etwas mohrenartigen Gesicht. Sie sprach sehr lebhaft, gut und viel, außerordentlich geschwind, daß Wieland, den sie besonders auszeichnete, sie bitten mußte, weniger rasch zu denken. Mit ihren schönen Redekünsten riß sie besonders die Frauen hin, die sie auch cultivierter fand, als die Männer. Von den Herren des Hofes sagte sie: 'Sie haben alle ein Benehmen, als ob sie noch nicht geboren seien.'

Goethe war, als sie ankam, in Jena und wäre lieber ans Ende der Welt geflohen, als ihretwegen gekommen. Der Herzog sandte ihm einen Eilboten, aber er schützte Geschäfte vor und hoffte, das 'Phänomen' werde verschwinden. Indessen mußte er, da sie nicht bei Jean Paul in die Schule gegangen und nicht wie er, sehr bald zu scheiden gelernt hatte, endlich doch, am 24. December, auf

den Platz, wo Schiller die ersten Stürme hatte aushalten müssen. Goethe fand an dieser beweglichen Halbmännin wenig Geschmack und erklärte es für eine Sünde gegen den heiligen Geist, ihr auch nur im mindesten nach dem Maule zu reden. Er kam auch nicht an den Hof, um nicht vor diesem lebendigen Feuerwerk verstummen zu müssen und den Höflingen, die auf eine derartige Arena-Scene lauerten, ein Schauspiel zu geben wie Schiller, der sich mit ihr über Kantische Philosophie disputiert hatte, natürlich in französischer Sprache, also auf einem Boden, der auch einem Gewandteren unsicher erscheinen mußte.

Man nahm Goethe seine Zurückhaltung übel, aber selbst Henriette v. Knebel konnte ihn darin nicht verdenken. 'Sich alle Tage mit ihr am Hofe zu präsentiren, ist keinem unserer Männer zuzumuthen. Sie besuchte Goethe öfters und sagte von ihm, daß er liebenswürdig sein könne, wenn er ernst sei, aber scherzen müsse er niemals.' Mit derlei Phrasen füllte sie den leeren Seckel der Hofherren und Hofdamen, die endlich froh waren, als sie Weimar verließ. Goethe gab ihr auf ihren Wunsch einige empfehlende Zeilen an den ihr von Robinson vorgeschlagenen A. W. Schlegel mit, den sie auch als Hofmeister ihres Sohnes annahm. Als sie in Berlin Nachricht von der Erkrankung ihres Vaters erhielt, kam sie im April noch einige Tage wieder nach Weimar, wo sie die Todesnachricht empfieng. Eine verzweifelnde Leidtragende. Sie war im eigentlichen Sinne des Wortes zum Rasendwerden traurig, hatte Krämpfe, schrie unter Thränen: Oh, il n'était pas mon père; il était mon frère, mon fils, mon mari, mon Tout! Herders Sohn, der Arzt, wurde zugezogen, hatte aber nie dergleichen gesehen. Als sie sich einigermaßen gefaßt, reiste sie nach der Schweiz weiter. „Ihre Erbschaft, berichtet Henriette von Knebel, beträgt zwei Millionen mehr, als sie wußte.“

Vielleicht hatte die Anwesenheit der Französin wieder näher auf die französische Literatur geführt, die Goethe in den Anmerkungen zur Uebersetzung des noch näher zu erwähnenden Buches: Rameau's Neffe von Diderot, heller beleuchtete.

Außer der Uebersetzung und Commentierung Diderots ließ Goethe auch die Briefe Winckelmanns drucken. In den begleitenden Aufsätzen faßte er noch einmal mit Vorliebe alles zusammen, was er mit Moritz in Italien, dann mit Meyer und auch mit Schiller über Antikes und Heidnisches und Schönheit durchgesprochen und durchgedacht hatte. Während der Arbeit, die in der Ostermesse 1805 erschien, war er wieder sehr krank, wie Schiller am 25. April 1805 berichtete und Goethe in dem Distichon, mit dem er seinen Winckelmann der Herzogin Amalie zueignete, bestätigt:

Freundlich empfange das Wort laut ausgesprochner Verehrung,
Das die Parze mir fast schnitt von den Lippen hinweg.

Doch war er soweit wieder hergestellt, daß er ausgehen und schon an eine Sommerreise denken konnte. Am 29. April fand er Schiller eben im Begriff, ins Theater zu gehen, wo Clara von Hoheneichen gegeben wurde. Vor Schillers Hausthür schieden sie. Sie sahen sich nicht wieder. Aus dem Schauspielhause brachte Schiller eine Erkältung mit, an deren Folgen er am 9. Mai starb.

Als die Todeskunde in Goethes Haus kam, war Meyer bei ihm und wurde hinausgerufen. Er kam nicht wieder. Goethe bemerkte an seinen Hausgenossen Unruhe. 'Ich merke es, sagte er, Schiller muß sehr krank sein.' Er erhielt keine Auskunft. Am nächsten Morgen sagte er zu seiner Freundin: Nicht wahr, Schiller ist gestern sehr krank gewesen? Sie brach in Weinen aus. 'Er ist todt? fragte Goethe. 'Sie haben es selbst ausgesprochen,' ant-

wortete sie. 'Er ist todt!' wiederholte Goethe und barg das Gesicht in den Händen.

An dem traurigen Leichenbegängniß nahm er keinen Theil; für die Familie des Verstorbenen zeigte er keine Sorge; die laut verlangte Todtenfeier auf der Bühne erklärte er für eine Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden. Aber die Forderungen waren zu laut, zu wohl begründet, um sie gänzlich abzuweisen. So fand denn am 10. August auf der Bühne in Lauchstedt eine Todtenfeier statt. Schillers Glocke wurde dramatisch und mit theatralischem Pomp aufgeführt und mit Goethes Epilog geschlossen, dem vollkommensten dichterischen Denkmale, das dem Dichter bereitet worden.

Cellini.

Ueber die vorhin bei ihrer Entstehung berührten Werke und über die Richtungen, die Goethes allseitige Aus- und Durchbildung nahm, muß jetzt genauer Bericht erstattet werden. Während bei andern großen Geistern unseres Volks sich ihre Entwicklung periodenweise verfolgen läßt, bei Schiller z. B. ein Durchgang von der Poesie durch historische und philosophische Studien zur Poesie zurück, findet bei Goethe in jeder seiner Lebensperioden eine gleichzeitige Entwicklung nach allen Seiten statt, und während bei seinem spät gewonnenen, zu früh verlornen Freunde die Stufen, auf die er tritt, ihn jedesmal ganz zeigen, gewinnt man bei Goethe erst dann die rechte Erkenntniß seines Wesens, wenn man sich vergegenwärtigt, daß er nicht in der Einzelheit aufgeht, sondern unter einer Wechselwirkung aller ihn treibenden, fördernden oder hemmenden

Kräfte im steten Wachsen begriffen ist, sollte der Wachsthum auch zum Welken zu führen scheinen. Das läßt sich aber mehr beim Rückblick über ein fertiges Leben erkennen, als in der Entwicklung desselben, oder in der annalistischen Darstellung, die verwirren müßte. Es sei deshalb gestattet, hier Einzelheiten herauszuheben, die sich bei der vorhin gelieferten Lebensübersicht nur flüchtig streifen ließen. Daß dabei mitunter Blicke zurück und weiter hinaus gethan werden müssen, liegt in der Sache selbst. Vorausgestellt werden mag hier das Ergebniß einer sorgfältigen Beschäftigung mit der Geschichte der Kunst und ihrer Träger, eine Künstlerbiographie, die freilich nicht von Goethe verfaßt ist, aber unter seiner Hand an naiver Anmuth gewonnen hat.

Die Bearbeitung der Autobiographie Cellinis, eines im Jahr 1500 zu Florenz gebornen Künstlers, Goldschmiedes und Bildhauers, wurde durch Goethes Theilnahme an Schillers Horen veranlaßt Schon im August 1795 verhieß er für das Novemberheft eine Ankündigung des Cellini, welche jedoch nicht erschienen ist. Es kam anfänglich nur auf einen Auszug an. Inzwischen ließ sich Goethe, als er an die Arbeit selbst gieng, Cellinis Werk über die Goldschmiede- und Bildhauerkunst von der Göttinger Bibliothek kommen, um aus diesem trefflich geschriebenen Buche, das in der Vorrede und im Inhalte selbst schöne Aufschlüsse über den wunderbaren Mann darbot, Stoff für die nothwendig erscheinenden Erläuterungen zu gewinnen. Auch damals, im Februar 1796, hatte Goethe noch die Absicht, es bei bloßen Auszügen bewenden zu lassen, und begann, interessante Stellen zu übersetzen. Allein es erschien ihm bald als unmöglich: 'denn was ist das menschliche Leben im Auszuge? Alle pragmatische biographische Charakteristik muß sich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen.' Er entschloß sich

also, noch im Februar, eine Uebersetzung zu liefern, deren erster Abschnitt dem Herausgeber der Horen am 21. April 1796 vorgelegt wurde und noch im Aprilheft erschien.

Hier fehlte noch der jetzige Anfang über die Gründe, welche den Autor bewogen, die Geschichte seines Lebens zu schreiben bis dahin, wo ihn der Vater in der Musik unterrichtet, was dem kleinen Benvenuto anfänglich mißfiel. Bei diesem ersten Abschnitt wurde verheißen, wenn die Leser den Autor 'durch gegenwärtigen Auszug' näher kennen und sich für ihn interessieren würden, so sollten dann einige Bemerkungen über seinen Charakter, seine Talente und Werke, so wie über seine Kunst- und Zeitgenossen nachgebracht werden. Die erste Lieferung umfaßte die fünf ersten Capitel des ersten Buches, doch ohne Abtheilung in dergleichen Abschnitte.

Anstatt des jetzigen sechsten Capitels gab die zweite, im Maiheft erscheinende Lieferung, eine kurze Vorerinnerung über das Bündniß der italienischen Fürsten und des Pabstes, so wie den Zug Bourbons gegen Rom, die jetzt fehlt, begann dann mit dem siebenten Capitel 1527, und gieng, mit geringer Abkürzung gegen den jetzigen Text, bis dahin, wo Cellini im elften Capitel päpstlicher Trabant wird.

Bei der Uebersendung des Manuscripts bemerkt Goethe, im Juni 1796, er habe Einiges ausgelassen, Cellinis weitere Reise nach Frankreich und, weil er dießmal keine Arbeit finde, seine Rückkehr nach Rom; er werde davon nur einen kleinen Auszug geben; das nächste Stück könne Benvenutos Gefangenschaft in der Engelsburg enthalten, deren umständliche Erzählung er auch abkürzen werde.

So giengen die Lieferungen bis zum Juni 1797 fort, wo der Schluß übersandt wurde, der noch im Junihefte erschien und mit dem Schluß der gegenwärtigen Redaction übereinstimmte, aber noch mit einer Schlußnotiz begleitet wurde, daß Benvenuto sein Leben nicht weiter beschrieben

habe und am 13. Februar 1570 gestorben sei. 'Seine verschiedenen Aufsätze über bildende Kunst, die Zeugnisse der gleichzeitigen Schriftsteller und die Betrachtung seiner hinterlassenen Werke werden uns noch eine unterhaltende und unterrichtende Nachlese gewähren.'

Diese Zugaben sind zwar in den Horen nicht erschienen; Goethe verlor aber den Gegenstand nicht aus den Augen. Im März 1798 dachte er an eine zweite Ausgabe des Cellini, die mit wenigen bedeutenden Noten an Meyers Arbeiten über die florentinische Kunstgeschichte angeschlossen werden sollte. Er machte sich ein Schema zu den Noten, wodurch er sich in den Stand setzte, die kleinen historischen Aufsätze, die hierzu nöthig waren, von Zeit zu Zeit auszuarbeiten. Sie sollten dem Werke hinten angeschlossen werden, so daß man sie auch allenfalls, wie einen kleinen Aufsatz, hintereinander lesen könne. Die Ausarbeitung selbst gieng sehr langsam vorwärts, da, wenn es nicht auf eine Spiegelfechterei hinauslaufen sollte, viel gelesen und überlegt werden mußte, um solche Resultate aufzustellen. Indeß wurde die 'verwünschte Aufgabe' doch endlich im Frühjahr 1803 gelöst und schon im Mai konnte Schiller, der keinen Glauben an den Erfolg beim Publikum gehabt hatte, dem Freunde melden, daß das Buch Beifall finde und vom Strome des Handels und der Literatur ergriffen werde.

Die Aufnahme konnte auch kaum anders als günstig sein. Zwar hatten während des heftweisen Erscheinens in den Horen die feindseligen Journale, besonders 'das giftige Insect', Reichardts Journal Deutschland, nicht unterlassen, auch diese Arbeit, weil sie von Goethe kam, anzugreifen und gerade die Stellen, welche er ausgelassen, weil sie kein Interesse gewährten, als besonders werthvoll hervorzuheben und zu übersetzen; allein die Nachdrucker, die ihr Publikum sehr wohl kannten und sich nicht leicht

an unfruchatbren Dingen vergriffen, hatten die in den Horen veröffentlichten Abschnitte bereits als Buch erscheinen lassen und sogar neu aufgelegt, ehe Goethe seine neue Ausgabe veranstaltete, in welcher, außer den selbstständigen Anmerkungen, nur wenige Stellen des Originals nachzutragen gewesen waren. Ueber die Arbeit selbst, die sich, wohlüberlegte Auslassungen abgerechnet, mit ziemlicher Treue an das Original hält, ist nichts weiter zu sagen; man muß es lesen, und wird sich an diesem naiven Bilde eines merkwürdigen Künstlerlebens von Herzen erfreuen.

Propyläen.

Als Schillers Horen, an denen Goethe ein thätiger, wenn auch nicht eben förderlicher Mitarbeiter gewesen war, eingegangen, empfand Goethe für sich und seinen Freund H. Meyer um so lebhafter das Bedürfniß, eine Zeitschrift zur Verfügung zu haben, um seine und des Freundes Kunststudien zu veröffentlichen und zugleich zusammen zu halten. Schiller vermittelte die Erfüllung dieses Verlangens, indem er Cotta zum Verlage der Propyläen bestimmte, die von 1798 bis 1800 in drei Bänden zu je zwei Heften erschienen, dann aber wegen mangelnder Theilnahme aufgegeben werden mußten.

Die Herausgeber wollten sich, wie Goethe in der Einleitung bekennt, möglichst wenig vom klassischen Boden entfernen, obwohl sie anerkannten, daß die den Griechen natürliche Vollkommenheit den Neueren unerreichbar sei. Die Gefahr der Einseitigkeit sollte durch Verbindung von mehreren Gleichdenkenden vermindert werden, bei denen Abweichungen im Einzelnen stattfinden können, im Ganzen und in den Hauptpunkten aber Uebereinstimmung voraus-

zusetzen sei. Wenn eine Disharmonie der Ansichten mit einem Theile des Publikums auch nicht vermieden werden könne, so werde man bei den Herausgebern doch immer Beharrlichkeit auf Einem Bekenntnisse antreffen. Die Hauptforderung an den Künstler bleibe immer, daß er sich an die Natur halte, mit der er jedoch nur wetteifern könne, wenn er ihr die Art, wie sie bei Bildung ihrer Werke verfahre, wenigstens einigermaßen abgelernt habe. Aber aus dieser Schatzkammer der Stoffe habe er nur das Bedeutende, Charakteristische, Interessante zu wählen und den Kreis der Regelmäßigkeit, Vollkommenheit, Bedeutsamkeit und Vollendung, in welchem die Natur ihr Bestes niederlege, nicht zu überschreiten. Wer zu den Sinnen nicht klar spreche, rede auch nicht zum Gemüth. So müsse der mechanischen Arbeit, die durch irgend ein körperliches Organ auf bestimmte Stoffe wirke und dem Werke Dauer verschaffe, die sinnliche Behandlung voraufgehen, welche das Werk dem Sinne faßlich, erfreulich und durch einen milden Reiz unentbehrlich mache, und diese setze wiederum die geistige Behandlung voraus, die den Gegenstand in seinem innern Zusammenhange ausarbeite und die untergeordneten Motive finde.

Dabei wird nicht verkannt, daß die Richtung des Zeitgeschmacks, wie es die Geschichte leider bestätige, der Ausübung dieser idealen Kunst hinderlich werden könne, wie sich denn auch die Neueren, trotzdem sie die Alten ihre Lehrer nennen und ihren Werken eine unerreichbare Vollkommenheit zugestehen, dennoch in Theorie und Praxis von ihren Maximen entfernen; sie vermischen die verschiedenen Arten der Kunst und streben nach Naturwirklichkeit, statt nach Naturwahrheit zu streben.

In diesem Sinne und auf diesem Gebiete sollten die Propyläen wirken, doch auch die Theorie und Kritik der Dichtkunst sollte nicht ausgeschlossen sein. Indeß fand sie

keine eingehende Berücksichtigung. Der Geist des Idealismus widerstrebte aber der Zeit, die sich, der romantischen Strömung gemäß, auf das Phantastische und Formlose wendete, so daß die Weimarischen Kunstfreunde sich wie auf einen verlorenen Posten gestellt sahen und zwar sich nicht in ihren Gesinnungen änderten, aber ihre Thätigkeit einstweilen einstellten. Goethe selbst hat außer dem 'Sammler', 'Wahrheit und Wahrscheinlichkeit', der Uebersetzung von Diderots Versuch über die Malerei und der Einleitung nur noch den Aufsatz über Laokoon beigesteuert, der eine äußere Veranlassung hatte.

Der aus Italien heimkehrende Archäolog Hirt brachte im Sommer 1797 einen Aufsatz über diesen vielbesprochenen Gegenstand mit nach Weimar, den Goethe las und Schiller in die Horen aufnahm. Die Lehren Winckelmanns und Lessings von der edeln Einfalt und stillen Größe in Stellung und Ausdruck, von der Schönheit als vorzüglichstem Kennzeichen und höchstem Gesetze griechischer Kunst wurden darin auf das Wirksamste bestritten. Jene nahmen an, der Künstler, der den Laokoon bildete, habe wegen der Regeln seiner Kunst den Moment des Schreiens, das Laokoon beim Virgil erhebt, vermieden und den Ausdruck vom Schreien zum Seufzen herabgestimmt. Hirt dagegen lehrte, der Künstler habe vielmehr den Moment des höchsten Grades von Ausdruck gewählt und hebe erst da an, wo der Dichter aufhöre. Laokoon könne nicht mehr schreien, da er im höchsten Augenblick des Todeskampfes dargestellt sei und im nächsten todt zusammenstürzen müsse. Nicht die Schönheit sei das höchste Gesetz der antiken Kunst, sondern die Individuellheit der Bedeutung, Charakteristik, der in jeder Vorstellung, in jeder Figur alle übrigen Gesetze untergeordnet seien.

Einer solchen Erschütterung des Idealismus in seinen Grundfesten konnte Goethe nicht ruhig zusehen. Er schrieb

dagegen seinen Laokoon, mit dem die Propyläen eröffnet wurden. Er hält, obwohl die Forderungen des Idealismus durch die Laokoonsgruppe als erfüllt betrachtend, eine gewisse Mitte zwischen Hirt und den von diesem bekämpften Annahmen, da er die Stellung aus physischen Gründen erklärt, indem der Biß der Schlange und das augenblickliche Gefühl der Wunde die ganze Bewegung des Vaters verursache, das Fliehen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervorstreben der Brust, das Niederzucken der Achsel und die Bewegung des Hauptes, wobei denn auch die väterliche Neigung für die Kinder mitwirke, so daß physische und moralische Motive in der ganzen Gruppe und in jeder einzelnen der drei Figuren erkennbar seien. Er leitet dabei die Vorstellung auf das dramatische Gebiet hinüber und erkennt in den beiden Söhnen die Motive des Mitleids und der Furcht, im Vater das des Schreckens im höchsten Grade.

Hirt blieb die Entgegnung nicht schuldig und Schiller war so gerecht, dieselbe in das letzte Heft der Horen aufzunehmen, obwohl 'sein höchst beweglicher und zarter Idealismus am weitesten von Hirts Dogmatik abstand.'

Den Anlaß zu dem Gespräche 'Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke' in den Propyläen 1798, gibt Goethe selbst an. Er geht von gemalten Zuschauern in einer Operndecoration aus, die anstößig gefunden wurde, es aber nicht sei, weil die innere Wahrheit, die aus der Consequenz eines Kunstwerkes entspringe, das Kunstwahre von dem Naturwahren unterscheide; nur der Ungebildete könne ein Kunstwerk als Naturwerk nehmen, um es auf eine natürliche, oft rohe und gemeine Weise zu genießen. Merkwürdigerweise läßt sich Goethes „Zuschauer“ durch diese an sich richtigen Sätze mit den gemalten Zuschauern aussöhnen, ohne einzuwenden, daß er eben in diesem Theile des Kunstwerkes, der Oper, die

Consequenz des Ganzen, also die innere Wahrheit vermisse, da die Oper als dramatisches Erzeugniß wie jedes Drama auf bewegter Handlung beruhe, die gemalten Zuschauer aber einen unveränderlich fixierten Moment repräsentieren.

Im November 1798 arbeiteten Goethe und Schiller einen Stoff gesprächsweise gemeinschaftlich durch und schematisirten ihn zu einer kleinen Composition. Es war 'der Sammler und die Seinigen', ein kleines Familiengemälde in Briefen, das zur Absicht hatte, die verschiedenen Richtungen, welche Künstler und Liebhaber nehmen können, wenn sie nicht aufs Ganze der Kunst ausgehen, sondern sich an einzelne Theile halten, auf eine heitere Weise darzustellen. Die Ausführung verzögerte sich aber wider Erwarten. Da es am Ende nur darauf ankam, die wichtigsten Punkte anzuspielen, so schloß Goethe im Mai 1799 ab und ließ den Briefroman im zweiten Hefte des zweiten Propyläenbandes 1799 erscheinen. Er schreibt, wie in diesen Aeußerungen an Meyer, in seinen Briefen an Schiller diesem vielen Antheil an dem Inhalt und der Gestalt der Arbeit zu und Schiller erkennt darin das heiter und kunstlos ausgegossene Resultat eines langen Erfahrens und Reflectierens, das auf jeden irgend empfänglichen Menschen wundersam wirken müsse. Der Gehalt sei nicht zu übersehen, eben weil so vieles Wichtige nur zart, nur im Vorübergehen angedeutet werde. Die Aufführung der Charaktere und Kunstrepräsentanten habe dadurch noch sehr gewonnen, daß unter den Besuchfratzen keine in das Fachwerk passe, welches nachher aufgestellt werde. Nicht zu erwähnen, daß der kleine Roman dadurch poetisch an Reichthum gewinne, so werde auch dadurch philosophisch der ganze Kreis vollendet, welcher in den drei Klassen des Falschen, des Unvollkommenen und des Vollkommenen enthalten sei.

Beide, Goethe wie Schiller, hegten große Erwartungen

über die Wirkung; Schiller meinte, sie könne derjenigen der Xenien ähnlich werden. Dem widersprach schon die Einkleidung, welche in bestimmten Kunstliebhabern die Stufen der unvollkommnen Kunst genetisch behandelt, den trocknen Nachahmer oder Abschreiber der Natur, den Skizzisten, der sich mit dem geistreichen Entwurf begnügt, und den Charakteristiker, der die Forderungen des Gemüths abweist. Letzterer, der mit den Hauptsätzen Hirts über Laokoon wörtlich ausgestattet ist, wird im fünften Hefte sehr eingehend geschildert und im sechsten mit Schillers Dialektik so in die Enge getrieben, daß er davon läuft.

Diese beiden Briefe bilden den eigentlichen Kern und enthalten eine Art von Kriegserklärung gegen Berlin; sie allein konnten geeignet sein, dort Wirkung zu machen. Aber man schwieg dort.

Der siebente Brief schildert in satirischen Zügen die gewöhnlichen Galeriebesucher, die Prüden, die das Nackte verabscheuen; die Zerstreuten, die ihre Gedichte vorlesen und die Bilder nicht beachten; die Gelehrten, denen das unrichtige Costüme mit den übrigen Anachronismen widrige Eindrücke macht, und dergleichen leere Beschauer, deren Masse die Masse des Publikums bilde.

Im achten, letzten Briefe werden dann sechs Fächer aufgestellt und darin die Eigenschaften bezeichnet, welche die Mängel des Künstlers enthalten, wenn ihn die Natur darauf beschränkt, aber Fehler werden, wenn er mit Vorsatz in dieser Beschränkung verharrt. Erst wenn alle verbunden wirken, kann der wahre Künstler, der wahre Liebhaber erwachsen.

Diese sechs Klassen bilden der Nachahmer mit seiner falschen Natürlichkeit; die Imaginanten (Phantomisten, Phantasmisten, Nebulisten u. s. w.), die ohne Realität sind, nirgends ein Dasein haben und Kunstwahrheit als schöne Wirklichkeit entbehren; die Charakteristiker, die wegen ihres

scheinbaren Rechtes, durch Beschränkung der Kunst, weit mehr schaden als die zweite Klasse, und gegen welche die Fehde nicht aufgegeben werden soll; viertens die Undulisten, die das Weichere und Gefällige ohne Charaktere und Bedeutung lieben, wodurch denn zuletzt höchstens eine gleichgültige Anmuth ensteht; fünftens die Kleinkünstler (Miniaturisten), die mit der größten Sorgfalt einen kleinen Raum auspunktieren und unverächtliche Eigenschaften besitzen, über die der wahre Künstler auch gebieten, bei denen man aber nicht stehen bleiben soll; endlich sechstens die Skizzisten, die, weil sie unmittelbar zum Geiste sprechen, den Unerfahrenen leicht gewinnen, den äußern Sinn aber nicht befriedigen, weil sie sich um Zeichnung, Proportion, Formen, Charakter, Ausdruck, Zusammenstellung, Uebereinstimmung und Ausführung nicht bekümmern.

Während es die eine Hälfte dieser Klassen zu ernst, streng und ängstlich nimmt, nimmt es die andere zu leicht und lose. Nur aus innig verbundenem Ernst und Spiel kann wahre Kunst entspringen. Die Verbindung je zweier dieser Klassen bildet eines der drei Erfordernisse des vollkommenen Kunstwerks, der Wahrheit, Schönheit und Vollendung, was in einem Schema vorgezeichnet wird.

Wie es, praktisch angewandt, mit dieser Classificierung gemeint war, geht aus einem Briefe an Schiller hervor, in dem zunächst bemerkt wird, daß alle neueren Künstler in die Klasse des Unvollkommenen gehören und also mehr oder weniger in die getrennten Rubriken fallen; sodann wird Meyers Entdeckung mitgetheilt, daß Giulio Romano zu den Skizzisten gehöre. 'Wenn man nun, heißt es weiter, den Michel Angelo zum Phantasmisten, den Correggio zum Undulisten, den Raphael zum Charakteristiker macht, so erhalten diese Rubriken eine ungeheure Tiefe, indem man diese außerordentlichen Menschen in ihrer Beschränktheit betrachtet und sie doch als Könige oder hohe Repräsentanten ganzer Gattungen aufstellt. Nachahmer werden wohl die Deutschen bleiben.'

Der Sammler sollte fortgesetzt werden; aber die Fortsetzung unterblieb.

Winckelmann und Hackert.

Einige Jahre später nahm Goethe das Thema, allerdings in sehr veränderter Form, wieder auf. Der classische Idealismus war zu sehr das bildende Princip bei ihm geworden, als daß er nicht immer wieder darauf hätte zurückkommen müssen. Wie er im Sammler polemisch gegen die Charakteristiker für Winckelmann und Lessing aufgetreten war, zeichnete er 1804—1805 mit hingebender Liebe ein Lebensbild des Erstern, der zuerst das Alterthum mit großem Blick betrachtet hatte. Ein Freund Winckelmanns, Hieronymus Dieterich Berendis, war als weimarischer Kammerrath und Chatoullier der Herzogin Amalie am 26. Oct. 1783 gestorben. Aus seinem Nachlaß kam eine Anzahl von Briefen Winckelmanns durch die Herzogin Amalie an Goethe, die er jedoch erst mehr als zwanzig Jahre nachher veröffentlichte. Die Briefe selbst sind in Goethes Werke nicht aufgenommen, die Einleitung, mit welcher er sie ausstattete, wird das schönste Denkmal bleiben, das dem Wiedererwachen des griechischen Geistes in moderner Zeit gesetzt ist. Das Persönliche, Individuelle scheint darin die Hauptaufgabe zu sein, aber es ist gerade nur so weit benutzt, um eine große Composition mit einer bestimmten veranlassenden Persönlichkeit in Bezug zu setzen. Man lernt Winckelmann kennen, aber man lernt mehr, man lernt die Bedingungen kennen, unter denen die Wiedergeburt des griechischen Geistes möglich wurde, nicht

bloß bei einzelnen Individuen, sondern beim ganzen Zeitalter, und da durch die romantische Strömung diese Bedingungen wieder beseitigt wurden, konnte man beim Erscheinen der Charakteristik dieselbe in ähnlichem Sinne wie den 'Sammler' als eine Kriegserklärung gegen die Zeit aufnehmen.

In diesem Sinne ist die Einleitung auch häufig genug genommen worden. Wo von Goethes Heidenthum die Rede ist, geht man von den Abschnitten aus, die sich hier auf Antikes, auf Heidnisches beziehen, in denen allerdings auch der Schwerpunkt dieser Arbeit beruht. Goethe geht von dem Satze aus, daß sich bei den Alten, besonders den Griechen in ihrer besten Zeit, aus der gleichmäßigen Vereinigung ihrer sämmtlichen Kräfte und Fähigkeiten, aus dem gesunden Wirken der Natur als eines Ganzen ihre harmonische Thätigkeit entfaltet habe. Für sie hatte das Geschehende den einzigen Werth, nicht wie bei den Neueren das Gedachte und Empfundene. Alle hielten am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest. Der Mensch war ihnen das Wichtigste; sie kannten die unheilbare Trennung gesunder Menschenkraft noch nicht. Auf diese Welt und ihre Güter sahen sie sich angewiesen und nur innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt fanden sie ihre einzige Behaglichkeit. 'Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werthe des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft, machen solch ein unzertrennliches Ganze, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses wie in dem der Aufopferung, ja des Untergangs eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden.'

Aus der Vereinigung der gesammten Kräfte entwickelte sich geistig das Ideal des sinnlich Schönen und das sinnlich Schöne selbst, zu dessen Hervorbringung der Mensch, sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringend, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufrufend, sich steigert. 'Ist es einmal hervorgebracht, steht es in freier idealer Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde und die höchste Wirkung hervor, nimmt alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist.'

Aus diesen allgemeinen Zügen läßt Goethe schrittmäßig das Bild Winckelmanns erwachsen, der unbewußt den Geist des Alterthums, so weit es dem in der Beschränkung festgehaltenen Modernen möglich gemacht ist, in sich wiederaufleben läßt und sich mit der bedingenden Welt in Harmonie zu bringen und zu erhalten weiß.

Mit geringerer innerer Theilnahme schrieb Goethe die Biographie Ph. Hackerts, den er in Italien selbst kennen gelernt hatte und dessen Papiere ihm, als Hackert im April 1807 gestorben war, von den Hinterbliebenen, der Verordnung des Verstorbenen gemäß, zum Zweck der Bearbeitung und Herausgabe übersandt wurden. Die erste Skizze erschien bald darauf (29. 30. Juni) im Morgenblatt; die Ausarbeitung des Werkes selbst fällt in das Spätjahr 1807. 'Es war eine schwierige Aufgabe, bemerkt Goethe in den Annalen; denn die mir überlieferten Papiere waren weder ganz als Stoff, noch ganz als Bearbeitung anzusehen. Das Gegebene war nicht ganz aufzulösen, und wie es lag, nicht völlig zu gebrauchen. Es verlangte daher diese Arbeit mehr Sorgfalt und Mühe, als ein eigenes, aus mir selbst entsprungenes Werk, und

es gehörte einige Beharrlichkeit und die ganze dem abgeschiedenen Freunde gewidmete Liebe und Hochachtung dazu, um nicht die Unternehmung aufzugeben.' Für die Richtigkeit der Thatsachen ist Goethe nicht verantwortlich, und manche Angaben sind der Berichtigung sehr bedürftig. Man darf z. B. bei der 'Directorstelle' nur vergleichen, was Tischbein (Aus meinem Leben 1, 134 ff.) ganz anders und viel natürlicher erzählt, um sich von der Befangenheit Hackerts zu überzeugen. Da tritt denn auch Domenico Mondo (nicht Monti) in ein viel besseres Licht, als Hackert anzuwenden für gut fand. Ueber Art der benutzten Papiere und die Behandlung derselben spricht Goethe unter den Nachträgen in der Vorerinnerung; diese und die Mittheilungen über Charles Gore sind das Einzige was Goethe selbst gegeben hat. Die Biographie erschien zuerst 1811.

Ueber Kunst.

Aus früheren Blättern dieser Darstellung (S. 98 ff.) ist erinnerlich, welchen Standpunkt Goethe zur deutschen Kunst, besonders zur kirchlichen Baukunst eingenommen. In Italien hatte er andere Ansichten gewonnen. Ihm gieng dort „zum erstenmale der Begriff wahrer Kunst auf“, und er suchte ihren Werken mit allen Mitteln der Reflexion und der Technik beizukommen. Er fand nun, daß „alle nordischen Kirchenverzierer ihre Größe in der multiplicierten Kleinheit“ suchen, daher denn „Ungeheuer“ entstanden, wie der Mailänder Dom. Er fand ferner, daß „der Künstler durch das Material bedingt werde und der in seiner Art der trefflichste sein müsse, der seine Erfindungen gleichsam in der Natur der Materie mache, wie die Alten gethan.“ Seitdem ließen ihn die Alten nicht wieder los.

„Sie sind in dem ganzen Kunstfache unsre Meister;“ selbst in der Malerei, wie er sie in Pompeji hatte kennen lernen, erschienen sie ihm so. Er zeigt das, gleichsam am Geringsten, an der Arabeske, der er in der Kunst nur den Platz anweisen will, und die er als eine Ersparniß an Kunst bezeichnet. Aber selbst in diesem Geringsten entfaltet er die vollendete künstlerische Durchbildung des Alterthums, da diese Blumen, Ranken und Figuren von Künstlern der Landstädte gemalt seien, um die einfarbige Wand freundlicher zu machen, in welche mythologische Stücke, die man von Künstlern der größeren Städte erworben, auf Tafeln eingelassen worden. Gegen diese Mittelstücke bewegen sich die leichten Züge der Arabeske und stehen damit in heiterer Harmonie.

Er ist aber nicht gerade unbillig gegen neuere Maler und erkennt z. B. in Raphaels Christus und den zwölf Aposteln „glückliche Erfindung, bequeme und leichte Ausführung, Gestalten, die, ohne einander zu gleichen, innere Beziehung auf einander haben.“ Zwar erkennt er Raphael nicht „aus dem Material, in dem er arbeitete,“ der Farbe, aber er bezeugt, daß die Falten stets und bis ins Kleinste richtig gezeichnet sind, ja er entdeckt in den Falten, die sich bei Christus an Knie und Leib schmiegen, während Christus selbst mit erhobenen Händen erscheint, so daß er die Gewandung eben hat fallen lassen müssen, „ein Beispiel von dem schönen Kunstmittel, die kurz vorher gegangene Handlung durch den überbleibenden Zustand der Falten anzudeuten.“

Eines der Hauptresultate, das er bald nach der Heimkehr aus Italien in Wielands Merkur (Februar 1789) aussprach, war die Unterscheidung der drei Kunststufen: die einfache Nachahmung der Natur, die auf ruhigem Dasein und liebevoller Gegenwart beruht, für fähige, aber beschränkte Naturen paßt, angenehme, aber beschränkte,

meist leblose Gegenstände wählt, doch hohe Vollkommenheit in der Beschränkung nicht ausschließt. Sodann die Manier, die sich einen besondern eignen Ausdruck für die Natur schafft und am geschicktesten bei Gegenständen angewandt wird, die in einem großen Ganzen viele kleine subordinierte Gegenstände enthalten. Goethe schließt den Tadel aus dem Begriff aus, und stellt unter die dritte Bezeichnung, Stil, das Höchste was die Kunst vermag. 'Stil entsteht, wenn die Nachahmung der Natur dahin gelangt, die Eigenschaften der Dinge genau zu kennen, die Reihe der Gestalten übersieht und die charakteristischen Formen neben einander zu stellen und nachzuahmen weiß.' 'Stil ruht auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntniß, auf dem Wesen der Dinge, insofern es uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greifbaren Gestalten zu erkennen.'

Als Goethe diese Erläuterungen gab, hatte er die Absicht, seine Kunstausbeute von der italienischen Reise nach und nach vorzulegen, und nur für diese Mittheilungen schickte er eine Verständigung über jene drei Begriffe voraus. Die Mittheilungen wurden nicht fortgesetzt, da das politische Interesse alle übrigen zurückdrängte. Goethe schwieg Jahre lang über Kunst und gab sich naturwissenschaftlichen Untersuchungen hin, doch ohne die Kunst ganz darüber aus den Augen zu verlieren.

Erst die engere Verbindung mit Heinrich Meyer, der ihm den technischen und eigentlich antiquarischen Theil näher brachte, und mit Schiller, mit dem er das Ideelle durchsprach und durcharbeitete, führte ihn wieder specieller auf dieses Gebiet, das er dann in den Aufsätzen, die er in den Propyläen veröffentlichte (Laokoon, Sammler, Anmerkungen zu Diderot u. s. w.) und in dem Schema über den Dilettantismus umfassend behandelt. Namentlich ist der gemeinschaftlich mit Schiller und Meyer bearbeitete, wenn auch nur schematisch behandelte Aufsatz über den Dilettantismus von außerordentlicher Tiefe der Erfahrung eingegeben und kann noch gegenwärtig zur Sonderung aller Kunsterzeugnisse nach ihrem relativen Werthe dienen.

Es war gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts die ausgesprochne Aufgabe der drei Befreundeten, den alten Wust subjectiver Ansichten auszufegen und der literarischen und künstlerischen Mittelmäßigkeit den offnen Krieg zu erklären. Dazu dienten die Xenien, die Horen, die Propyläen, die eignen positiven Leistungen Goethes und Schillers und die Preisaufgaben, die von Goethe und Meyer ausgiengen, an denen aber auch Schiller Theil nahm. So wurden von 1799—1805 sieben Aufgaben gestellt und ebenso viel Ausstellungen gehalten. Die Gegenstände waren meistens der griechischen Heroenzeit entlehnt, Paris und Helena, Hektor und Andromache, Achill auf Skyros, Perseus und Andromeda, Cyclop, Sündfluth oder Ueberschwemmung, Stall des Augeias oder Thaten des Herkules. Erst der Krieg unterbrach diese Preisaufgaben, bei denen bemerkt wurde, daß bloße Zeichnungen genügen sollten. Als Hauptsache galt die Erfindung und als höchstes entschiedenstes Verdienst, wenn die Auflösung der Aufgabe schön gedacht und innig empfunden, wenn alles bis ins Kleinste motiviert war und wenn die Motive aus der Sache flossen und Gehalt hatten. Nach der Erfindung kam der Ausdruck in Betracht, das Lebendige, Geistreiche der Darstellung; in letzter Linie erst die Zeichnung und Anordnung. Die größte Einfachheit und Oekonomie der Darstellung mit Vermeidung alles Unnützen und Ueberflüssigen, wäre es auch nur ein Nebenwerk und übrigens noch so zierlich, wurde noch besonders zur Pflicht gemacht.

Die Preise erhielten Hoffmann in Köln; Nahl in Kassel; ein Schüler desselben L. Hummel; im Landschaftlichen Rohde; einen andern J. Martin Wagner in Würz-

burg. Nahl setzte die klassische Richtung in Kassel fort; von ganz besondrer Folgewichtigkeit war der an Wagner ertheilte Preis, da sich daran dessen italienische Reise knüpfte und die Verbindung mit dem Kronprinzen Ludwig von Bayern. Wagner wurde der mit unbedingtem Vertrauen beehrte künstlerische Gewissensrath des Kronprinzen, der alles kaufte, was Wagner ihm empfahl, und dadurch jene Kunstschätze sammelte, welche die höchsten Zierden der Glyptothek sind und auf die Verbreitung des klassischen Geschmacks in Deutschland unberechenbaren Einfluß gehabt haben.

So blieben die Bestrebungen der weimarischen Kunstfreunde auch in andern Richtungen nicht ohne praktischen Erfolg. Bei der Betrachtung von Tischbeins Köpfen Homerischer Helden, die Goethe in Göttingen zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sah, durfte er mit Recht sagen: 'Wie viel weiter war man nicht schon gekommen, als vor Jahren, da der treffliche das Echte vorahnende Lessing vor den Irrwegen des Grafen Caylus warnen und gegen Klotz und Riedel seine Ueberzeugung vertheidigen mußte, daß man nicht nach Homer, sondern wie Homer mythologisch epische Gegenstände bildkünstlerisch zu behandeln habe.'

Der klassische Geschmack schien eine Zeit lang die unbedingte Herrschaft zu erlangen und namentlich wurde die antike Welt Gegenstand der zeichnenden Künste. Bis in die Auszierung der Taschenbücher drang diese Richtung vor. Freilich begreift man gegenwärtig nicht recht, wie sich die Künstler jener Zeit einreden konnten, den klassischen Stil erreicht zu haben, da sie über die manierierte Darstellung nicht hinauskamen; die kurzen dicken Gestalten, die plumpen Geräthe, die alltäglichen Gedanken, der Mangel an Adel in Erfindung und Ausdruck haben diesen Schöpfungen längst ihren Platz unter den vergessenen

Versuchen gesichert. Allein aus dieser klassischen Richtung giengen dennoch die bedeutendsten Künstler der neueren Zeit hervor und selbst die bloßen Liebhaber vermochten nicht, sich derselben zu erwehren.

Auf einer der Ausstellungen, 1803, waren die Blätter vorgelegt, in welchen Riepenhausen in Rom den Versuch gemacht, Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi, die man nur aus der Beschreibung des Pausanias kennt, darzustellen. Goethe wurde dadurch angeregt, dieß 'Polygnotische Wesen' zu ordnen und geistig näher zu bringen. Damit betrat er das Gebiet des Archäologen, dem es weniger um Abstractionen von Kunstmaximen, als um die richtige Erkenntniß der vorhandenen Denkmäler der Kunst zu thun sein kann. Das erforderte dann eine andre Art von Studien, als die bisherige ästhetische Betrachtungsweise, einen größeren Vorrath von philologischer Gelehrsamkeit, die mühselig zu erwerben und nicht bequem anzuwenden war. Aber Goethe hatte den Muth, sich auch nach diesen Seiten hin trefflich auszurüsten, und nahm sich vor, den Pausanias, Plinius und die beiden Philostrate für den ausübenden Künstler zu bearbeiten. Inzwischen verliefen Jahre, ehe er wieder auf diesen Gebieten hervortrat, und dann waren seine Aufsätze so gehalten, daß er selbst vorschlug, wenn man sie als Erklärungen nicht wolle gelten lassen, so möge man sie als Gedicht zu einem Gedicht ansehen.

Er hob also auch innerhalb dieser archäologischen Untersuchungen wiederum den ästhetischen Gesichtspunkt hervor und stieg in die Seele des Künstlers hinab, um ihn da zu belauschen, wo er mit dem Dichter zusammentrifft. Da mußte es ihm dann bei seiner Anschauung von der alten Kunst sehr unerfreulich auffallen, wenn die Zeugnisse des Alterthums bei einem berühmten Kunstwerke nicht den idealen Gehalt, sondern die große Natürlichkeit

desselben hervorhoben, die er nur für eine niedrige Stufe gelten lassen konnte. Schloß er doch aus der Erzählung, daß die Vögel nach des großen Meisters Kirschen geflogen, nicht auf die Vortrefflichkeit des Bildes, sondern darauf, daß die Liebhaber echte Sperlinge gewesen.

Aehnliches Lob wie den Früchten des Zeuxis zollten die Alten einem Erzbildwerke, der Kuh Myrons: ein Löwe will sie zerreißen, der Hirte wirft einen Stein nach ihr, um sie von der Stelle zu bewegen, der Ackersmann bringt Kummet und Pflug, sie einzuspannen, eine Bremse setzt sich auf ihr Fell, ein Stier will sie bespringen. Aber Myrons Bestreben war gewiß nicht, Natürlichkeit bis zur Verwechslung mit der Natur darzustellen; er, ein Nachfolger des Phidias und Vorgänger des Polyklet, wußte gewiß seinen Werken Stil zu geben, sie von der Natur abzusondern.

Mit Hülfe alter Zeugnisse und Münzbilder findet nun Goethe, daß die Kuh eine säugende gewesen sein muß, an deren Euter das knieende Kälbchen lag und den leeren Raum, eine anmuthige Gruppe bildend, ausfüllte. 'Nur insofern die Kuh säugt, ist es erst eine Kuh.' Das Mütterliche wird hier zum Idealen erhoben und erst dies verbunden mit dem Natürlichen macht das Werk zum Kunstwerke, dessen naive Conception entzückt.

Von dem thierischen Geschäft des Säugens geht Goethe weiter und zeigt, daß die bildende Kunst solche Functionen weder bei Götter-, noch Heroen-, noch Menschengestalten habe darstellen und nur bei Halbmenschen, wie den Centauren, habe zulassen können oder bei Thieren, die Menschen säugen, wie die römische Wölfin. Denn es war 'Sinn und Bestreben der Griechen, den Menschen zu vergöttern, nicht die Götter zu vermenschen; nicht das Thierische am Menschen wurde geadelt, sondern das Menschliche des Thieres hervorgehoben.'

In ähnlicher Weise schafft er in Der Tänzerin Grab' einen Einwand gegen die Lehre bei Seite, daß die Kunst nur das Schöne zum Ziele habe. Auf einem der gedeuteten Bilder erscheint die Tänzerin in der unästhetischen Kreuzesform, die Glieder gehen im Zickzack, die linke Hand stützt sich auf die Hüfte, der rechte Arm ist erhoben, die Tänzerin erhält sich noch auf Einem Fuße, allein sie drückt den andern an den Schenkel des ersteren; sie erscheint in dem traurigen lemurischen Reiche sich mühsam aufrecht zu erhalten.

Um das Aesthetische zu retten, bemerkt Goethe: 'Die göttliche Kunst, welche alles zu veredeln und zu erhöhen weiß, mag auch das Widerwärtige, das Abscheuliche nicht ablehnen; aber sie wird nicht Herr vom Häßlichen, als wenn sie es komisch behandelt.' Und so ist denn diese menschliche Zickzackform eine Schöpfung der Komik in der Kunst.

So entwickelte Goethe bei der Betrachtung alter Bildwerke immer ein ideelles Element und wies die Einwürfe der Natürlichkeit ab. Aber neben dem Klassischen drängte sich allmählich eine fast ungeahnte Fülle von unklassischen Schöpfungen auf. Durch die Sammlungen und die Bekanntmachung alter deutscher Kunst erweiterte sich das Gebiet der Kunstgeschichte und mit der bloßen Ablehnung war es nicht mehr gethan. So fand eine freundliche Aussöhnung mit diesen Erscheinungen und den ihnen gewidmeten Bestrebungen statt; Goethe stellte sich zu diesen Achtung gebietenden, aber die Seele nicht ausfüllenden Schöpfungen in ein Protectionsverhältniß und besprach oder empfahl Einzelnes, ohne sich übrigens von seinen klassischen Grundanschauungen wegdrängen zu lassen. Manches faßte er vom geschichtlichen Standpunkte auf, anderes regte seinen Forschungsgeist an und mit großem Scharfsinn gab er sich geringfügigen Untersuchungen hin. Vieles

unter den kleinen Aufsätzen über Kunstgegenstände ist aus Gefälligkeit, aus Dankbarkeit, zur Ermunterung geschrieben; um Eindrücke zu fixieren, um anzuregen, wie in dem 'Verein der deutschen Bildhauer', die sich verpflichten sollen, das britische Museum zu besuchen, um die von Lord Elgin geraubten Marmorarbeiten zu studieren. Einiges, was wir in seinen Werken finden, gehört Goethe nicht an, so die 'Herstellung des Straßburger Münsters', ein Aufsatz, (ins Jahr 1817 zu setzen) von Sulpiz Boisserée verfaßt, der im September 1816 mit Zelter in Straßburg gewesen war. Goethe hat nur wenige, sogleich kenntliche Notizen hinzugefügt.

Diderot.

Im Jahre 1797 war Schiller Diderots Aufsatz über die Malerei in die Hand gefallen. Die belebende Gesellschaft dieses Geistes stärkte ihn. Dabei kam ihm doch vor, daß es Diderot ergehe, wie vielen andern, die das Wahre mit ihrer Empfindung treffen, aber es durch das Raisonnement manchmal wieder verlieren. 'Er sieht mir, schrieb Schiller an Goethe, bei ästhetischen Werken noch viel zu sehr auf fremde und moralische Zwecke, er sucht diese nicht genug in dem Gegenstande und in seiner Darstellung. Immer muß ihm das schöne Kunstwerk zu etwas anderm dienen. Und da das wahrhaftig Schöne und Vollkommene in der Kunst den Menschen nothwendig verbessert, so sucht er diesen Effect der Kunst in ihrem Inhalt und in einem bestimmten Resultat für den Verstand oder für die moralische Empfindung. Ich glaube, es ist einer von den Vortheilen unsrer neueren Philosophie, daß wir eine reine Formel haben, um die subjective Wirkung des Aesthetischen auszusprechen, ohne seinen Charakter zu zerstören.'

Goethe stimmte damit überein und erklärte Diderot für ein merkwürdiges Beispiel, da er bei einem so hohen Genie, bei so tiefem Gefühl und klaren Verstand, doch nicht auf den Punkt kommen konnte, zu sehen: daß die Kultur durch Kunst ihren eigenen Gang gehen müsse, daß sie keiner andern subordiniert sein könne, daß sie sich an alle übrige so bequem anschließe, was doch so leicht zu begreifen sei, weil das Factum so klar am Tage liege.

Die Abhandlung selbst hatte für ihn aber eine besondere Bedeutung. Zwar schien sie veraltet, da sie gegen die pedantischen Manieristen der französischen Schule gerichtet war und ihren Zweck längst erfüllt hatte; aber er sah, daß Diderots Gesinnungen, die nur vom Manierierten zum Gesunden hinüberführen sollten, noch als theoretische Grundmaximen fortspukten, so daß man es nicht mit Diderot, sondern mit denen zu thun hatte, die jene Revolution der Künste, welche er hauptsächlich mit bewirken geholfen, an ihrem wahren Fortgange hinderten, indem sie auf der breiten Fläche des Dilettantismus und der Pfuscherei, zwischen Kunst und Natur hinschleiften und eben so wenig geneigt waren, eine gründliche Kenntniß der Natur, als eine gegründete Thätigkeit der Kunst zu befördern. Er hielt deshalb eine Uebersetzung für zeitgemäß und begleitete dieselbe (die zuerst in den Propyläen 1799 erschien) mit Zwischenreden, die er mehr humoristisch als künstlerisch nennen wollte, wobei er denn, wie er scherzend bemerkt, als der Ueberlebende Recht behält.

Erst 1819 wurde die Uebersetzung in den zwanzigsten Band der Werke aufgenommen.

Ein anderes Werk Diderots kam im Jahre 1804 in Goethes Hände. Schillers Schwager, v. Wolzogen, hatte eine Abschrift des ungedruckten Gesprächs 'Rameaus Neffe' in Petersburg erhalten und Schiller zur Uebersetzung und Herausgabe mitgetheilt. Schiller hatte keine

sonderliche innere Aufforderung zu einer solchen Arbeit und überließ sie Goethe, der durch häufiges Unwohlsein verhindert wurde, sich mit gesammelter Stimmung ernsteren Beschäftigungen hinzugeben. Während Schiller Racines Phädra übertrug, übersetzte Goethe den Neffen Rameaus.

Der Dialog war zwischen 1760 und 1764, nach dem Erscheinen von Palissots 'Philosophen' und vor dem Tode des Musikers Rameau abgefaßt, wahrscheinlich gleich nach Palissots Pasquill, das im Mai 1760 aufgeführt war. Ueber den Inhalt und die Bedeutung dieses Stücks gibt Goethe in den Anmerkungen unter 'Palissot' und 'Philosophen' die vollständigste Auskunft. Palissot hatte die Verfasser der Encyklopädie, d'Alembert, Duclos, Diderot, Helvetius u. A. als selbstsüchtige Thoren, deren Grundsätze zum Taschendiebstahl führen, dem Gelächter preisgegeben. Diderot rächte sich in dem Dialoge, indem er einen an der äußersten Grenze der Abscheulichkeit gezeichneten Burschen bekennen läßt, daß Palissot in allen den Eigenschaften, die er rückhaltlos an sich bloß legt, ihm noch um einige Stufen überlegen sei.

Neben Palissot erscheinen dann die übrigen Spießgesellen Fréron, Poinsinet, Baculard und in gewisser Weise auch Bret, d'Olivet, le Blanc, Batteux und Robbé sammt allen verschrieenen Musikern, Schriftstellern, die keine Leser finden, ausgepfiffnen Schauspielern, Schauspielerinnen und platten Schmarotzern, an deren Spitze zu stehen Rameaus Neffe sich zur Ehre rechnet.

Diese Figur hat wirklich existiert. Er war ein Brudersohn Rameaus, des Musikers, aus Dijon, Sohn eines dortigen Apothekers, verheirathet gewesen (Diderot läßt es unbestimmt, ob die Frau gestorben oder entlaufen) und Vater eines Sohnes. Man weiß nicht, ob man beim Anblick dieser Figur der Lust zu lachen oder dem Triebe der Verachtung folgen soll.

Er zeigt sich als Repräsentant jener cynischen Genies, die man aus der Gesellschaft ausstoßt, und denen keine Wahl bleibt, als Bettler oder Schmeichler zu sein; in deren garstigen Köpfen so richtige Gedanken mit so viel Tollheit gemischt sind; Tagediebe, Thoren, die, um ein Mittagsessen zu erschnappen, das sie alle aus ihren Löchern hervortreibt, das Talent, den Narren zu machen und sich zu erniedrigen, so weit treiben als möglich, die aber doch Ehrgefühl auf ihre Art haben, indem sie sich wohl wegwerfen, aber es ohne Zwang thun wollen. Sie haben die Philosophie der Liederlichkeit bis zur Vollkommenheit ausgebildet und essen, um zu leben, das theure Brod: Wissenschaft und Tugend anzugreifen; sie lästern, wenn sie unterhalten; sie kuppeln, wenn sie dienen. Ihr Charakter ist niemals falsch, wenn es ihr Vortheil heischt, wahr zu sein, niemals wahr, wenn sie es einigermaßen nützlich finden, falsch zu sein. Ihnen ist für die Welt in der sie leben und leben wollen Wissen, Kunst und Moral unnütz, alles eitel: Vaterland, Freundschaft, Amt, Erziehung, Familie. Nur Eins ist ihnen wichtig und dies Eine leitet ihre Gesinnungen und Handlungen: sie wollen zu kauen haben; die Gesetze der Mastification sind ihnen die Grundgesetze der Dinge, und was sich nicht daraus herleiten läßt, gilt ihnen als Unsinn.

Es ist deutlich, daß dieses Bild, das Diderot von den Schmarotzern der Reichen, den Parasiten der Literatur entwirft, bloß widerwärtig wirken müßte, wenn ihm nicht andere Züge beigemischt wären. Indem er den Repräsentanten der Gattung reden läßt, um seinen eigentlichen Feind, Palissot, zu treffen, greift er tiefer. Er weiß die Gesellschaft, die an diesen Nichtswürdigen Gefallen findet, als Hintergrund zu schildern und sie zur Mitschuldigen an allen den Abscheulichkeiten zu machen, die seine bittere Satire an diesen Elenden entdeckt. Ohne diese Fäul-

niß der Gesellschaft würden die Parasiten nicht bestehen können.

Aber Diderot weist, indem er Rameau als ausgeworfen darstellt, zugleich darauf hin, daß es in der Gesellschaft anfängt, gegen dies Gesindel zu gähren, wie man denn wirklich in Paris begann, diese Literaten und Journalisten, deren Ehre es war, die Ehre Andrer zu untergraben und zu beflecken, zur Seite zu schieben, um mit den Encyklopädisten zu ernsteren Dingen und höheren Aufgaben umzulenken.

Zugleich aber leiht Diderot dem Burschen, den er so abscheulich abmalt, Eigenschaften, die es erklärlich machen, weshalb die Gesellschaft, die nur amüsirt sein will, an ihm und seinem Gelichter Geschmack finden konnte. Er mischt unter die Tollheiten desselben richtige Gedanken, macht ihn zum Meister einer geläufigen Conversation, zum lebendigsten Mimiker und vor allem zum Vertheidiger eines neuen Geschmacks in der Musik, der sich mit Duni, dem Vertreter des heitern Elements in der Tonkunst, damals gegen den von Lulli begründeten und von dem ältern Rameau, der das Princip des Grundbasses durchführte, aufs Neue bestärkten Geschmack an der großen Oper Bahn zu brechen begann.

Diese, allerdings nur gelegentlich eingeflochtenen Partien, die aber vollkommen genügen, um dem Neffen Rameaus einigen Halt zu geben, benutzte Goethe, seine Ausführung über die beiden Grundrichtungen in der Musik in den Anmerkungen mitzutheilen. Er bekennt zwar gegen Zelter, daß er die Musik mehr durch Nachdenken, als Genuß, also nur im Allgemeinen kenne; aber Zelter, dem man weder Einsicht in das Wesen der Musik absprechen, noch den Charakter des Schmeichlers nachsagen kann, ist ordentlich böse, daß Goethe und Diderot mehr von der Musik verstehen, als er. 'Ich habe niemals etwas gelesen,

das mir die Augen so mit Zangen aufgerissen hätte, wie diese Schrift.'

Goethe lehrt nun, alle neuere Musik werde auf zweierlei Weise behandelt, entweder als selbstständige Kunst, die man in sich selbst ausbilde, ausübe und durch den verfeinerten Sinn genieße, wie es der Italiener zu thun pflege; oder man setze sie in Bezug auf Verstand, Empfindung, Leidenschaft und bearbeite sie dergestalt, daß sie mehrere menschliche Geistes- und Seelenkräfte in Anspruch nehmen könne, wie es die Weise der Franzosen, der Deutschen und aller Nordländer sei und bleiben werde. Beide Arten streben in gewissen Individuen nach Vereinigung und seien auch wohl dazu gelangt, aber die Trennung bestehe seit einer sorgfältigen Ausbildung der Musik. Der Italiener befleißige sich der lieblichsten Harmonie, der gefälligsten Melodie; er strebe, sich an der bloßen Bewegung zu ergötzen und des Sängers Kehle zu Rathe zu ziehen und das, was diese an gehaltenen Tönen oder Rouladen leisten könne, glücklich hervorzuheben. Die andere Partei hingegen habe mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft, welche der Dichter ausdrücke, vor Augen und hatte mit ihm zu wetteifern für Pflicht; seltsame Harmonien, unterbrochene Melodien, gewaltsame Abweichungen und Uebergänge suche man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angst und der Verzweiflung auszudrücken. Der Deutsche habe, wie der Italiener den Gesang, eine Zeit lang auch die Instrumentalmusik, als eine besondere, für sich bestehende Kunst betrachtet, ihr Technisches vervollkommt und sie, fast ohne weiteren Bezug auf Gemüthskräfte ausgeübt, da sie denn bei einer dem Deutschen wohl gemäßen tieferen Ausbildung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker musterhaften Grade gelangt sei.

Wie über Musik und Musiker, verbreitet sich Goethe in den Anmerkungen auch über französische Literatur und

Schriftsteller; er rückt darin manches aus der düstern Beleuchtung Diderots in ein freundlicheres Licht, da er nicht wie der Franzose Partei in der Sache war, sondern objectiv darzustellen hatte. Denn Palissot war so wenig ein Schmarotzer nach Rameaus Art, wie die Encyklopädisten Taschendiebe. Er überlebte Diderot, freilich nur physisch, um 30 Jahre, da er erst 1814 im Alter von 84 Jahren starb. Seine literarische Celebrität war längst vor ihm dahin. Ohne Diderot und Goethe würde er in Deutschland kaum noch genannt sein.

Ob Palissot je von Diderots Satire gehört, ist zweifelhaft, denn diese wurde nur abschriftlich verbreitet und zuerst in Goethes Uebersetzung veröffentlicht. Aus dieser übersetzten einige junge Franzosen den Dialog, sammt den eingeschalteten eigenen Stellen des deutschen Uebersetzers ins Französische zurück und erklärten, als in der Folge das Original nach einer unter Diderots Augen im Jahre 1760 veranstalteten Copie gedruckt wurde, diese Ausgabe für unecht, worüber sich dann ein literarischer Streit erhob, in den auch Goethe zum Zeugniß aufgerufen wurde.

Er hatte aber das französische Manuscript an Schiller zurückgegeben und dieser es an den Verleger Göschen ausgeliefert, um dem Setzer bei den Eigennamen eine Norm zu geben. Goethe hatte um Abschrift gebeten. Göschen aber, der das französische Original auch drucken wollte, schrieb am 28. April 1805 an Schiller, 'da es ebenso schnell gedruckt als abgeschrieben wird, so werde ich Goethe mit dem Originalmanuscript nach dem Abdruck aufwarten.' Der Abdruck hat aber nicht stattgefunden, und da Schiller unmittelbar darauf erkrankte und starb, scheint das französische Manuscript in Göschens Händen geblieben oder an Wolzogen zurückgegeben zu sein.

Wilhelm Meister.

Aber es ist Zeit, den Dichter wieder aufzusuchen, der von allen diesen Studien wissenschaftlicher und künstlerischer Beschaffenheit den reichsten Gewinnantheil ziehen mußte. Ich wende mich zu Wilhelm Meisters Lehrjahren, einem Roman, der umständlichere Erwägung fordert, da er, nicht als Kunstwerk und der geschlossenen Form wegen, sondern durch die Fülle des geistvollen Details für die Literatur, ja für die Culturgeschichte die folgenreichste Wirkung geübt hat.

Es muß als bekannt vorausgesetzt werden, mit welchem Ernst und Eifer die Begründung einer deutschen Nationalbühne im achtzehnten Jahrhundert betrieben wurde. Ebenso darf als bekannt angenommen werden, wie man durch geheime Gesellschaften, die unter der Leitung unbekannter Oberen standen, auf die freiere Herausbildung der Nation aus den Schranken der Standesvorurtheile und kirchlicher wie politischer Beschränktheit zu wirken bestrebt war. An den Bemühungen für die Bühne hatte Goethe thätigen Antheil genommen und neben Lessing vielleicht am kräftigsten dazu mitgewirkt. Jenen Bestrebungen der geheimen Gesellschaften hatte er durch den Eintritt in den Freimaurerorden wenigstens vorübergehend seinen Zoll erstattet. Beide Richtungen ließen ihn unbefriedigt. Dem Publikum gefiel das Schlechteste neben dem Besten und vielleicht mehr als das Beste. Die Schauspieler mit wenigen Ausnahmen machten ihre Kunst zum Handwerk, das ihnen Brod gab, und rechtfertigten zum Theil durch sittenlosen Lebenswandel die Verachtung, mit welcher der ehrbare Bürgerstand sie belastete. Die Dichter und Theaterschriftsteller erstreckten ihre Bemühungen in der Regel nur auf das, was der Menge gefällig war, so platt, roh und gemein

es auch sein mochte. Alle diese Elemente, auf denen die Bühne zu ruhen gezwungen war, konnten wenig ermuthigen, die beste Kraft auf dieselbe zu verwenden. Was anfänglich wie eine würdige Lebensaufgabe, wie eine große Angelegenheit des Jahrhunderts behandelt wurde, erschien bald unter dem ironischen Gesichtspunkte einer kindlichen, wenn nicht kindischen Tändelei und, in Hinblick auf das Mißverhältniß zwischen Ziel und Erfolg, wie ein verfehltes Unternehmen. Die Wirkung der geheimen Gesellschaften stellte sich noch entschiedener unter jenem Gesichtspunkte dar; das feierliche Streben, die Menschen von außen her und in geheimnißvoller Weise zu erziehen, nahm den Charakter einer belustigenden Mummerei an.

Goethe mußte sich nach seiner Art von diesen Dingen befreien, und seine Art bestand darin, dieselben künstlerisch darzustellen. Als er im Jahre 1777 seinen Roman, in dem er das ganze Theaterwesen vortragen wollte, langsam auszuarbeiten begann, hatte er ganz andere Zielpunkte als im Jahre 1796, wo er die letzte Redaction vornahm. Denn durch diesen Zeitraum von zwanzig Jahren zog sich die Arbeit am Wilhelm Meister, wenngleich mit Unterbrechungen. Er selbst war in diesem Zeitraum ein anderer Mensch geworden; seine künstlerische Natur hatte sich auf verschiedenen Durchgangsstufen vollkommen entfaltet; er stand beim Abschluß in einem ganz andern Verhältniß zu seinem Stoffe als beim Beginn.

Das Persönliche, das er in dem Roman abzustreifen beabsichtigt hatte, konnte er zwar nicht ganz ausschließen, aber er mußte es, der Stufe seiner menschlichen, ästhetischen und künstlerischen Bildung entsprechend, gehaltvoller, tiefer und resultatreicher erscheinen lassen. Bei aller Entschiedenheit, mit welcher das Verfehlen des eigentlichen Zieles dargestellt werden sollte, konnte doch eine Fülle von

Resultaten, die im Einzelnen gewonnen waren, aufgezählt werden, so daß die Gestalt, die den Mittelpunkt bildet, zwar eine noch unfertige, mehr von den Einflüssen des Zufalls und von Andern abhängige, als durch entschiedenen Willen sich energisch aus sich selbst herausbildende Natur sein und doch in ihren Reflexionen die Summe der augenblicklichen Erfahrung wie aus innerem längst besessenem Reichthum baar und blank hinlegen konnte.

Aber nicht allein dieser Theil der Darstellung hatte sich geändert, auch die Anlage war nicht dieselbe geblieben. Wilhelm, der ursprünglich sich auf den Kreis des Bühnenwesens beschränken und seine ästhetische Erziehung nur durch und für das Theater zu gewinnen suchen sollte, allenfalls von einer geheimen Gesellschaft mehr gehänselt als geführt, wuchs über diese Sphäre hinaus und suchte nun auch, wie Goethe selbst, sich durch und für die sogenannte Welt zu bilden, so daß das specielle Problem mit einem allgemeineren verbunden und aus der Darstellung einer fast ironischen Aufgabe eine Darstellung des socialen Lebens nach erweiterten Gesichtspunkten hervorgieng.

Da es sich nun nicht allein mehr um den Bildungsgang eines bestimmten, durch den Stand beschränkten Individuums handelte, sondern die Forderungen lebendiger wurden, die Hauptgestalt zum Repräsentanten einer allgemeineren Bildung, wenn nicht selbst der Bildung des Jahrhunderts zu machen, so drängten sich andre Aufgaben heran, die dem ursprünglichen Plane fern lagen. Das religiöse Element schien nicht zu umgehen und wurde bereitwillig in den Kreis der Darstellung aufgenommen, da sich alte Papiere als willkommenes Hülfsmittel darboten.

Auch durch das speculative Reich der Philosophie konnte Meister geführt werden, wie denn eine Durchführung durch das politische Reich nicht zu vermeiden schien. Beides

wies Goethe ab, obwohl nicht mit der Strenge, daß man nicht hin und wieder in den am spätesten entstandenen Theilen des Werkes, z. B. in der Berührung der Exemtionen adliger Güter und der Nothwendigkeit ihrer Aufhebung (Buch 8. Cap. 2.) die Ansätze zur Hereinziehung dieser Elemente bemerken könnte. Stoffe dieser Art waren dem Dichter ungelegen; wie er sich im Leben gern entfernt davon hielt, so berührte er sie auch in seinen Dichtungen nur ungern und dann immer nur leise, obwohl nicht zu verkennen ist, daß da, wo er sie berührt, er die Lösung immer im Sinne der Zukunft vor Augen hat und den Zeitgenossen darin vorauseilte. Uebrigens hält er sich auch hier so objectiv, daß er, wie in seinen Dichtungen überhaupt, nicht aus eignem Munde spricht, sondern den bevorzugten Charaktern zutheilt, was man allenfalls als die eigne Meinung des Autors ansehen darf.

Goethe berichtet in den Tages- und Jahresheften, die Anfänge des Romans seien aus dem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit entstanden, daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm von der Natur Anlage versagt ist; unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl mahne ihn, abzustehen, er könne aber mit sich nicht ins Klare kommen und werde auf falschem Wege zu falschem Ziele getrieben, ohne daß er wisse, wie es zugehe. Hierzu könne alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus u. s. w. genannt habe. Gehe ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, so entstehe ein Gefühl, das an Verzweiflung grenze, und doch lasse er sich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerstrebend, fortreißen. Dennoch sei es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen, eine Ahnung, die sich in Wilhelm Meister immer mehr entfalte, aufkläre und bestätige, ja zuletzt deutlich dahin

ausgesprochen werde, daß er mehr gefunden, als er gesucht habe.

Diese Deutung trifft theilweise mit der vorhin dargelegten aus der Entstehungsweise des Romans hergeleiteten Auffassung zusammen, nur daß hier gleich von Anfang an beabsichtigt sein soll, was erst im Laufe der Jahre, im Kampfe mit der gewählten Form, den wachsenden Anforderungen des Dichters und mit den Folgen der Variierung des eigentlichen Zielpunktes sich ergab. Denn Wilhelms Geschick ist nicht darauf angelegt, ihn zum Träger der allgemeinen Ideen zu machen, die den Roman, wie er gegenwärtig vorliegt, durchdringen. Jung, sinnlich, unerfahren; unterrichtet aber nicht gebildet; durch sein Aeußeres mehr gewinnend, als durch sein geistiges Wesen; ein guter Junge, aber träg, keiner Energie fähig, verwechselt er die Liebe zur Kunst mit der Liebe zu einer leichtfertigen Schauspielerin, die in ihm ebenso nur den jungen Mann, wie er in ihr nur das anmuthig sinnliche Mädchen liebt und es auf die Dauer bei ihm, dem Kargen und Langweiligen, nicht ausgehalten haben würde.

Ehe die Lösung des Verhältnisses auf die in der Verschiedenartigkeit der Charaktere begründete Weise eintreten konnte, wurde Wilhelm, der sich für den allein begünstigten Liebhaber Mariannens gehalten, von der Irrigkeit dieser Meinung überführt und gab das Verhältniß auf. Man darf die begleitenden Umstände nicht allzu genau prüfen, denn ein Roman hat nicht wie ein Criminalreferat die Gesetze der strengsten Folgerichtigkeit zu beachten: Wilhelms Krankheit mußte dem verlassenen Mädchen und besonders ihrer kupplerischen alten Barbara bekannt geworden sein und diese Kenntniß würde die Alte zu ganz andern Maßnahmen geführt haben als denen, welche nach Mariannens Tode und Felix Geburt mehr erwähnt als nachgewiesen werden. Genug, der erste Irrthum des jungen Mannes

liegt einstweilen hinter ihm. Er will der Theaterwelt entsagen und tritt als Reisender für sein väterliches Geschäft eine Fahrt in die ihm völlig unbekannte Welt an, von der er nicht heimkehrt.

Er hat das Unglück, auf Schritt und Tritt wieder zu dem Gegenstande, von dem er sich abwenden will, zu dem Theaterwesen, zurückgewiesen zu werden, zuerst durch die Bekanntschaft mit Melina, der sich mit einer Schönen heimlich davon gemacht hat, dann auf dem Ritt ins Gebirge durch das Dilettantentheater der Fabrikarbeiter, durch die Seiltänzergesellschaft, von der er die mißhandelte Mignon an sich kauft, und dann durch die Verbindung mit der leichtsinnigen Philine und den übrigen Komödianten, die sich in dem Städtchen allmählich zusammenfinden.

Unter dieser bunten beweglichen, leichtfertigen, interessierten, großmüthigen, aus allerlei lustigen und unlustigen Elementen geformten Menschensammlung wird es Wilhelm gemüthlich und ungemüthlich, innig wohl und zum Davonlaufen unwohl, die Spazierfahrten, die ästhetisch-patriotischen Gelage, die Wasserpartien mit improvisierten Komödien füllen betäubend den müßiggängerischen Tag aus und bringen Wilhelm endlich dahin, daß er dem dringenden und zur zeitigen Unzeit wiederholten Wunsche Melina's nachgibt und die Mittel zum Ankauf einer Theatergarderobe aus der ihm anvertrauten Kasse vorschießt. Von da an gehört er gleichsam zur Gesellschaft dieser wandernden Kunstjünger, die er an Streben und Einsicht weit überragt, weil ihn der Dichter mit dem Resultat seiner eigenen Lebenserfahrung reichlich ausstattet, denen er es jedoch in der Ausübung nicht einmal nachthun könnte, da er alles auf sich bezieht und, was der Schauspieler in jeder Rolle muß, sich außer sich und in eine andere Individualität zu versetzen, vollkommen außer Stande ist.

Diese zusammengewehte Gesellschaft, so lebensfrisch sie

geschildert ist, würde für eine ernste Dichtung kaum erträglich sein, wenn sie nicht in der Vitalität ihres Durcheinander für Wilhelm gleichsam eine Art von negativer Lebensschule und Vorbereitungsstufe zu einem andern Leben bilden sollte, und wenn sie nicht durch die Beimischung tiefernster Elemente Haltung bekäme. Der unglückliche Augustin, der in schuldloser Schuld, im Incest mit der eignen Schwester Sperata, und noch dazu als Ordensgeistlicher, Vater eines geraubten und todtgeglaubten Töchterchens geworden, und nun im halben Wahnsinn als Harfner mit seinem niegesehenen Kinde Mignon in dieser Gesellschaft die tiefsten Laute der schuldigen Menschenbrust anklingen läßt, dem der Morgensonne Licht den reinen Horizont mit Flammen färbt, während über seinem schuldigen Haupte das schöne Bild der ganzen Welt zusammenbricht; er und Mignon, deren wunderbare Lieder nach einer schönen dunkel geahnten Heimath, wie nach einer ewigen, unirdischen, alles sehnsüchtige Verlangen der Seele wach rufen; diese beiden Gestalten treten bedeutungsvoll in dies bunte Treiben. Aber Meister hat kaum eine vorübergehende Ahnung seines schuldbelasteten Daseins und nicht einmal vorübergehend eine Anwandlung von Sehnsucht nach den schönen, warmen, sonnigen Gegenden, welche die Kunst als ihre Heimat anerkennt.

Meister fühlt nur den lebendigen Trieb, die große Welt näher kennen zu lernen und begleitet deshalb in zweifelhafter Stellung die Schauspielergesellschaft auf das Schloß des Grafen, wo er denn freilich Gelegenheit genug findet, auch diese Carikatur des Lebens im Grafen, Baron, in der Baronesse und der ganzen Sippschaft genauer kennen zu lernen, leider nur nicht als übel gerathene Copie eines wahrhaft vornehmen Lebens, von dem allenfalls im Prinzen und der schönen Gräfin ein Abglanz lebendig vor Augen tritt. Beide sind bekanntlich Copien, jene vom Prinzen

Heinrich von Preußen, diese von der Gräfin Werther in Neunheiligen, einer Schwester des späteren preußischen Ministers Stein.

Zwar fängt Wilhelm an zu wittern, daß es in der Welt anders zugehe als er es sich gedacht (B. 3. C. 8), aber von der Wirkung dieser Ahnung wird wenigstens nicht sehr viel sichtbar, da er sich gleich darauf zu einer gewagten Posse gebrauchen läßt, in deren Folge der an sich nicht sehr gescheidte Graf sein Bischen Witz vollends einbüßt und die schöne Gräfin schwach genug ist, ihn in Wilhelms Armen für einen Moment zu verrathen, bis die diamantne Fassung um das Miniaturbild des Herren Gemahls sie empfindlich an ihren Fehltritt erinnert, worauf sie selbst die Grillen des Grafen theilt und mit ihm sich für Herrnhut vorbereitet.

Die ganze Behandlung dieser Entschließung des gräflichen Paares, das ärgerliche Welttreiben mit dem gottgefälligen Leben in Herrnhut zu vertauschen, hat Goethe mit so unverhüllter Ironie durchgeführt, daß die später eingeschalteten Bekenntnisse der schönen Seele kaum anders als unter diesem mitwirkenden Gesichtspunkte zu fassen sind.

Einstweilen verläßt Wilhelm mit der Schauspielergesellschaft das gräfliche Schloß und hat eine sehr entschiedene Neigung mitgenommen, sich der vornehmen Welt zu nähern, sich zu ihr emporzubilden. Er vertheidigt sie nicht ohne Geschick, als die undankbare Gesellschaft in sehr rücksichtsloser Weise ausspricht, wie sich die vornehme Welt in diesen Köpfen spiegelt. Er hat aber auf dem Schlosse von Jarno, dem kräftigen, etwas schonungslosen Vertreter des gesunden Menschenverstandes, den Shakespeare erhalten, der nun die wunderbarste Revolution in seinem Kopfe hervorbringt.

Zum erstenmale beginnt Wilhelm sich mit dem Wesen eines dramatischen Gedichtes einzulassen, und bei den

wunderbar raschen Entwicklungen seiner Fassungs- und Beurtheilungskräfte hat er, obwohl er auf der Wandrung sich dem Prinzen Harry anähnelt, denjenigen Charakter Shakespeares, der mit dem seinigen die größte Verwandtschaft hat, so tief durchdrungen, daß, wenn nicht Goethe ihm soufflierte, dieses rasche Verständniß zu den Wundern gehören würde.

Eher traut man ihm den Heroismus bei dem räuberischen Ueberfall zu, da er auch bei andern Veranlassungen, seiner sonstigen Unentschiedenheit ungeachtet, rasch entschlossenen persönlichen Muth zeigt. Unglücklicherweise richtet sein Muth bei dem Ueberfall nichts aus. Er selbst bleibt verwundet und bewußtlos auf dem Platze und würde, wenn die gutmüthige Philine und die treue Mignon nicht gewesen wären, elend umgekommen sein, obwohl er, undankbar genug, seine Rettung der schönen vornehmen Amazone (Natalie) zuschreibt, die, mit dem Oheim und dem Wundarzte reisend, ihn antrifft, ihn verbinden und ihn pflegen läßt.

Sobald er genesen, reist er in die große Stadt, um seine Theaterstudien bei Serlos Bühne fortzusetzen. Vorzugsweise ist es wiederum Hamlet, was den Mittelpunkt der dramaturgischen Gespräche und Bestrebungen bildet. Serlos Schwester ist eine Art von Ophelia, da sie von dem schwärmerisch geliebten Lothario verlassen ist; doch tritt ihr Wilhelm zu nahe, wenn er ihr zutraut, was er bei seiner Auffassung der Ophelia allenfalls konnte, daß der kleine dreijährige Felix ein unerwünschter Mahner an diese unglückliche Liebe sei, während derselbe den Hamlet allerdings so nahe angeht, wie ein illegitimes Kind den Vater.

In den Unterredungen über Hamlet fällt einmal das bedeutende Wort, daß der Held keinen Plan habe, das Stück aber planmäßig sei, ein Wort, das sich ebenso sehr auf den vorliegenden Roman bezieht, wie auf das englische

Drama. Denn wenn auch Wilhelm von sich das gerade Gegentheil behauptet, gehört dieß doch zu seinen Selbsttäuschungen. Er hat wohl Absichten, aber keine Schätzung der Wege, die zur Erreichung derselben führen. Er hat eine Vorempfindung der ganzen Welt, aber von der Welt in ihren wirklichen Entfaltungen keine Vorstellung. Indem er mit sich selbst einig zu werden strebt, entfernt er sich immer mehr von der heilsamen Einheit, und seine Bildung, die wieder nichts anders sein kann, als eine naturgemäße gesunde Entfaltung dieser Einheit mittelst der in denselben organisch verwandelten Einwirkungen der Welt, glaubt er nur auf dem Theater vollenden zu können. Er wird selbst Schauspieler und hat als Hamlet großen Beifall, weil er in der Rolle nicht aus sich herauszugehen genöthigt war.

Wie er seine Aufgabe, sich vermittelst des Theaters für das Leben zu bilden, angreift, zeigt er bei seinen Studien für die Darstellung des Prinzen in Emilia Galotti. Er wählt die Rolle, um sich vornehmen Anstand anzueignen, da doch die Rolle nur den Schein mehren, dem Wesen aber nichts geben konnte.

Das fünfte Buch, in dem diese Entwicklungen vor sich gehen, ist in Bezug auf dramaturgische Studien das reichhaltigste. Freilich ist nur Hamlet der eigentliche Gegenstand, aber die Methode der allseitigen Untersuchung ließ sich, nach diesem Vorbilde mit Leichtigkeit auf die Untersuchung jedes andern Stückes übertragen, und wenn man den ungeheuren Unterschied der Kritik, die nach mitgebrachten Regeln, und derjenigen, welche aus der Sache heraus erkennt und urtheilt, sich deutlich machen will, darf man nur das beste Stück der Lessingschen Dramaturgie mit diesen Goetheschen Studien über Hamlet zusammenhalten. Der Contrast zwischen zersetzender Verstandsschärfe und liebevoll schaffender Hingebung kann nicht stärker sein.

Nach den darstellenden Versuchen, bei denen es Wilhelm allmählich deutlich zu werden beginnt, daß zwischen seinen Ideen von der Wirkung des Theaters und der reellen mit den Ansichten der Schauspieler und des Publikums harmonierenden Erfolgen eine große Kluft liege, bedurfte Goethe der ferneren Mitwirkung der Schauspielergesellschaft nicht weiter. Er läßt sie allmählich veränderte Gestalt annehmen und dem Verfall zueilen. Philine ist mit Friedrich, einem 'Jungen aus gutem Hause', dem Bruder der Gräfin, Nataliens und Lotharios, Neffen der Stiftsdame, durchgegangen; mit ihr ist ein bindendes Element verschwunden. Melina drängt zur Oper, die den dramatischen Geschmack zerstört, wie sie den musikalischen ausbildet. Aurelie ist, nachdem sie kurz vorher die Bekenntnisse einer schönen Seele gelesen, aber wenig Trost daraus gezogen hat, nach einer Darstellung der Orsina gestorben; mit ihr entweicht das Element der strengen Oekonomie. Die Bühne Serlos ist auf die abschüssige Bahn des Unterganges gerückt. Wilhelms Abgang wird kaum bemerkt.

In Aureliens Auftrage bringt er einen Brief an den untreu gewordnen Lothario, den er mit einer eindringlichen, wohleinstudierten Rede zu überreichen entschlossen ist. Bevor er auf dem Schlosse ankommt, macht uns der Dichter mit den Verhältnissen des Kreises, in den Wilhelm nun eintreten soll, durch Einrückung der Bekenntnisse einer schönen Seele bekannt.

Die Verfasserin dieses Abschnittes ist bekanntlich Goethes alte Freundin Susanna Katharina v. Klettenberg (geb. 19. December 1723, gest. 13. December 1774) deren im Geschmack der römischen Octavia verfaßte, die Personen und Verhältnisse unter erdichteten Namen getreu schildernde Selbstbiographie in Goethes Hände gekommen war und hier, nur stilistisch zu seinem Eigenthum gemacht und am

Schlusse zur Einfügung für den Roman verändert, als wesentlicher Theil aufgenommen wurde.

Es gewährt wenig Interesse, zu erfahren, daß die darin erwähnten Thatsachen wahr sind, daß die Vermählung des Erbprinzen in die Kaiserkrönung Karls VII. zu verwandeln, unter Narciß der bekannte Rechtsgelehrte J. D. v. Olenschlager, unter dem gewissen Hause wo der Scandal zwischen Narciß und dem Hauptmann (Anton Ulrich Wilhelm v. Klettenberg) vorfiel, das Haus des J. Wolfg. Textor, Goethes Großvater von Mutterseite; unter dem Weltmanne der Schwede Gustav v. Tessin; unter dem Oheim der bekannte Sammler H. Chr. v. Senkenberg; unter der gewissen Freundin die Frau Griesbach; unter Philo der Präsident Fr. Karl v. Moser; unter dem Oberhofprediger der Senior Ministerii Fresenius; unter dem adligen Apostel ein Herr Fr. v. Bülow; unter dem Bischof Friedr. Wenzel Reißer; unter dem Herrn v. L. endlich ein Loretz zu verstehen ist.

Für die Dichtung interessanter ist es zu erfahren, daß, da die Schwester der Stiftsdame im Jahr 1763 vermählt wurde und 1768 starb, beim Tode der Klettenberg also vor etwa elf Jahren verheirathet war und keine erwachsene Kinder hinterließ. Der einzige Sohn war 1767 geboren, die einzige Tochter, die am Leben blieb, etwas früher. Diese Kinder, geborene von Trümbach, konnten demnach nicht die sein, die Goethe schildert. Er schuf sie für seine Dichtung und bildete aus ihnen die vornehme Welt, in welche der Roman hinüberleitet.

Wichtiger ist es zu erkennen, was Goethe mit der Einrückung der Denkwürdigkeiten der schönen Seele zu bezwecken Willens war. Das erbauliche Element in den sehr weltlichen Roman einzuführen? So faßten es die frömmeren Leser. Nach Goethes ganzer Sinnes- und Denkungsart konnte er nichts anderes wollen, als einen Einfluß, den

er einmal auf sich wirksam gefühlt hatte, objectiv festhalten. Diesen Einfluß hatte die Klettenberg allerdings auf den jungen kranken, nach der Heimkehr von der Universität Leipzig in Frankfurt hinsiechenden Goethe geübt. Aber schon in Straßburg machte er sich von diesem Einflusse los. Wie mußten ihm, als er zwanzig Jahre nach dem Tode der Klettenberg diese Bekenntnisse wieder durchsah, dieselben erscheinen! Bei aller Pietät vor dem Andenken der alten Freundin mußten ihm diese gewiß aus der Fülle des reinen Herzens kommenden Selbstbeschauungen deßhalb um nichts weniger als Selbstgefälligkeiten vor die Seele treten, und als er sie, wie sie waren, aufnahm, konnte er sie in keinem Falle mit innerer Beistimmung einschalten.

Die herrnhutische Neigung, die den eigentlichen Gipfelpunkt der Bekenntnisse bildet, wurde schon in der gleichen Neigung der gräflichen Familie in das bezeichnende Licht gerückt, und der Grundgedanke, daß dieses Mädchen, scheinbar als Gegensatz zu Wilhelm, deutlich weiß, was sie will, unabläßig vorschreitet, die Mittel zu ihrem Zweck kennt und zu ergreifen und zu brauchen weiß, verkehrt sich bei genauerer Betrachtung in ein Seitenstück zu Wilhelm, da die schöne Seele mit aller ihrer Deutlichkeit, ihrem unabläßigen Vorschreiten u. s. w. zwar nicht die Mittel zu ihrem Ziele verfehlt, aber gar nicht bemerkt, daß dies Ziel auch erreichbar blieb, wenn sie ihr wahres Ziel nicht verrückt gehabt hätte. Denn das Ziel eines frommen Mädchens kann nimmermehr richtig sein, wenn es darauf hinauskommt, daß sie eine alte Jungfer wird, wie es die Stiftsdame mit Absicht wird. Sie ist wenigstens in einer falschen Stellung zur Welt und kann darum nicht in der rechten zu Gott sein, wovon sie allerdings innerlich überzeugt ist. Aber diese Gewißheit im Inneren bekennt nur sie; wir sehen keine äußere Bestätigung in ihren Aussagen,

und der Dichter selbst glaubt nicht an ihre volle innere Befriedigung; er gibt ihr, was sie sich selbst eigenwillig versagt hat, die süße menschliche Freude an den Kindern, wenn auch nur an den Kindern ihrer Schwester.

Goethe glaubt auch sonst nicht an das Bild, das die schöne Seele von sich selbst entwirft, da er sie aus ihrer Demuth und Beschränktheit in die Region des Reichthums hinaufrückt und mit Perlen und Juwelen ausstattet, von denen die arme Klettenberg nichts besaß.

Was aber entscheidender für die Beurtheilung dieser Bekenntnisse als Bestandtheil des Romanes ist, scheint der Umstand zu sein, daß sie, mit Ausnahme einer etwas mildernden Wirkung bei Aurelien, in dem Romane ohne allen Einfluß bleiben, da die Erziehung der Kinder nicht von der Stiftsdame, sondern vom Oheim bestimmt wurde und im Uebrigen keine Gestalt des Romans Bild und Beispiel an der schönen Seele nimmt, als der närrische Graf und die schöne Gräfin, und diese auch in grundverschiedener Weise.

Mit Aureliens Briefe und seiner wohlausstudierten Rede betritt Wilhelm Lotharios Schloß, wo er denn freilich wiederum die Erfahrung machen muß, daß es in der Welt ganz anders zugeht, als er es sich gedacht hat. Die sich etwas hastig drängenden Begebenheiten, die nur erfunden scheinen, um die Unentschiedenheit Wilhelms noch einmal in vielfach wechselnder Situation zu veranschaulichen, müssen als bekannt vorausgesetzt werden. Es kam darauf an, den Lehrling des Lebens rasch einige Stufen hinaufzurücken und die tragischen Dissonanzen, die Mignon und der Harfner noch aufzulösen haben, in dieser heitern Welt, von der Wilhelm aufgenommen wird, weniger schmerzlich zu lösen.

Dazu bedurfte der Dichter dieser neuen, früher nur leicht angedeuteten, rasch vorübergleitenden Charaktere.

Lothario wird als das eigentliche Muster vornehmer Natur angesehen und er mag es in Wilhelms Augen und, wenn die sichre Leichtigkeit des Benehmens eine vornehme Natur ausmacht, auch im vollen Maße sein; aber seine Verbindungen mit den Weibern, vor zehen Jahren mit der Pachterstochter, dann mit der vermeinten Mutter Thereses, dann mit Aurelie, endlich mit der tief unter Philine stehenden Lydie, deren sich schließlich Jarno erbarmt, zeigen ihn wenigstens nicht von Seiten einer vornehmen Seele, und schwerlich hat der Dichter in ihm etwas anderes als in den übrigen Personen aufstellen wollen, nämlich typische Gestalten aus dem wirklichen Leben, bei denen man nicht fragt, ob sie da sein, ob sie so dasein sollten, wie sie sind, sondern die man, da sie nun einmal aus der Welt nicht weggeleugnet werden können, die Philinen so wenig wie die Theresen, die Werners so wenig als die Jarnos, so wie sie sind, zu erkennen sucht, wie man die übrigen Geschöpfe der weiten Gotteswelt, die schönen wie die übel gestalteten, die schädlichen wie die nützlichen, zu erforschen strebt.

Wenn man vom sittlichen oder unsittlichen Standpunkt der einzelnen dichterischen Gestalten den in der unendlichen Fülle der Gestalten schaffenden Dichter beurtheilen und ihn wegen der Philine, die zu Wilhelm sagt 'Wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an!' und dennoch, mit Friedrich vor dem Spiegel, jene bekannten Worte über ihre Mißgestalt ausstößt, verurtheilen wollte, wie könnte man den großen Schöpfer fassen, da man den kleinen nicht zu fassen vermag? Ja, wären lauter Philinen aus dieser menschenbildenden Hand hervorgegangen, so möchte man berechtigt sein, den Bildner zu verwerfen, da aber, der andern in andern Schöpfungen zu geschweigen, auch Theresen und Natalien aus dieser Schöpferhand hervortraten, so verräth es einen Mangel an Billigkeit, um nicht zu

sagen an Einsicht, den Dichter für die Unsittlichkeit jener verantwortlich zu machen, ohne ihm die vollendete Schönheit dieser anzurechnen.

Auch Therese, die praktische Verstandesnatur, darf zu den schönen Idealgestalten des Dichters gerechnet werden, die durch ihre Wahl Lothario mehr adelt, als er sie beglücken wird. Ueber alle Gestalten hinauf erhebt sich die schöne weibliche Natur Nataliens, die entweder niemals geliebt hat oder immer (Buch 8. Cap. 4), deren ganzes Dasein in unbewußter Liebe aufgeht und die der schönste Lohn für Wilhelms ideales Streben ist, ein mehr symbolischer als verdienter, da die Unbestimmtheit seines Charakters, trotz seiner feierlich possenhaften Lossprechung von der Lehrlingsschaft, durchaus nicht gehoben ist.

Alle Charaktere des Romans treten fertig in denselben ein und verändern sich im Verlaufe desselben nicht, da der Graf nur eine Narrheit mit der andern vertauscht. Wilhelm Meister allein scheint sich zu entwickeln. Aber auch das ist eben nur Schein. Er hat an sehr vielen Erfahrungen gewonnen, aus allen den reflectiven Gehalt eingerollt und zu seinem Vermögen gelegt, aus keinem Resultate hat er eine praktische Anwendung für das Leben zu machen erlernt. Er ist am Schlusse seiner Lehrzeit noch ebenso unklar, noch ebenso energielos unentschieden wie zu Anfang derselben. Er läßt sich drängen, treiben und schieben und thut nichts aus sich selbst, es sei denn wie seine heimliche Werbung um Theresen eine Verkehrtheit. Er hat noch nicht einmal die Einsicht gewonnen, daß er zum Schauspieler kein Talent besitzt. Er wird verdrießlich, als Jarno es ihm rund heraussagt. Wo liegen nun die Resultate seiner Erziehung? Für ihn sind freilich keine gewonnen und jedenfalls kann Friedrichs Schlußwort von dem Sohne Kis für Wilhelm nur in Bezug auf Natalie gelten. Diese jedoch suchte Wilhelm. Wohl aber liegen

die Resultate der Lehrjahre Wilhelms vom Beginn des Romans bis zum Schlusse für den verständigen Leser so blank und baar aufgezählt, daß es nur an ihm liegt, wenn er, wie der Schäfer im Kyffhäuser, diese Schatzkammer nicht zu nutzen weiß, und wenn der Berg hinter ihm zuschlägt, ohne daß er sich bereichert hat.

Hermann und Dorothea.

Offener liegen die reichen Schätze in Hermann und Dorothea dem Suchenden zur Hand, in jenem Gedichte, das deutlicher noch als Iphigenie darüber belehrt, daß der wahre Classicismus nicht im Copieren der alten Kunst beruht, sondern daß er aus denselben Wurzeln, wie jene, erwächst und seine Nahrung nur im vaterländischen Boden, in dem heimathlichen Volke finden kann.

Wanderzüge französischer Emigranten, von denen eine Anzahl sich aus dem Würzburgischen ins Eisenachische begeben und im Herbst 1795 sich in das Weimarische zurückzuziehen Anstalt machten, riefen Goethe die ältere Emigrationsgeschichte der aus dem Erzbisthum Salzburg vertriebenen Lutheraner wieder in Erinnerung. Beim Durchblättern der von Göcking verfaßten Geschichte jener Emigration traf Goethe auf eine Anekdote, die ihm ihres naiven Gehaltes wegen zum Stoff eines kleinen idyllischen Gedichtes geeignet erschien.

Ein vermögender Bürger zu Altmühl im Oettingischen, berichtete die Geschichte, hatte einen Sohn, den er oft vergeblich aufgefordert hatte, sich zu verheirathen. Als die Salzburger durch das Städtchen zogen, sah der Sohn ein Mädchen darunter, das er, wenn es angehe, wohl zu heirathen sich entschloß. Auf seine Erkundigungen nach ihrem

Verhalten wurde ihm nur Gutes berichtet. Der Vater, dem er von seinem Entschluß Kenntniß gab, versuchte ihm denselben auszureden, berief auch einige seiner Freunde und den Prediger, um den Sohn mit ihrer Hülfe andern Sinns zu machen; allein umsonst. Der Prediger meinte daher schließlich, es könne wohl Gottes Fügung und dem Sohne wie dem Mädchen heilsam sein. So wurde die Einwilligung ertheilt. Der Sohn gieng darauf zu der Salzburgerin und führte sie unter der Vorspiegelung, als wolle sein Vater sie als Magd dingen, in das Haus. Der Vater fragte sie, wie ihr sein Sohn gefalle und ob sie ihn heirathen wolle? Sie meinte, man wolle sie foppen. Da aber der Vater beharrte und auch der Sohn sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeigte, erklärte sie, sie sei es wohl zufrieden und wolle ihn halten wie ihr Auge im Kopfe. Als der Sohn ihr darauf ein Ehepfand reichte, zog sie, um doch auch einen Malschatz zu geben, ein Beutelchen mit zweihundert Ducaten hervor.

Im September 1796 begann Goethe die Durcharbeitung des Stoffes und war um die Mitte des nächsten Monats in dieser Beschäftigung bis zur Hälfte des ursprünglich auf sechs Gesänge berechneten Gedichtes gediehen. Die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der die Ausführung vor sich gieng, setzte Schiller in Erstaunen; neun Tage hinter einander schrieb Goethe jeden Tag über anderthalb hundert Verse nieder. In der Arbeit selbst erst erkannte der Dichter, welch einen köstlichen Schatz er gehoben. Aber damit wuchs auch die Schwierigkeit der Arbeit, da, was ursprünglich nur ein Idyll werden sollte, sich nun mit allen Ansprüchen, ein episches Gedicht zu werden, geltend machte. Das Vorhandene wurde wiederholt fleißig durchgearbeitet und die ursprüngliche Eintheilung in sechs Gesänge auf neun abgeändert (Dec. 1796), von denen jeder den Namen einer Muse tragen sollte. Auf einer Reise nach der Leipziger

Messe um Neujahr 1797 wurde der Schluß des Gedichtes vollkommen schematisiert und das Ganze, bevor es fertig war, schon zu Ende Januar 1797 an den Berliner Buchhändler Vieweg zum Verlag verkauft.

Seinem alten Aberglauben zu Trotz, daß er seine Entwürfe vor der vollendeten Ausführung nicht zur Kenntniß Anderer gelangen lassen dürfe, war Goethe bei dieser Schöpfung sehr mittheilsam und die Arbeit selbst litt darunter nicht im mindesten. Der äußere Zwang, den er sich auferlegt hatte, scheint sogar heilsam gewesen zu sein, da er nach Abschluß des Verlagscontractes bemerkt, daß alle seine Wünsche auf die Vollendung des Gedichts gerichtet seien und er seine Gedanken mit Gewalt davon zurückhalten müsse, damit das Detail ihm nicht in Augenblicken zu deutlich werde, wo er es nicht ausführen könne.

Am 18. Februar wagte er es endlich, die drei ersten Gesänge an Schiller zu schicken und faßte am 1. März den Muth, den vierten völlig in Ordnung zu bringen, was ihm auch gelang. Nun rückte die Arbeit und fieng an Masse zu machen; am 4. März kam es nur noch auf zwei Tage an, so war der Schatz gehoben, 'und ist er nur einmal erst über der Erde, schrieb er an Schiller, so findet sich alsdann das Polieren von selbst.' Im April wurde mit W. v. Humboldt über die letzten Gesänge ein genaues prosodisches Gericht gehalten. Am Ostermontage (17. April) giengen die vier ersten Gesänge zum Druck ab, die nächsten vier am 15. Mai. Während eines bald darauf folgenden Aufenthalts in Jena, wo der Anfang des Gedichts gemacht war, wurde dasselbe nun auch geschlossen; am 3. Juni 1797 übersandte Goethe den neunten Gesang mit den Worten: 'Hierbei Urania.'

Am 1. Juli lagen schon sieben gedruckte Bogen vor und im September war die Dichtung als 'Taschenbuch für 1798' in den Händen des Publikums, das denn auch

im Allgemeinen die Gabe voll guten Willens, aber ohne besonderes Gefühl für das Poetische und ohne einen Blick in die poetische Oekonomie des Ganzen aufnahm, wie Schiller bemerkt. Auch Voß fand, daß seine 'Luise' durch Hermann nicht in Vergessenheit gerathen werde, obgleich das Gedicht einzelne Stellen enthalte, für die er seine ganze Luise hingeben würde. Im Allgemeinen galt den Zeitgenossen Hermann und Dorothea für eine Nachahmung des Gedichtes von Voß und für eine solche, die das Muster nicht erreiche, geschweige verdrängen könne.

Goethe erkannte dankbar an, was er an dem Stoff schuldete: 'Der Gegenstand selbst,' schrieb er während der Arbeit an Meyer, ist äußerst glücklich, ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet, wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltener gefunden werden, als man denkt.' Es komme nun darauf an, ob es auch vor dem Freunde, dem Maler, die Probe aushalte, ob er unter dem modernen Costüm die wahre ächte Menschenproportion und Gliederform anerkennen werde? Und an einer andern Stelle sagt er demselben Freunde am 5. December 1796: 'Ich habe das rein Menschliche der Existenz einer kleinen Stadt in dem epischen Schmelztiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet. Die Zeit der Handlung ist ohngefähr im vergangenen August, und ich habe die Kühnheit meines Unternehmens nicht eher wahrgenommen, als bis das Schwerste schon überstanden war.'

Man kann den Charakter dieses Gedichts nicht einfacher bezeichnen, das Schiller für den Gipfel der Goetheschen und der ganzen neueren Kunst erklärte. Durch die reine Klarheit der Form und durch den völlig erschöpften Kreis menschlicher Gefühle müsse es über alle Subjectivitäten

triumphieren. Er macht auf die Enge des Schauplatzes, die Sparsamkeit der Figuren, den kurzen Ablauf der Handlung aufmerksam, Eigenschaften, die das Gedicht mit der Tragödie theile. Weitläuftige und eindringende Untersuchungen hat W. v. Humboldt über dies bürgerliche Epos angestellt, die bei weniger speculativem Charakter von allgemeinerer Wirksamkeit gewesen sein würden.

Was Goethe seinem Stoff verdankte und was dieser wiederum durch seine Kunst gewann, ergibt sich bei der Vergleichung, die jeder anstellen kann, leicht und einfach. Der bloße Rahmen ist hier mit dem größten Inhalte untrennbar vereinigt. Die Zeit der kirchlich-politischen Bewegung, der die Salzburger Emigrantengeschichte angehört, würde, wenn Goethe den nothwendigen Hintergrund hätte zeichnen wollen, seiner Zeit weniger noch, als der unsrigen gemäß gewesen sein. Er setzte einfach die Zeit, in der er lebte, die Alle wie die Luft des Lebens umgab, an die Stelle und hob den Stoff aus der Sphäre der particularen, gleichsam sectiererischen Bewegung in die Region der allgemeinen Welterschütterung, die furchtbar an sich selbst war und noch drohender, weil niemand absehen konnte, was sie im ferneren Verlaufe bringen werde. Sie war der Mittelpunkt aller Gedanken der Zeit.

Diese große Weltbewegung wird, ohne ihren gewaltigen Charakter zu beeinträchtigen, aus dem engen Rahmen klein-bürgerlicher Existenzen gezeigt und das Ganze nur in individuellen Schicksalen und Erfahrungen anschaulich gemacht. Beide Welten, die feste des kleinbürgerlichen Lebens, aus der man blickt, und die große politische, in welche der Blick eröffnet wird, sind in Contrast, aber nicht in Conflict gesetzt, vielmehr lösen sich die drohenden Conflicte der ersteren an der letzteren friedlich und befriedigend auf. Der Sohn, dessen Abneigung gegen die Ehe der Vater nicht zu überwinden vermocht, schließt, als die

stürmische Bewegung auch seinen Kreisen zu nahen droht, den Bund mit dem verständigen, tüchtigen Mädchen, um bei gesichertem Hauswesen um so muthiger und kräftiger zum Schutz desselben gegen den mächtigen Feind auftreten zu können, wenn es Noth thut.

In diesem kleinen Rahmen, in dieser anscheinend unbedeutenden Begebenheit oder, wenn man will, in dieser Handlung, der Willensbestimmung des Sohnes zur Ehe, liegen nicht allein fast alle Motive, die ein kleinbürgerliches Leben bewegen, sondern auch die meisten der Motive, wenn nicht ausgeführt, doch angedeutet, welche das öffentliche Leben bewegen. Wenn man von diesem, dem unruhigen und gefahrvollen, gern zu jenem, dem eng umschlossenen und in allen kleinen Stürmen um so mehr auf die friedliche Lösung angewiesenen, zurückkehrt und schließlich den Grundgedanken des Dichters zum eigenen Erfahrungssatz macht, daß im großen Weltgewirr der Punkt, auf dem man steht, um so mehr zu schützen und zu sichern sei, je mehr er bedroht erscheint, so thut man es, weil die Kunst des Dichters die allgemeine Wahrheit wie eine neue liebliche und tröstliche Offenbarung zu gestalten gewußt hat.

> Nicht dem Deutschen geziemt's, die fürchterliche Bewegung
> Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
> Dies ist unser! so laß uns sagen, und so es behaupten!

Ueber die Kunst der plastischen Gestaltung, sowohl was die Personen, als ihre charakteristischen Entfaltungen betrifft, läßt sich, ohne in das Detail einzugehen, kein Nachweis geben. Es ist, als ob Goethe bei der Ausarbeitung seines Gedichtes das unausgesetzte Bestreben gehabt hätte, den Lessingschen Satz zu bewähren, daß der Dichter nur durch Handlung, also durch fortgesetzte Veränderung des Zustandes, sei es des Körpers oder des Willens, Gestalten malen könne, denn im ganzen Gedichte ist keine Schilderung, sondern stets fortschreitende Bewegung der Gestalt oder des Charakters und alles ist dem Dichter so wohl gelungen, daß die zeichnenden Künste in seiner Schöpfung seit dem ersten Erscheinen des Gedichts bis auf die Gegenwart ein willkommnes und wohlbereitetes Feld für ihre Thätigkeit zu finden gemeint haben. Aber wie läßt sich im Ergreifen des Einzelnen der Blick ins Ganze wiedergeben!

Achilleis.

Die glücklichen Sterne, die über Hermann und Dorothea gewaltet, leuchteten nicht auf eine andre Arbeit, die dem heimischen Boden und der Zeit ihrer Entstehung abgewandt, gewissermaßen nur ein Experiment war, das im Verunglücken die Lehren um so eindringlicher einschärfen mußte, nicht zu copieren, und wenn das höchste Muster vorleuchte, ja bei diesem am allerwenigsten. Es ist dies Experiment in der Achilleis gemacht worden.

Die epischen Studien hatten Goethe mit erneutem Eifer zum Homer und besonders zur Ilias zurückgeführt. Dabei überlegte er, ob zwischen ihr und der Odyssee nicht noch eine Epopöe inne liege, meinte aber nur tragische Stoffe zu finden, obwohl das Lebensende des Achill mit seinen Umgebungen eine epische Behandlung zuzulassen und wegen der Breite des zu bearbeitenden Stoffes gewissermaßen zu fordern schien. Diese Erwägungen veranlaßten ihn, den Tod des Achill sich wirklich als Gegenstand eines epischen Gedichtes zu schematisieren, das sich an die Ilias anschließen sollte.

Er suchte sich den Geist der Alten anzueignen und zwar mit einer solchen Selbstentäußerung, daß er ihnen auch darin folgen wollte, was ihm selbst bei ihnen nicht

behagte. Schon im Mai 1798 erweiterte sich sein Plan von innen aus und wurde, wie die Kenntniß wuchs, auch „antiker", allem Subjectiven und Pathologischen entfernter. Goethe überwand, als auch Schiller ihm zuredete, den ergriffenen Stoff seiner dichterischen Natur gemäß ohne Rücksicht auf den Homer zu behandeln, die Bedenklichkeiten, die aus der Furcht entstanden waren, sich im Stoffe zu vergreifen, der entweder gar nicht, oder nicht von ihm, oder nicht auf die angedeutete Weise behandelt werden solle, und entschloß sich, nächstens muthiglich mit der Ausführung zu beginnen.

Diese ließ indeß längere Zeit auf sich warten. Erst als Goethe im Frühjahr 1799 gelegentlich im Gespräche mit Schiller den Plan des ersten Gesanges mit dem Ausdrucke von heiterm Feuer und mit aufblühendem Leben in seinem ganzen Wesen erzählte und der Freund ihn ausschalt, daß er etwas so klar vor sich sehen könne, ohne es durch Worte und Silbenmaß auszubilden, gieng er ernsthaft an die Arbeit, hatte am 16. März schon fünf Gesänge motiviert und vom ersten 180 Verse geschrieben, mit der Hoffnung, das Ganze im Herbst zu vollenden. Am 26. März war er bis zur Rede der Minerva gelangt, hatte am folgenden Tage schon 350 Verse aufgezeichnet und schickte den ersten Gesang am 2. April an Schiller, da er eine kleine Pause machen wollte, um sich der Motive, die nun zunächst zu bearbeiten waren, specieller zu versichern. Er hatte damals den besten Muth zu dieser Arbeit. Allein es ist bei dem ersten Gesange geblieben, der zuerst 1808 im zehnten Bande von Goethes Werken hinter Reineke Fuchs und Hermann und Dorothea ins Publikum gelangte.

Das Fragment enthält wesentlich eine Morgenversammlung der Götter, die sich über den bevorstehenden Tod Achills unterhalten, wobei die homerischen Charaktere derselben nicht ohne Laune und mit Goethes Plastik entfaltet werden. Es enthält ferner die tröstlichen Reden, mit denen Minerva den durch des Patroklus Tod umdüsterten Sinn des Achill, der sich sein eignes Todesmahl bereiten läßt, zu freier hoher Klarheit aufhellt.

Man könnte bedauern, daß Goethe, der so viel Kraft und Arbeit auf Gegenstände von ferner liegendem Interesse verwandt hat, sich in der Dichtung unterbrechen ließ. Denn erst das vollendet entgegentretende Kunstwerk kann seine volle Kraft und Erhebung bewähren. Jedes Urtheil, das sich auf ein Bruchstück stützt, bleibt unzutreffend, da erst durch das Ganze dem Einzelnen seine Bedeutung zugetheilt wird.

Auch läßt sich in dem Fragment ein gediegener epischer Charakter nicht verkennen, der, bei aller Entlegenheit der Zeit und aller Fremdartigkeit des stofflichen Interesses, dennoch an manchen Stellen über beide mit dichterischer Kraft zu täuschen weiß. Das für die Situation des Gedichtes genau Passende und Zutreffende erscheint wie für die Gegenwart gedacht und ausgesprochen, weil der Dichter unter der individuellen Form das allgemein Gültige zu erfassen vermocht hat.

Aber gerade die gewählte Individualität der Form erschien den Zeitgenossen nicht die am besten geeignete, den Gehalt in sich aufzunehmen. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß sich bei jedem aus der neueren Zeit aufgenommenen Stoffe einfacher hätte erreichen lassen, wonach Goethe strebte, als bei dieser Ilias nach Homer. Verdachten ihm seine lieben Weimarer doch schon, als er den Versuch machte, einen neueren Dichter vorzuführen, der nicht eben nach ihrem Geschmack war, wie sie nicht nach dem seinen, um einen großartig angelegten Plan seines größten Freundes zu fördern.

Mahomet und Tancred.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts gieng Schiller mit dem Gedanken um, eine Art von Repräsentation des alten und neuen Theaters in den besten für dasselbe bestimmten Erzeugnissen zu versuchen, wobei er Goethe in das Interesse zog. Für diesen Zweck, der jedoch wegen Schillers eigner Arbeiten und häufiger Krankheiten nicht planmäßig verfolgt wurde, unternahm Goethe im Sommer 1799 eine Bearbeitung des Mahomet von Voltaire, die am 30. Januar 1800 zum Geburtstage der Herzogin in Weimar zuerst aufgeführt wurde, und von welcher der Herzog eine Epoche in der Verbesserung des deutschen Geschmacks erwartete. Er hatte das Stück schon am 17. December 1799 von Goethe vorlesen hören.

Während der Arbeit gab Schiller seinen Beirath, den Goethe zu nutzen versprach, aber dennoch unbenutzt ließ, da es dabei auf eine Umgestaltung in der Oekonomie des Stückes hinausgekommen wäre, Goethe aber sich getreu an das Original anschloß, das von den Biographen keiner verglichen zu haben scheint, da sie alle, jener Goetheschen Zustimmung trauend, annahmen, Goethe habe wirklich ausgeführt, was er verheißen.

Mahomet ist in Anlage und Ausführung ganz der Mahomet Voltaires geblieben, nur zu Anfange des vierten Actes sind einige kleine Aenderungen vorgenommen, die auf den Gang des Stückes ohne allen Einfluß bleiben, und am Schlusse ist Mahomets lehrhafte Apostrophe als unnütz für den Zweck weggelassen. Dennoch ist, so weit dies unter den angeführten Umständen möglich blieb, Mahomet ganz und gar zu Goethes Eigenthum geworden.

Niemand wird in dieser an Iphigenien erinnernden Sprache die Phraseologie und die theatralische Rhetorik des Franzosen wiederfinden, ohne daß irgend ein wesentlicher Zug oder eine Nüance des Colorits geopfert wäre. Es ist keine Uebersetzung, es ist eine Nachdichtung; französische Gedanken sind mit deutscher Kraft, mit deutschem Gemüthe ausgedrückt. Voltaire spricht (5, 1) von einem so gut wie beseitigten Aufstande:

> Et cet reste importun de la sédition
> N'est qu'un bruit passager de flots après l'orage,
> Dont le courroux mourant frappe encore le rivage,
> Quand la sérénité règne aux plaines du ciel.

Goethe läßt keinen dieser Begriffe, der des Bildes wegen nöthig war, fallen:

> Und wenn der Aufruhr sich noch regen möchte,
> So sind es Wellen, die das Ufer schlagen,
> Wenn heitrer Himmel schon von oben glänzt.

So kann man Vers für Vers durchgehen und wird finden, daß der deutsche Dichter an die Stelle des französischen Rhetors getreten ist.

Diesem Zauber der Sprache haben auch die entschiedenen Gegner des Goetheschen Stückes ihr Ohr nicht verschließen können, wovon Herders Frau in einem Briefe an Knebel redendes Zeugniß ablegt, gleichzeitig aber auch von der tiefen Entrüstung einiger weimarischen Coterien über das Stück selbst, das man nicht als ein Voltairesches, sondern als ein Goethesches behandelte.

Es war hier wieder jene enge moralische Richtung wirksam, die jeden Versuch, ein Werk, das bei seinem Volke und seiner Zeit in entschiedenem Ansehen gestanden, als historische Erscheinung näher zu rücken, für eine Billigung des Inhalts und der Behandlung ansieht und den, der es in unsern Gesichtskreis bringt, dafür verantwortlich erklärt, wie für eine eigene Schöpfung. Um

solchen Mißdeutungen keinen Vorschub zu leisten, enthielt sich Goethe der Umgestaltungen, zu denen Schiller aufforderte; mit denselben würde Mahomet Goethes Werk geworden sein, ohne dieselben blieb er Voltaires Arbeit.

Voltaire, es kann gern zugegeben werden, schildert den Mahomet als bewußten Betrüger, läßt ihn selbst so sich schildern, als einen Propheten, der nur den Wahn der Erde ausbeuten will. Aber Voltaire schuf daraus einen theatralischen Helden für seine Landsleute. Er gab ihm höhere politische Zwecke. Auf den rings umherliegenden Trümmern der Staaten will er sein in der Geschichte noch unbekanntes Vaterland erhöhen, sein Arabien zur herrschenden Macht erheben. Der Welt, die nach einer neuen Lehre dürstet, bietet er sie dar und er hält sie selbst für richtig. Dem, der ihm auf seiner Bahn entgegentritt, beschließt er den Tod, und er weiß seinem Beschluß den Nachdruck der That zu geben. Die Mittel freilich wägt er nicht. Er wird nicht gut dadurch, daß er den Sohn seines starrsten Gegners zum Mörder des Vaters ausliest, daß er diesem Sohn Seide vor der That Gift beibringen läßt, um eines Zeugen und eines Nebenbuhlers entledigt zu sein. Aber es konnte auch nicht in der Absicht eines Dichters des achtzehnten Jahrhunderts und am wenigsten Voltaires liegen, den Stifter einer Religion, wie die Mahomets war, von dieser Seite zu einem Ideale zu erheben. Je schlechter er ihn zeichnete, desto mehr hätten die moralischen Aesthetiker damit zufrieden sein können.

Doch das waren für den Franzosen Nebendinge. Er bedurfte eines Helden, der sich auf dem Theater mit französischer Größe benahm: er mußte Kühnheit, Geistesgegenwart, Verstand mit Leidenschaft verbinden. Ruhm für sein Volk, richtige Wahl der Mittel, Entschlossenheit der Ausführung, stete Fassung und eine Liebe im Herzen für ein Weib, das auch von andern geliebt wird — mehr war nicht erforderlich, um das Publikum zu gewinnen. Und alles das hat Voltaire geleistet.

Man sehe nur den Schluß an: Alles scheint für Mahomet verloren, selbst Omar zittert; Mahomet allein ist seiner Sache gewiß. Er weiß, daß Seide, der das empörte Volk anführt, das Gift getrunken hat und jetzt erliegen muß; er sieht den Wüthenden zusammenstürzen und deutet, um das erbitterte Volk zu bändigen, auf den Sterbenden als auf einen von der Rache des Himmels Getroffenen hin, weil er die frevelnde Hand gegen den Propheten aufgehoben und mit Blutschuld befleckt habe. Jeden, der ihm folge, werde dieselbe Rache ereilen. Das betäubte Volk weicht zurück, und der Eine Mann hat wie ein Heer gewirkt.

Deutsche Dichter würden sich solche Künste nicht leicht erlauben; bei französischen gilt so etwas als Gipfel der Kunst. Sollte Goethe solche Theaterkünste beseitigen, oder die moralischen Verzerrungen mildern? Er würde dann eher noch zu Schillers Vorschlägen sich bequemt haben, welche darauf abzielten, Vorgänge, welche hinter der Scene spielen, auf die Bühne zu verlegen. Voltaire läßt einen Hercide — Goethe nennt ihn Hammon — hinter der Scene wirksam handeln: er hat Sopirs Kinder, Seide und Palmira, erzogen, er allein ist mit Mahomet im Besitz des Geheimnisses, er verräth es an Sopir, er stirbt dafür von Mahomets Hand. Alles hinter den Coulissen. Schiller wünschte, diesen Ammon (wie er ihn nennt) handelnd eingeführt zu sehen, und gab den Weg an, auf dem dies erreicht werden könne.

Aber Goethe hielt ein solches Eingreifen bei reiferer Erwägung für schädlich, überhaupt für unnöthig, da es ihm gar nicht darauf ankam, ein Stück zu verbessern, sondern seine Schauspieler und sein Publikum zu erziehen.

Seitdem der Alexandriner von der Bühne verschwunden

war, herrschte dort die Prosa. Diderot hatte sie eingeführt, Lessing sie bestätigt, Engel sie neu befestigt; die Schauspieler hatten es verlernt, Verse zu sprechen. Lessings Nathan, abgesehen von der absichtlichen Annäherung seiner Jamben an die Prosa, war auf dem Theater so gut wie unbekannt; Schiller mußte seinen Don Karlos in Prosa umschreiben, um ihn auf die Bühne zu führen; Goethes Iphigenie und Tasso in der neuen Gestalt waren schöne Wunderwerke, aber gelangten nirgends zur Aufführung, nicht einmal in Weimar. Als Schiller den Wallenstein begann, wählte er die Prosa; erst im Verlauf der Arbeit entschloß er sich zum Verse. Die weimarischen Schauspieler mußten sich zur Recitirung derselben bequemen, und der Erfolg war günstig.

Darauf bauten beide Dichter weiter und versuchten nun ein Repertoire von Versstücken zu bilden, um die ideale Form, die sie nach allen Seiten durchführten, auch auf der Bühne geltend zu machen. Zu diesem Zwecke vorzugsweise wurde die Uebersetzung des Mahomet unternommen und in diesem Sinne durfte der Herzog, nach der vorhin angeführten Aeußerung desselben, großen Erfolg erwarten.

Auch andere Dichter in der Nähe unterstützten dieses Streben; Schiller und Goethe studierten die Stücke ein; die Schauspieler zeigten sich gelehrig und bildsam; die weimarische Bühne wurde die Wiege des idealen Dramas und dieses herrschte lange Zeit auf dem deutschen Theater. Jenen Bemühungen allein ist es zu verdanken, daß jetzt überhaupt noch ein Drama in Versen auf der deutschen Bühne geduldet wird. Schon vor Mahomet war Kotzebues Gustav Wasa in Jamben gegeben (4. Jan. 1800); es folgten Schillers Macbeth 14. Mai 1800, die Maria Stuart 14. Juni 1800, Goethes Paläophron und Neoterpe (24. Oct. 1800 auf einem Privattheater), Kotzebues Octavia 10. Jan. 1801, Goethes Tancred 31. Jan. 1801,

Einsiedels Brüder' nach Terenz am 24. Oct. 1801, W. Schlegels Jon 2. Jan. 1802, Schillers Turandot 30. Jan. 1802, Goethes Iphigenie 15. Mai 1802, Fr. Schlegels Alarkos 29. Mai 1802, Goethes Natürliche Tochter am 2. April 1803, eine Reihe glänzender oder doch für den Zweck bedeutender Erscheinungen, wie sie keine andere deutsche Bühne jener Zeit, als für sie geschaffen, aufweisen konnte.

Die Uebersetzung des Tancred nach Voltaire begann Goethe am 22. Juli 1800, ein Unternehmen, das Schiller für die theatralischen Zwecke sehr förderlich nannte. Goethe begann mit den drei letzten Acten. Er wollte nichts vom Ganzen sagen, das zu unsern Zwecken auf alle Weise behülflich sein wird. Es ist, fügt er in dem Briefe an Schiller hinzu, eigentlich ein Schauspiel, denn alles wird darin zur Schau aufgestellt, und diesen Charakter des Stücks kann ich noch mehr durchsetzen, da ich weniger geniert bin als der Franzose. Als öffentliche Begebenheit und Handlung fordert das Stück nothwendig Chöre, für die will ich auch sorgen, und hoffe es dadurch so weit zu treiben, als es seine Natur und die erste gallische Anlage erlaubt.'

Am 1. August hat er übersetzt, und hie und da ein wenig mehr, den Schluß vom zweiten Act, den dritten und vierten Act, ohne den Schluß von beiden.' Dadurch glaubte er sich der edlern Eingeweide des Stücks versichert zu haben, denen er nun noch einiges Belebende andichten müsse, um dem Anfang und Ende etwas mehr Fülle, als im Original zu geben. Die Chöre werden recht gut passen; allein dem ungeachtet werde ich mich sehr nüchtern zu verhalten haben, um nicht das Ganze zu zerstören.'

Nach diesen Aeußerungen ist man versucht, anzunehmen, daß Goethe bedeutende Aenderungen getroffen habe, allein mit Ausnahme kleiner Zusätze, die keinen Einfluß auf das

Ganze haben, und mit Ausnahme der ersten Scene des zweiten Actes schließt sich die Uebersetzung Scene für Scene und Rede für Rede getreu an das Original. In der ersten Scene des zweiten Actes sind die Verse, daß alle von Freiheit reden und niemand frei sei, ein Zusatz Goethes, und die Rede Amenaides, in der sie sich leichtfertig über die Ungefährlichkeit strenger Gesetze täuscht, hat Goethe an die Stelle einer echt französischen Lobpreisung der hochherzigen Franzosen gesetzt, der illüstern Sieger, die Italien unterwarfen und die Herzen gewannen. Die Tirade konnte damals (1800) natürlich nicht stehen bleiben, ohne deutsche Zuhörer zu verletzen.

Im Uebrigen ist an diesem Lustspiele mit tragischem Ausgange nichts geändert. Der Kern ist komödienhaft; Amenaide schreibt einen Brief, ohne die Person zu bezeichnen, an die er gerichtet ist, und fordert den Empfänger auf, in Syrakus zu herrschen wie in ihrem Herzen. Der Brief ist an Tancred in Messina gerichtet, wird aber dem Boten, der ihn überbringen soll, unterwegs abgenommen und als an Solamir gerichtet aufgefaßt.

Da jener Solamir, ein Phantom, das hinter den Coulissen umgeht, der feindliche Feldherr ist, wird Amenaide des Verraths für schuldig gehalten und verurtheilt. Der unbekannt auftretende Tancred kämpft zwar für sie, um ihre Ehre zu retten, liebt sie aber nicht, da sie sich als Verrätherin gezeigt, und stürzt sich deshalb verzweiflungsvoll in den Kampf, in welchem er tödtlich verwundet wird.

Niemand fragt die Amenaide, an wen der Brief gerichtet gewesen, und sie ist, um Voltaires Verwicklung nicht zu stören, artig genug, jedes Wort, das dem Mißverständnisse abhelfen könnte, sorgfältig zurückzuhalten. Auch ihre Vertraute, Fanie (Goethe hat sie Euphanie genannt, wie den Catane Voltaires: Roderich) hat mehr

Interesse für Voltaires Intrigue, als für das Leben ihrer Freundin, denn sie klärt den schlimmen Irrthum nicht auf, obwohl sie weiß, an wen der Brief gerichtet war, und was die verkehrte Adressirung wirkt.

Götz.

Geringere Gunst fast wurde einem Versuche Goethes zu Theil, eines seiner älteren Werke in neuer Fassung dem Publikum vorzuführen. Er begann eine Umarbeitung des Götz von Berlichingen für das Theater im Jahre 1803 und förderte sie im folgenden Jahre so weit, daß die Aufführung am 22. September 1804 stattfinden konnte.

Das Stück spielte sechs Stunden und mußte deshalb abgekürzt werden. In dieser Gestalt, wie sie nun gedruckt vorliegt, wurde Götz zuerst am 8. December 1804 gegeben. Später theilte Goethe das Schauspiel in zwei Stücke; das erste 'Adelbert von Weislingen, Ritterschauspiel in vier Aufzügen' erschien am 23. December 1809, und das andere 'Götz von Berlichingen, Ritterschauspiel in fünf Aufzügen' am zweiten Weihnachtstage desselben Jahres. Nach wiederholten Umgestaltungen kehrte Goethe zu der gedruckt vorliegenden Redaction zurück, die an seinem letzten Geburtstage, 28. August 1831, in Weimar auf die Bühne kam und dort die herrschende geblieben ist.

Goethe glaubte (in einem Briefe an Rochlitz, 11. Sept. 1811), die Umarbeitung könne nur durch den theatralischen Zweck entschuldigt werden und könne auch nur in sofern gelten, als durch die sinnliche Gegenwart der Bühne und des Schauspiels dasjenige ersetzt werde, was dem Stücke von einer andern Seite habe entzogen werden müssen. Da

ich also überzeugt bin, daß beim Lesen niemand leicht die neue Arbeit billigen werde, weil nicht zu verlangen ist, daß der Lesende die mangelnde Darstellung sich vollkommen suppliere; so habe ich bisher gezaudert, diese Bearbeitung drucken zu lassen, ja selbst meine nächsten hiesigen Freunde, die das Manuscript zu sehen verlangten, an die Vorstellung verwiesen, von der sie dann nicht ganz unzufrieden zurückkehrten.'

Gedruckt erschien die Bühnenbearbeitung zuerst im zweiten Bande der nachgelassenen Werke 1833. Ueber das Verhältniß der verschiedenen Bearbeitungen unter einander hat O. Schade im fünften Bande des Weimarischen Jahrbuches genaue Rechenschaft gegeben, doch ohne sich auf die Gründe der wiederholten Veränderungen einzulassen. Die Entwicklung derselben, die nicht ohne weitläufiges Detail geschehen kann, würde für Goethes damalige Stellung zum Theater und für die praktische Anwendung seiner Idealtheorie auf charakteristische Poesie sehr lehrreich sein. Das opernartige Element, das er hineintrug, bevorzugte er nicht bloß hier. Er schlug dasselbe, nur entschiedener, Iffland auch in Bezug auf Tancred vor: gesungene Chöre in den Zwischenacten.

Die natürliche Tochter.

Zum letztenmale versuchte Goethe den großen bewegenden Stoff der Zeit, dem er in seinen politischen Lustspielen, in den Unterhaltungen, in Hermann und Dorothea von verschiedenen Seiten sich genähert hatte, wieder zu behandeln, diesmal in einer fast symbolisierenden Form, in der natürlichen Tochter.

Aus den von Schiller im November 1799 mitgetheilten

romanhaften Denkwürdigkeiten einer natürlichen Tochter des Prinzen Louis François von Conti, die kurz vor ihrer Legitimierung durch Ludwig XV. zu einer Mißheirath gezwungen war, entnahm Goethe den Stoff zu einer großen Tragödie, die in drei Theilen ein Bild der französischen Revolution geben und den Inbegriff dessen ausmachen sollte, was er über jenen großen Abschnitt der Geschichte seit Jahren gedacht und empfunden hatte. Nur das erste der drei Stücke ist ausgearbeitet worden; von den beiden übrigen Abtheilungen hat sich nur ein lückenhaftes Schema erhalten, das auf die Entwicklung der späteren Schicksale der Eugenie oder auf die Behandlung des gewaltigen Stoffes keinen sichern Schluß gestattet.

Der erste Act der natürlichen Tochter wurde noch im Jahre 1801 vollendet, nach einer schweren lebensgefährlichen Krankheit des Dichters, die ihn mit den tiefsten Sorgen um das Schicksal des eignen einzigen Sohnes erfüllt hatte. Im folgenden Jahre wurde an dem Stücke still weiter gearbeitet, und ohne irgend einem seiner Freunde, selbst Schiller, etwas von seiner Dichtung zu verrathen, schloß Goethe das Stück in den ersten Monaten des Jahres 1803 in tiefster Abgeschiedenheit ab, um durch die Aufführung, die zuerst am 2. April 1803 in Weimar stattfand, zu überraschen. Noch in demselben Jahre erschien das Trauerspiel bei Cotta als Taschenbuch auf das Jahr 1804. Schiller ist ohne allen äußern und innern Einfluß auf die Dichtung geblieben, es sei denn, daß man in einzelnen Stellen, z. B. der Schilderung des Ehestandes, einen Wetteifer Goethes mit den Räthselspielen in Schillers inzwischen erschienener Turandot erkennen wollte.

Die Hauptgestalt des Stückes, um derentwillen alle übrigen eingeführt werden, die natürliche Tochter des Herzogs wird fast in demselben Momente, in welchem der König sie vorläufig noch als Geheimniß zu legitimieren

verspricht und sie in mädchenhafter Jugendhaft ein Verbot des Vaters übertritt, das Opfer der Kabalen des legitimen Sohnes und seiner Helfer. Rettungslos zwischen die Gefahren gestellt, entweder jenseits des Meeres im tödtlichen Klima der Colonien einen frühen physischen Untergang zu finden, oder in bürgerlichen Kreisen einen politischen Tod zu erleiden, wählt sie, um in den heraufsteigenden Stürmen einer großen Welterschütterung ihrem Könige und ihrem Vater Rettung zu bringen, unter der zugestandenen Bedingung eines bloß geschwisterlichen Verhältnisses, die Ehe mit einem achtungswerth erscheinenden Gerichtsrath.

Der Dichter hat sich aller der Vortheile entschlagen, die der Dramatiker zur lebendigen Wirkung seines Gegenstandes aus der deutlichen Bezeichnung bestimmter Zeiten, Oertlichkeiten und Personen zu ziehen vermag. Wie er nur von einem Könige, Herzog, Grafen, Gouverneur, Secretär, Weltgeistlichen, Gerichtsrath, Mönch, einer Hofmeisterin, Aebtissin spricht, ohne jedoch den eingeführten Personen entschiedene Merkmale eines individuellen Lebens vorzuenthalten, so bindet er auch die eigentliche Begebenheit des Stückes nicht ausdrücklich an den Boden Frankreichs und rückt sie nur vor eine sich ankündigende große politische und sociale Umwälzung, die nach den darauf hinweisenden dunkeln Andeutungen nicht nothwendig die französische Revolution sein muß.

Durch diese Art der Verallgemeinerung hat er den Vortheil gewonnen, den Gegenstand gleichsam typisch, oder um Schillers Ausdruck zu gebrauchen: mit hoher Symbolik, zu behandeln, so daß alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines idealen Ganzen ist. Andrerseits aber ist dadurch der Nachtheil herbeigeführt, daß Begebenheit und Personen schattenhafter und kälter erscheinen, als sie in Wahrheit sind. Dieser Uebelstand wird noch verstärkt, indem die redenden Personen mit einer gewissen gleichmäßigen Breite oder in den kurzen Diverbien mit einer gewissen gleichmäßigen epigrammatischen Art sich aussprechen, die der individuellen Ausprägung formell Eintrag thut.

Deßhalb ist die Wirkung dieser Tragödie, die, obwohl sie nur als exponierender Theil gelten will, doch ihren Abschluß findet, im Allgemeinen immer auch nur eine beschränkte gewesen, weniger wenn sie auf dem Theater dargestellt wurde, wo durch das Spiel eine unabweisbare Individualität in jeder Gestalt lebendig gemacht wird, als bei der Lectüre, bei der dieses Supplement zu den Worten des Dichters und seiner Geschöpfe nicht allseitig thätig zu werden pflegt. Doch Leser, welche die Fülle schöner Einzelnheiten und dann nochmals das Totale auf sich einwirken lassen, werden in der natürlichen Tochter ein von Zufälligkeiten befreites Bild schöner leidender Menschheit zu genießen wissen und eine, wenn auch mit den Spuren des bedächtigeren Alters und seiner Ausdrucksweise bezeichnete, doch mit der Iphigenie und dem Tasso congeniale Schöpfung erkennen.

Gedichte und Sprüche.

Vor Abschluß der Periode, während welcher Goethe mit Schiller verbunden wirkte, empfiehlt es sich, seine lyrischen Gedichte übersichtlich zusammen zu fassen. Viele und zum Theil die bedeutendsten sind aus dem neidlosen Wetteifer mit dem Freunde erwachsen. Dem Charakter dieser biographischen Darstellung entspricht es, wenn, wie bei naturwissenschaftlichen Studien und den Kunstbestrebungen Goethes geschehen ist, auch hier in eine frühere und spätere Zeit hinübergegriffen wird. Goethe selbst hat

seine Gedichte, als sei ihre Entstehungszeit gleichgültig, bunt durcheinander gemischt. Wir bleiben auch hier dem gewohnten Gange getreu und suchen, ohne auf den ästhetischen Werth oder auf Einzelheiten Rücksicht zu nehmen, auch bei den Gedichten den Faden der Chronologie festzuhalten.

Die deutsche Lyrik, wie sie der junge Goethe vorfand, bot den beschämenden Anblick einer unendlichen Menge von Nachahmungen fremder Muster, die weder zum Geist des Volkes, noch zu den Lebensgewohnheiten der Dichtenden stimmen wollten. Die Parnasse um Halle und Halberstadt, Berlin und Leipzig wimmelten von Anakreonten und Horazen, von Tyrtäen und Pindaren, wie bald darauf, als Klopstock den vaterländischen Geist zu wecken gesucht und gleichzeitig zu neuen Mummereien Veranlassung gegeben hatte, sich die Höhlen, Felsen und Wälder mit den Barden Ringulph und Telynhard und mit andern Skalden anfüllten. Zwar hatte Klopstock in seinen Oden der Welt eine Ahnung gegeben, daß die Poesie sich nicht wie ein Handwerk erlernen lasse, daß der Dichter den Werth seines Gedichtes bedinge, und daß alle Kunst nichts sei, wenn der Dichter nicht einen großen Lebensgehalt mitbringe; aber er selbst mußte den Mangel eines solchen Gehalts sehr lebhaft empfinden und nahm zur Verdeckung desselben eine priesterlich-feierliche Miene an, wenn er sich zu seinen Oden wie zu einer Andachtsübung rüstete.

Das deutsche Volkslied, das seinem Ursprunge nach freilich auch das Product einzelner höher oder geringer begabter Dichter war, aber seinem Wesen nach eben durch Ausscheidung der individuellen Persönlichkeit die Empfindung des Einzelnen ins Allgemeine erhob, so daß alle daran Theil nehmen konnten, dies Volkslied irrte damals von den Gelehrten noch ungekannt mit Wandrern und Schiffern, auf Pfaden und Strömen, fuhr mit dem Bergmann in die Tiefe oder jubelte und klagte mit Bürgern und Bauern. Herder bemerkte sein Dasein; Goethe gewann es lieb wie seine Seele.

Seine Lyrik, die sich während seiner Studienzeit in Leipzig angeschickt hatte, am Clavier zierlich zu scherzen, streifte den gesellschaftlichen Tand von sich und kehrte zur unbefangenen Natur zurück. Goethes Gedichte wurden fortan zum reinsten, einfachsten Erguß der Seele, die nie mehr ausdrücken will, als sie fühlt, aber das, *was* sie fühlt, voll und ganz ausdrückt, *wie* sie es fühlt. Er eignete sich nichts fremdher an, suchte nicht nach Stoffen, mied die üblichen und war, bei dem Reichthum seines inneren Lebens, nie um Anlässe und bei der willigen Folgsamkeit seiner Sprache nie um den Ausdruck verlegen. Sein geistiger Blick sah das Poetische, über das die Andern hinwegsahen, wie ein festes klares Bild vor ihm aufsteigen, und er hatte das Vermögen, dies Bild, von dem Zufälligen gereinigt, so wieder zu geben, daß jeder es für ein Bild des eignen Seelenzustandes zu erkennen vermochte. Dabei versagte ihm kein Ton auf der unendlichen Leiter der Töne, in denen sich das bewegte Menschenherz ausspricht; ihm standen alle zu Gebote, vom schmeichelnden Hauch bis zum ingrimmigsten Titanentrotz; alle waren sein eigen und kamen ihm ungesucht mit den Gegenständen, die ihn erfüllten, untrennbar verbunden wie Naturlaute.

Dies Vermögen verließ ihn von der brausenden Jugend bis zum beschaulichen Alter nicht, nur daß sich mit den Jahren und den naturgemäßen Wandlungen der Individualität auch der Charakter der Dichtweise verändern mußte. Zwar hat sich Goethe gegen eine Unterscheidung der Art bestimmt ausgesprochen, indem er bei der Anordnung seiner kleinen Gedichte, wie bei der Anordnung seiner Werke überhaupt, Erzeugnisse der frühesten und der spätesten Zeit durcheinander schob und jedes einzelne als Ausfluß

seiner dichterischen Gesammterscheinung, nicht als Denkmal dieser oder jener Lebensepoche angesehen wissen wollte. Aber da jedes seiner Gedichte, auch das kleinste und das scheinbar unabhängigste, aus bestimmten Anlässen entstanden ist und die Umstände, unter denen es entstanden, stets in sich selbst fühlbar macht, so drängt das Bedürfniß eines tiefern Verständnisses auf die geschichtliche Betrachtung der Gedichte hin, nicht, um das aus dem Stoff erwachsene Bild wiederum zum Stoff zu erniedrigen, was Goethe vermieden wissen wollte, sondern um aus dem klarer erkannten Anlaß das aufgestellte Bild selbst klarer zu erkennen.

Bei derartigen Betrachtungen hat Goethe immer nur gewonnen, da nicht allein die Wahrheit seiner Gedichte dabei stets heller hervortritt, sondern auch die unvergleichliche Kunst sichtbar wird, das Augenblickliche zum Dauernden, das individuelle Gefühl zum Gefühl Aller zu machen, ohne dem Einen etwas zu nehmen oder dem Andern etwas hinzuzufügen.

Dies im Einzelnen deutlich zu machen, gehört nicht an diesen Ort und ist mit mehr oder minder glücklichem Erfolge von zahlreichen Erklärern versucht worden, Versuche, die sich jemehr die Kenntniß der gleichzeitigen Quellen, namentlich der Briefe Goethes, erweitert hat, immer mehr eingedrungen sind und immer mehr eindringen werden, je mehr die bloß ästhetische Betrachtung vor der historischen zurücktritt. Denn nur diese vermag die Gewißheit zu geben, daß alles, was der Dichter geschaffen hat, auf der eigensten Lebenserfahrung beruht und daß jeder Zug eines jeden Bildes, einer jeden poetischen Handlung nichts als die ideal gestaltete Wirklichkeit, nichts als Wahrheit ist, so sehr, daß jeder Zug einer dichterischen Gestalt, jede Anlehnung an die wechselnden Erscheinungen der Natur, jeder Name, der hie und da genannt wird, sich in der

Lebenslage, in welcher der Dichter sein Gedicht schuf, genau wieder erkennen läßt und Leben und Dichtung hier in einen solchen Einklang gehoben ist, wie bei keinem andern deutschen Dichter vor Goethe und bei wenigen nach ihm.

Dies ist, so weit das Lyrische in Frage kommt, die strenge Realistik Goethes, die seine Gedichte (neben seinen jugendlichen Briefen) zu den treuesten Urkunden für die Geschichte seines Lebens macht und beide gegenseitig aufhellt.

Manche dieser kleineren Dichtungen, die ursprünglich nur Theile eines größeren Ganzen waren, sind ihres Charakters entkleidet, um ihnen das Fragmentarische zu nehmen. Bruchstücke aus begonnenen Dramen, die nur im Munde der redenden Personen ihre rechte Bedeutung gewinnen konnten, wie 'Prometheus' unter den 'vermischten Gedichten' (und wohl auch Ganymed) stehen außerhalb dieses Zusammenhanges fremdartiger da, als sie sonst erscheinen würden. Andere, wie „Mahomets Gesang", haben ihren ursprünglichen wahren Charakter völlig verwandelt; was hier als ein Gesang Mahomets, den Goethe 1773 dramatisch darzustellen beabsichtigte, gleichsam wie eine Selbstbespiegelung des erobernden Religionsstifters dargeboten wird, bildete ursprünglich einen Preisgesang zur Verherrlichung Mahomets und war zwischen Ali und Fatema vertheilt, so daß der letzteren die sanfteren idyllischen, dem ersteren die heroischen Anschauungen und Gefühle zugetheilt waren und dann, wo beide Stimmungen zusammenschmolzen, wie in den letzten beiden Versen, Beide zugleich sprachen.

Daß auch manche andere Gedichte, z. B. das an Lottchen (Charlotte Jacobi), an Lida (Charlotte von Stein), Einschränkung, An den Mond, durch kleinere oder bedeutendere Aenderungen reiner ins Allgemeine gehoben

wurden, beeinträchtigte ihren wahren Charakter nicht, da alle wesentlichen Bestandtheile der veranlassenden Situation beibehalten sind.

Einige Gedichte, wie Harzreise im Winter, die dunkel erschienen, waren es nur deßhalb, weil die Umstände, aus denen sie hervorgiengen, an sich verwickelt, nicht bekannt sein konnten. Seit dem Erscheinen der Briefe an Frau v. Stein sind alle Dunkelheiten dieses Gedichtes entschiedener verscheucht, als durch die Erläuterungen, die Goethe später selbst gegeben hatte. Die vollendete Realistik dieses herrlichen Gedichtes, wie des am 6. September 1780 entstandenen Nachtliedes (Ueber allen Gipfeln) zeigt sich erst seit dem Bekanntwerden jener Briefe in ihrer ganzen bewunderungswürdigen Größe und Wahrheit.

Obwohl sich ohne Weitläuftigkeit ein ohnehin leicht ermüdender Nachweis über die Reihenfolge der einzelnen Gedichte hier nicht geben läßt, können doch einzelne größere charakteristische Gruppen leicht kenntlich gemacht werden, um die Entwicklung des Dichters und Menschen auch äußerlich zu bezeichnen.

Das älteste Gedicht, die Höllenfahrt Christi (wenn es echt ist) zeigt ihn, in seinem sechzehnten Jahre, als vollkommnen Meister des Stils, wie er in Cramers und J. A. Schlegels geistlichen Oden damals waltete. Aus der Leipziger Zeit stammen die Gedichte an Behrisch, Zachariä und Gellerts Monument. Die Epistel an Mademoiselle Oeser wirft einen Rückblick auf das Leipziger Leben, aus dem auch die meisten Motive zu den im Frühjahr 1769 gedichteten, im October erschienenen Neuen Liedern ('die schöne Nacht' bis 'Scheintod', die Freude', 'Wechsel') entlehnt wurden. Das anakreontische Element, die jugendliche Hand und der etwas altklug-ironische Ton geben diesen Gedichten einen nur relativen Werth; doch läßt sich das Fundament der Wirklichkeit darin so wenig verkennen, wie in den leichten Geselligkeitsliedern aus der ersten Frankfurter Zeit nach der Rückkehr von Leipzig (Rettung, Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg, Blindekuh, Abschied, An die Erwählte).

Tiefere Seelenbewegung offenbaren die Lieder aus der Straßburg-Sesenheimer Zeit (Willkommen und Abschied, Neue Liebe neues Leben, Mailied, Auf einen Baum, Friederike, Nach Sesenheim), Lieder voll solcher Liebesfülle, solcher Anschaulichkeit und Seele, wie sie die deutsche Lyrik bis dahin noch nicht gekannt hatte.

Der ersten Frankfurter Zeit nach der Heimkehr gehören, außer dem Gedichte 'Mit einem goldnen Halskettchen' (an Lisette Runkel), „Mit einem selbstgemalten Bande“, die drei schönen Bilder der Wirklichkeit: Elysium, an Uranien' (Fräulein von Roussillon), Pilgers Morgenlied, an Lila' (Fräulein von Ziegler) und Felsweihe an Psyche' (Karoline Flachsland, Herders Braut), so wie auch Wandrers Sturmlied', diese ärgerlich-feierliche Rhapsodie, dieser 'Halbunsinn', wie Goethe das Gedicht später nannte, sich dieser Zeit anschließt.

Das garstige Gesicht' ist ein Scherz aus dem Leben in Wetzlar, dessen tiefere Bewegung und Empfindung sich in dem 'Wandrer', wie sich Goethe damals gern nannte und nennen ließ, zusammendrängt.

Von Wetzlar nach Frankfurt zurückgekehrt beschäftigte sich Goethe fleißig mit künstlerischen Studien und damals entstanden die meisten Gedichte unter der Abtheilung 'Kunst' (Künstlers Morgenlied, Abendlied, Kenner und Künstler, Kenner und Enthusiast, Monolog eines Liebhabers, Sendschreiben, Künstlers Fug und Recht, Autoren, Recensent, Dilettant und Kritiker, Sprache, Catechisation). In allen diesen kleinen Gedichten regt sich die Lust zum Schaffen, das mit der Technik ringt und den Tadel der Welt unwillig abweist.

Neben größeren Werken entstanden oder Theile derselben sind das Zigeunerlied, das Veilchen (in Erwin und Elmire), der untreue Knabe (in Claudine), der König von Thule (Faust), Mahomets Gesang, Prometheus, Ganymed, Grenzen der Menschheit, der ewige Jude und vielleicht auch das Göttliche'; sicher auch Adler und Taube, An Gotter.

Auf der Rheinreise nach Coblenz, Ems, Köln und Düsseldorf entstanden die Gedichte: Geistesgruß, An Lottchen ('Mitten im Getümmel'); bald darauf: Diner zu Coblenz, An Hieronymus Schlosser, Schwager Kronos und In Reyniers Stammbuch.

Aus dem Verhältniß zu Elisabeth Schönemann erwuchsen die Lieder An Belinden, Mailied (Zwischen Weizen und Korn), Jägers Abendlied, Lilis Park, An ein goldnes Herz, Auf dem See, Vom Berge, Ihr verblühet süße Rosen. Dem Passavant-Schüblerischen Brautpaar wurde zum 24. Juli 1774 ein Hochzeitsgedicht und ein gleiches dem befreundeten Prediger Ewald zum 10. September 1775 gewidmet, das sich als 'Bundeslied' unter den Geselligen Liedern' befindet.

In diese Zeit fällt auch der aus dem Morlackischen entlehnte 'Klaggesang der edlen Frauen Asan Agas,' den Goethe aus dem Französischen der Reisen des Abbate Fortis, mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortstellung des Originals, übertrug. Herder nahm ihn in die Volkslieder' auf.

Am 7. November 1775 kam Goethe nach Weimar. Die meisten der dort vor der Reise nach Italien entstandenen Gedichte beziehen sich auf Frau von Stein (Rastlose Liebe, Wandrers Nachtlied, Ein gleiches, Liebesbedürfniß, der Becher, Nachtgedanken, Ferne, An Lida, Versuchung, Warnung; eine große Anzahl der Epigramme unter der Abtheilung 'Antiker Form sich nähernd'), wie ihr denn auch die meisten der sonst entstehenden Gedichte gleich mit-

getheilt wurden und die 'Zueignung', mit welcher ursprünglich 'die Geheimnisse' eingeleitet werden sollten, direct an sie gerichtet ist (August 1784).

Die Gedichte 'Einschränkung' (1776), 'Hoffnung, Sorge, Eigenthum, Seefahrt (1776), Ilmenau 1783' erklären sich, trotz der zum Theil verallgemeinerten Form, aus dem Weimarer Leben und dem Verhältniß zu Karl August. Der Harzreise (December 1777) ist schon gedacht.

Die Balladen: der Fischer, das Blümchen Wunderschön fallen ins Jahr 1778. Auf der Schweizerreise des folgenden Jahres entstand (October) am Staubbach der 'Gesang der Geister über den Wassern', auf einer Reise am 15. Sept. 1780 der Hymnus an die Phantasie 'Meine Göttin'.

In die früheste Weimarische Zeit gehören die Gedichte: Muth, Christel, An den Mond, letzteres durch den Tod veranlaßt, den Fräulein von Laßberg (jene Christel) im Januar 1778 in der ausgetretenen Ilm gesucht und gefunden hatte.

Diese Gedichte der weimarischen Zeit zeigen den Uebergang von der selig-unseligen Herzensunruhe zu der stillen glücklichen Befriedigung einer stets reiner und heiterer sich erschließenden Seele, die es wagen konnte jenes große Gedicht 'die Geheimnisse' wenigstens zu versuchen.

Nach der italienischen Reise trat in Goethes Gedichten das sinnliche Element naiv und unbefangen hervor. Dieser Epoche gehören die 'Morgenklagen', 'Besuch', 'Amor ein Landschaftsmaler', die römischen Elegien, Gefunden, Nähe, Novemberlied und aus späterer Zeit das 'Wiedersehen' und die Elegie 'Metamorphose der Pflanzen' an. Auch die 'Venetianischen Epigramme' (1790), unter die sich mancherlei ältere haben verstecken müssen, bekennen sich, bei aller sonstigen Weite des Blicks und Ideenkreises, zu diesem Elemente.

Die Gedichte aus Wilhelm Meister, die erst in den

neunziger Jahren erschienen, gehören einer viel früheren Zeit an, ehe Goethe mit Schiller in nähere Verbindung trat. Aus dieser erblühte dann, nach Goethes eignem Bekenntniß, ein neuer Lebensfrühling. Diesem schönen auf wechselseitiger Förderung und Herausbildung der eigensten Natur beruhenden Bunde verdanken wir die Episteln, die vier Jahreszeiten (zum Theil aus den Xenien), die Idyllen: 'Alexis und Dora', 'der neue Pausias', die Elegien 'Hermann und Dorothea' 1796, 'Euphrosyne' (auf den Tod der früh gestorbenen Schauspielerin Neumann) und 'Amyntas', beide aus dem Herbst 1797. Auch die schönsten Balladen entstanden in dieser Zeit des Zusammenwirkens mit Schiller (1797: die Müllerballaden, der Zauberlehrling, die Braut von Korinth, der Gott und die Bajadere).

Aus der Geselligkeit in Weimar im Jahr 1802 giengen die meisten jener derselben gewidmeten Lieder hervor, von denen manche volksthümlich geworden sind.

Den Vorgängen der romantischen Schule folgend, ergriff Goethe (1807) die Form des Sonettes, eine Form, in der er eine Reihe von Herzensergießungen, zum Theil wenigstens, an Minna Herzlieb in Jena (Ottilie) richtete. Die Leidenschaftlichkeit derselben ist überschätzt worden.

Die Verbindung mit Zelter und dessen Liedertafel veranlaßte 1810 und in den folgenden Jahren mehrere für die Composition bestimmte Lieder (Rechenschaft, Vanitas, Johanna Sebus), wie denn auch diese musikalische Neigung andre Gedichte nach sich zog.

Während der Befreiungskriege widmete sich Goethe orientalischen Studien, aus denen dann der westöstliche Divan hervorgieng. Von diesem später. Seitdem blieb seinen Gedichten ein beschaulicher Zug, der sich in Ernst und Scherz fortan selten verleugnete und seine schönste Blüte in dem Gebet des Paria, der Legende und dem Dank des Paria gefunden hat (1821).

In den Zahmen Xenien und den Sprüchen in Reimen streute Goethe, immer aus bestimmten Anlässen, einen unendlichen Reichthum anmuthig eingekleideter Weisheit aus, der, man mag ihn erfassen wo man will, immer aufs Neue anzieht und fesselt.

Die Sammlung von Gelegenheitsgedichten, die, ihrem Bekenntniß zufolge, alles enthalten will, was Goethe an Personen gerichtet oder zur Verherrlichung festlicher Vorgänge beigetragen hat, umfaßt sein ganzes dichterisches Leben von den Universitätsjahren in Leipzig bis zu der Feier seines letzten Geburtstages und begreift unter einzelnen Gruppen die Gedichte für die Freimaurerloge in Weimar, der Goethe seit 1780 angehörte, die Festgedichte im engern Sinn, die Zuschriften und Gedenkblätter, Invectiven, Gedichte zu Bildern, Maskenzüge am weimarischen Hofe und Begrüßungen für die Kaiserin von Oesterreich in Karlsbad, dessen alter treuer Gast Goethe seit langen Jahren gewesen und mit dessen Bewohnern ihn vielfach freundliche Bande verknüpften.

Die ganze Sammlung findet in den übrigen Theilen von Goethes Gedichten mannigfache Ergänzung, da mehrere Stücke, die früher als 'An Personen' bezeichnet und dann unter die Vermischten' eingereiht wurden, wie das schöne Gelegenheitsgedicht 'Ilmenau', und die meisten an die Jugendgeliebten des Dichters, so wie sämmtliche an Frau v. Stein gerichtete Lieder ausgeschlossen sind. Einige für die weimarischen Hoffestlichkeiten verfaßte Gedichte scheinen schon frühe verloren gegangen zu sein.

Eine der Zeitfolge der Entstehung sich anschließende Ordnung, die Goethe nicht beliebte, würde ein fortlaufendes Bild seiner Entwicklung geben. Denn was liegt nicht alles zwischen der Epistel an Friederike Oeser und den Versen, mit denen er für die Glückwünsche zu seinem letzten Geburtstage, am Schlusse seines zweiundachtzigsten

Lebensjahres dankte! Welche Fülle von dauernden und vergänglichen Beziehungen wird durch die Namen bezeichnet, denen diese Gedichte gewidmet sind! Aber zugleich machen es der lange Zeitraum, den sie umspannen, und die große Anzahl von Fürsten, Geschäftsmännern, Jüngern der Kunst und Wissenschaft, Freunden und Bekannten, Männern und Frauen, deren Namen durch diese Gedichte geehrt werden, unthunlich, auf Einzelheiten einzugehen oder eine Gesammtcharakteristik in der Kürze aufzustellen.

Für die Erläuterung jener ist in den Anmerkungen vieles dargeboten und für die größeren und wichtigeren Gedichte sind die nöthigen Aufklärungen in den Biographien des Dichters zu finden; eine umfassende Charakterisierung würde aber nicht ohne eingehendere Berücksichtigung seines Lebens und der Entwicklung desselben zu erreichen sein, wozu hier kein Anlaß ist. Dagegen lassen sich nach Anleitung einer vorausgesetzten chronologischen Folge ohne Weitläufigkeiten allgemeine Bemerkungen über Goethes Gelegenheitsdichtung überhaupt und über die einzelnen Phasen derselben machen, die als Einführung in den Charakter derselben dienen können.

Goethe selbst nennt sich einen Gelegenheitsdichter. Er will damit sagen, daß er nur dann dichterisch productiv werde, wenn ein innerer Anlaß ihn dazu treibe, denselben in dichterischer Fassung festzuhalten; keineswegs aber schreibt er sich eine Dichtung zu, die bei jedem von außen gegebnen Winke oder Anlaß willig in ein beliebiges Gedicht ausströmt, eine Art der Dichtung, wie sie in Deutschland, lateinische Schulpoesie abgerechnet, üblich war, seit Opitz und seine Nachfolger die Poesie zur Schmeichlerin der Großen und zur Gefährtin aller Geburten, Hochzeiten und Leichenbegängnisse gemacht hatten. Zu einem guten Poeten war nothwendig erforderlich, daß er eine Reihe von Reimen über ein beliebiges Thema ausarbeiten konnte,

wobei ein innerer Anlaß im Gemüth des Verfassers durchaus nicht mitzuwirken brauchte.

Jener innerlich veranlaßten Dichtung huldigte Goethe in seiner Jugend, ja er schuf sie eigentlich, und auch diejenigen unter seinen Gedichten, die äußerlichen Veranlassungen zu dienen scheinen, gehören während seiner früheren Jahre dieser Gattung an, da äußere und innere Anlässe bei ihnen zusammenfallen.

Noch in der ersten Zeit seines weimarischen Aufenthalts blieb er diesem Charakter getreu, so daß alle Gedichte bis in den Beginn der achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts einen Platz neben seinen sonstigen Gedichten hätten finden können, ohne aufzufallen. Als er aber durch das enge Verhältniß zum Hofe mehr und mehr verpflichtet zu werden schien, auch bei solchen Anlässen, die ihn innerlich nicht sonderlich bewegen konnten, sich als Dichter vernehmen zu lassen, blieb der sonst so willige Quell der Dichtung aus, und Goethe mußte sich gewaltsam zwingen, den auf ihn gesetzten Erwartungen einigermaßen zu entsprechen.

Das erste bezeichnende Beispiel dieser Art ist das Gedicht zur Feier der Geburtsstunde des Erbprinzen im Jahre 1783, das vierzehn Tage auf die Geburt folgte und — ein Zeichen innerer Theilnahmlosigkeit — vierzehn Jahrhunderte über den Zeitpunkt seiner Entstehung hinausschaut. Dem Freunde des Herzogs Karl August war es innerlich ohne Frage ein frohes Ereigniß, dem befreundeten Fürsten einen Sohn geschenkt zu sehen, auf den schon jahrelange Hoffnungen gerichtet waren; aber dieß frohe Familienereigniß war zugleich ein Staatsereigniß, vor dem das persönliche Freundschaftsverhältniß zurückweichen mußte. Dennoch wurde von Goethe, der nun einmal Poet war, eine Aeußerung erwartet. Er hielt vierzehn Tage zurück und als er endlich, auch von außen

gedrängt, nicht länger umhin konnte, ein Lebenszeichen zu geben, fand er sich mit den wenigen, fast inhaltlosen Zeilen ab.

Goethe verlangte in späteren Zeiten wohl, wer einmal ein Poet sein wolle, der müsse die Poesie auch commandieren. Meinte er damit aber etwas anderes, als daß der Dichter der inneren Anlässe Herr zu werden und sie auszusprechen vermögend sein solle, so genügte er seinem eignen Verlangen nicht.

Dagegen fand er im poetischen Hofdienst, soweit er ihm beiläufig nachgeben mußte, ein Mittel aus, das ihn nicht ganz zum Schweigen verurtheilte und doch auch nicht eigentlich den Dichter in Anspruch nahm. Dieses Mittels bediente er sich vorzugsweise nach seiner Rückkehr aus Italien, und in der Handhabung desselben wurde er von Jahr zu Jahr sichrer und fester. Er schrieb, wo der innere Anlaß fehlte, der äußere aber drängte, einige wenige zierlich gehaltne Verse, denen er eine gewisse absichtliche Gesuchtheit oder Dunkelheit gab, so daß sie mehr schienen bedeuten zu wollen, als sie in Wirklichkeit bedeuteten. Dieser Stil gieng allmählig auch in seine übrige Dichtung und endlich auch in seine Prosa über.

Er konnte sich in der That auch kaum auf eine andere Weise aus der Verlegenheit ziehen, den vielen angenehmen, aber zum Theil flüchtigen vornehmen Bekanntschaften, die ein Stammbuchblatt oder einen sonstigen Gedenk- oder Gelegenheitsvers des großen Dichters und bedeutenden Menschen verlangten, ohne Unfreundlichkeit gerecht zu werden. Einen allgemeinen Spruch will man bei solchen Gelegenheiten nicht gelten lassen; es soll ein individueller Zug bezeugen, daß das Gedichtchen für die bestimmte Person, für den besondern Fall geschaffen sei, und der Verfasser selbst trägt billige Scheu, ein allgemein gehaltenes oder inhaltloses Wort als Andenken an sich zu überliefern. Aber in der Kürze und in der deutlichen Beziehung liegt die Schwierigkeit der Aufgabe, die Goethe vielleicht nicht stets zur Zufriedenheit, aber immer so gelöst hat, daß man ihn und daß man den bestimmten Anlaß darin wiederfindet.

Die Probe ist, daß sich diese kleinen Gelegenheitsgedichte selten auf andere Fälle verwenden lassen und für Spruch- undVerssammlungen, aus denen Andre schöpfen könnten, meist unbrauchbar sind. Die Beschränktheit der Grenzen, welche dieser Gattung Goethescher Dichtung von Natur eigen sein mußte, gestattete nicht, den besondern Fall zur Allgemeinheit zu erhöhen, und da die Beziehung zwischen Geber und Empfänger meistens nur für diese beiden Interesse haben konnte, liegt es in der Sache selbst, daß diese Goethesche Gelegenheitsdichtung immer nur wenige Freunde gefunden hat.

Anders verhält es sich mit einer Gruppe, die nur sehr uneigentlich zu den Gelegenheitsgedichten gesellt ist, wie z. B. den unter dem Titel 'Rhein und Main' zusammengestellten Nachklängen heiterer Tage, im leichten Ton des frohen Gemüths, wie manche Lieder des Divans, mit denen sie gleichzeitig entstanden und bei denen sie ihre Stelle hätten finden können, wenn es nicht eben Absicht gewesen wäre, den Freunden am Rhein und Main ein deutliches Wort des Dankes zu geben, der sich nicht besser aussprechen konnte, als in der frohen Erinnerung an die mit ihnen und durch sie genossenen Freuden.

Und wiederum anders verhält es sich mit einer andern Gruppe, den Maskenzügen, über die noch einige besondere Worte zu sagen sind. Manche Dichtungen dieser Art giengen, wie Goethe selbst bemerkt, verloren; die hauptsächlichsten sind erhalten und diese genügen, um einen Einblick in die poetischen Wintervergnügungen zu geben, die den weimarischen Hof vor Goethes italienischer Reise

vor allen Hofhaltungen Deutschlands auszeichneten. Zwar hatte das weimarische Fürstenhaus schon vor Goethes Ankunft eine ausgesprochne Neigung zur Poesie bethätigt, aber mehr eine receptive, als productive. Man erfreute sich an Schauspiel und Oper, wie auch andrer Orten; auch fehlte es nicht an heimischen Poeten, welche dieser Neigung Vorschub leisteten. Aber ihre Namen sind verschollen und ihre Operetten mit ihnen. Auch war der Hof nur Publikum.

Mit Goethes Eintritt in die weimarische Hofwelt änderte sich das. Der Dichter machte die Aristokratie und Büreaukratie, die ihm zum Theil feindlich gegenüberstand, zu Darstellern seiner poetischen Spiele und ließ ihnen die Wahl, entweder ihm dienstbar zu werden oder sich allmählig beiseit geschoben zu sehen. Sie wählten das Erstere. Es wurde eine Art von Ehrenpunkt, an dem Liebhabertheater, das er gegründet hatte, thätigen Antheil zu nehmen, und eine eben solche Auszeichnung, wenn man bei den Redouten, die gleichfalls durch Goethe in Schwung gebracht und poetisch ausgeschmückt wurden, eine redende Maske überwiesen erhielt.

Diesen Redouten, die in den Winter fielen und deren Mittelpunkt der Geburtstag der Herzogin (30. Januar) war, verdanken diese 'Maskenzüge' ihre Entstehung. Vieles darin mußte die Antheilnehmenden in ganz andrer Weise berühren, als die späteren Leser, denen die Verse vor Augen kommen, nachdem die lokalen und individuellen Beziehungen längst verblaßt sind, die sich damals leicht und augenblicklich ergaben. Manches erhielt nur im Munde der Sprechenden oder durch die Gegenwart der Angeredeten die richtige Bedeutung.

Wenn nun bei der Ueberlieferung, wie bei allen Programmen und Festgedichten, die für den Moment berechnet sind und im Augenblick der heitern Festfreude ihr eigentliches Leben erfüllen, manches auch am Werth verloren hat, so behalten diese Dichtungen dennoch immer für den Dichter ihren nicht unerheblichen Werth. Man ahnt daraus und sieht auch in andern Schöpfungen für die poetischen Freuden des Hofes bestätigt, wie dieß bunte zersplitterte Treiben, das eben nur als Spur und Zeichen einer damit verbundenen vielfachen Thätigkeit zu betrachten ist, die Entfaltung von Goethes höheren Kräften aufhielt oder ablenkte. Er hatte, so leicht ihm die Verse immerhin werden mochten, mit den Vorbereitungen zur Ausführung der Maskenfeste, mit dem Entwurf des Planes, der Anwerbung für die einzelne Darstellung, der beschwichtigenden Abweisung Andrer, der Anordnung der Masken und Trachten, den Proben und schließlich mit der Ausführung wochenlang zu thun, wie man das aus den Briefen an Frau v. Stein genugsam erkennt. Er klagte und scherzte dann wohl, daß er Wochen im Dienste der Eitelkeit zubringe. Mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen übertäube man oft eigne und fremde Noth. Aber er tractiere diese Sachen als Künstler, und so gehe es noch. Wie Lavater seine Feste der Gottseligkeit ausschmücke, so schmücke er die Aufzüge der Thorheit, und es sei billig, daß beide Damen ihre Hofpoeten haben.

In den früheren dieser Aufzüge übernahm Goethe selbst eine Rolle, im Aufzug des Winters, 16. Februar 1781, stellte er den Schlaf, Frau v. Stein die Nacht vor. 'Amor' und 'Die weiblichen Tugenden' sind nur geringe Spuren größerer Dichtungen, die erst durch die Fülle der Mitwirkenden ihren Reiz erhielten. Amor bezeichnet nur den Spruch den Goethe zu einem großen Zauberballet beigesteuert hatte; 'die weiblichen Tugenden' geben in ihren kurzen für ein Band bestimmten Versen nur einen der Sprüche wieder, und zwar den Spruch der Bescheidenheit, die schließlich, nachdem die übrigen es zu

thun abgelehnt, der Herzogin Kränze überreicht, welche mit jenem Spruchbande umwunden waren. In dem Planetentanze holte Goethe die versäumte Feier der Geburt des Erbbrinzen nach und brachte der Elternfreude seine Huldigung in allegorischer Form dar.

Von höherer Bedeutung erscheint der letzte dieser Maskenzüge vom Jahr 1818, der in einer Reihe glänzender Erscheinungen und glücklicher Charakteristiken die Pflege der Dichtung am weimarischen Hofe lebendig vor Augen führt; Wielands, Herders, Goethes und Schillers schönste Leistungen treten hier in ihren edelsten Gestalten auf, und die russische Kaiserin Mutter, der zu Ehren dieser Maskenzug gedichtet wurde, mußte gestehen, daß kein Hof der Welt unter den Seinigen so herrliche Schöpfungen der Poesie hatte entstehen sehen, wie der kleine Hof zu Weimar.

Eine ausgeführte Maskenallegorie, gleichfalls ein Gelegenheitsgedicht, haben wir in Paläophron und Neoterpe, im Sommer 1800 dem Fräulein v. Göchhausen dictiert und am 24. October desselben Jahres, zum Geburtstage der Herzogin Mutter durch Charaktermasken dargestellt. Nur Neoterpe, die schöne Amalie v. Imhof, durfte ohne Maske erscheinen. Erfreulich ist die Milde, mit welcher Goethe hier am Wechsel der Jahrhunderte die Möglichkeit eines verträglichen, ja einträchtigen Zusammenwirkens alter und neuer Denkweisen empfiehlt. Gelbschnabel soll dem Griesgram, wie der Naseweis dem Haberecht beständig aus dem Wege gehen, so wird es Friede bleiben in der edlen Stadt. In der Herzogin Amalie wird ein schönes Muster verehrt, wie man, was sie längst gethan, den Bund der Eintracht zwischen Paläophron und Neoterpe, dem Alten und dem Neuen, begründen und erhalten können. Das Gute beider Richtungen wie ihre Uebel schildern die beiden Unterredner.

Die antike Form, der freilich, da das Ganze improvisiert wurde, einige zu kurze und zu lange Verse entschlüpft sind, bezeichnet eine Durchgangsstufe in Goethes Kunst, der um diese Zeit und in den nächsten Jahren mehreres der Art in Trimetern und andern antiken Versen dichtete, wie die Helena zum Faust, Pandora und anderes. Auch Schiller machte um diese Zeit in einer Scene der Jungfrau von Orleans einen Versuch, den dramatischen Vers der alten Tragödie wiederaufzunehmen, beharrte aber, wie auch Goethe, beim fünffüßigen Jambus, den, einige ältere vergessene Versuche abgerechnet, zuerst Lessing im Nathan auf die Bühne geführt hatte.

Diese bequemere Form bricht auch in den Arbeiten Goethes häufig durch, bei denen es auf die Anwendung des Trimeters abgesehen war; so namentlich in dem Vorspiel Was wir bringen', einem kleinen allegorischen Gelegenheitsstück, das am 8. Juni 1802 begonnen und schon am 14. zur Leseprobe gebracht, am 26. zur Eröffnung des Theaters in Lauchstädt aufgeführt wurde. Hier auf chursächsischem Grund und Boden hatten die weimarischen Schauspieler ein altes enges baufälliges Theater, das 1802 durch ein bequemeres ersetzt wurde und wohin, namentlich von Halle, der nachbarlichen Stadt des großen Königs' die Besucher zahlreich zu kommen pflegten. In der beliebten allegorischen Manier wurde die Verwandlung des alten Hauses in ein prächtigeres, zugleich als ein Symbol der aus anfänglicher Beschränktheit zu glanzvoller Heiterkeit sich erhebenden dramatischen Kunst behandelt. Schiller hielt die „allegorischen Knoten" für einen unglücklichen Einfall und Goethe selbst gestand, daß es nicht in der besten Stimmung geschrieben, wenn auch im Verhältniß der drängenden Umstände gegen den Schluß noch leidlich gelungen sei.

Auch dies Gelegenheitsstück erhielt durch die Beziehungen auf die Eigenthümlichkeiten der dem dortigen Publikum

allbekannten und lieb gewordnen Schauspieler, deren Namen deshalb nicht ohne Grund beigefügt wurden, einen besondern Reiz, der bei den Nachlebenden, bei denen eine nähere Kenntniß von der Tüchtigkeit der Beck und Malkolmis oder des ausgezeichneten Gesanges der schönen Jagemann nicht vorausgesetzt werden konnte, nothwendig wegfallen mußte. Dennoch bleibt in diesem Spiele, wenn man die Mischung des Allegorischen mit dem Alltäglichen gelten läßt, manch überraschender Zug und manches große schöne Wort der Bewunderung und der Beherzigung werth.

Unter den übrigen Gelegenheitsgedichten, den Theaterreden, die gewissermaßen Pflichtarbeiten waren, da Goethe das weimarische Theater leitete, tritt eine Dichtung hervor, die auch der Erfüllung einer Pflicht galt, der Freundschaft: der Epilog zu Schillers Glocke, das schönste Denkmal das Schiller gesetzt ist und eins der gedankenreichsten und seelenvollsten Gedichte Goethes.

Goethes Sprüche in Reimen und Prosa begleiten sein ganzes Leben und berühren alle Richtungen und Entwicklungen desselben, sowohl die rein menschlichen und praktischen, als die künstlerischen und wissenschaftlichen. Es sind darin Ansichten und Erfahrungen, sowohl eigne als fremde, niedergelegt, wie sie sich auf den verschiedenen Stufen der Entwicklung oder bei der Lectüre als bleibende Resultate oder als auffallende, der Erwägung würdige Meinungen darboten.

Es ist von Deutschen und Ausländern nachgewiesen, daß einzelne Gruppen unter den Sprüchen in Prosa aus andern Schriftstellern entlehnt wurden, und es ist nicht schwer zu zeigen, daß andre Sprüche nur die ins Kurze gezogne Ansichten Andrer sind, wie Goethe es selbst zuweilen andeutet, zuweilen geradezu ausspricht.

Jeder einzelne Spruch, wie allgemein gültig er zu sein scheinen mag, hat doch für Goethe einen möglicherweise nur bedingten Werth als Resultat oder Erwägung einer Durchgangsstufe, selbst als Erinnerungszeichen vorübergehender Verstimmung, während Goethe die Gesammtheit dieser Reime und Sprüche, wie aus dem Motto vor den zahmen Xenien erhellt, als einen Abdruck seiner Gesammterscheinung anerkennt. So klar und schlagend jeder einzelne Spruch an sich sein mag, so würde doch eine große Menge derselben hinsichtlich ihrer Veranlassung und Absicht erst dann richtig verstanden werden können, wenn die Sammlung chronologisch geordnet wäre.

Zusammengestellt sind sie zwar erst in des Dichters späteren Lebensjahren. Er bemerkt in den Tages- und Jahresheften 1821, daß er damals auch zahme Xenien zusammengebracht; denn ob man gleich seine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entstellen solle, so werde man sich doch im Einzelnen manchmal Luft machen. Und er fügt hinzu, von kleinen, auf diese Weise entstandenen Productionen habe er die läßlichsten abgesondert und zusammengestellt.

Eine Reihe der Sprüche (wie Gott, Gemüth und Welt, Sprichwörtlich) war jedoch schon in früheren Sammlungen der Gedichte erschienen und sie gehören also auch nach äußerlichen Kennzeichen einer früheren Zeit an; aber auch der Inhalt mancher, besonders der die Farbenlehre betreffenden, weist in ältere Zeit zurück, wie andre wiederum, z. B. der Spruch, daß jeder Mensch ein letztes Glück und einen letzten Tag erfahre, aus andern Gedichten Goethes (Epilog zu Essex) herübergenommen wurden.

Läßt sich gleich der Entstehungsgrund der einzelnen Sprüche und somit die individuelle Bedeutung derselben in der Regel nicht ermitteln, so verlieren sie dadurch nichts an ihrer Geltung, die entweder eine allgemeine ist, da sie unwiderlegliche, durchaus gültige Wahrheiten aussprechen, oder Sätze enthalten, die, wenn sie auch keinen Anspruch

auf allgemeine Beistimmung machen können, doch zum Nachdenken und Nachempfinden anregen. Denn gewöhnlich ist der einzelne Fall, den sie betreffen, so aufgefaßt, daß die Anwendbarkeit des Spruches weit über denselben hinausgreift. Sie gleichen darin dem Sprichwort, das sich auch auf eine größere Reihe von gleichartigen Erscheinungen anwenden läßt, und stimmen dadurch mit der Lyrik Goethes überein, die auch fast ohne Einschränkung von ganz bestimmt gegebenen Anlässen des eignen oder des fremden Lebens ausgeht und sich in einer Form ausspricht, vermöge welcher die Anwendung auf eine Fülle von individuellen Erscheinungen möglich wird. Sie sprechen dann das Allgemeine im Einzelnen aus, wie in jenem Nachtliede (Ueber allen Gipfeln), das seinem Anlasse nach nur den sinkenden Abend und das Nahen des Schlafes schildert und diese Schilderung so formt, daß darin zugleich ein Bild des zum Ende neigenden Lebens und das Nahen des ewigen Schlafes gegeben ist.

So wird, um ein Beispiel aus den Sprüchen hervorzuheben, in einem derselben die Toleranz empfohlen, „Unser Vater“ oder ‘Vater Unser’ beten zu lassen, in diesem einzelnen Falle aber zugleich die Toleranz, den Einen in dieser, den Andern in jener Form sich erbauen oder selig werden zu lassen. Oder wenn in einem andern Spruch gesagt wird: draußen sei zu wenig oder zu viel und Maß und Ziel nur zu Hause, so ist der Satz nicht auf das Haus eingeschränkt, sondern unter dem Hause ist, wie ein dicht daneben stehender Spruch es andeutet, auch der Begriff des Vaterlandes und unter dem ‘Draußen’ der der Fremde, des Auslandes mitberührt.

So läßt sich den Sprüchen ein allgemeinerer Sinn abgewinnen, ohne daß die Anwendung des engeren Sinnes darunter zu leiden hat. Das ist nicht mit jenem Unterlegen anstatt des Auslegens zu verwechseln, wovor ein

andrer Spruch warnt, denn es gibt kein Gedicht, auch das kleinste gnomische nicht, das nicht weiter, tiefer und höher greifen müßte, als wohin die Worte desselben zu reichen scheinen. Nur durch das Begreifen einer größeren Anzahl von Erscheinungen unter die Darstellung der einzelnen wird die Darstellung wahr, während sie sonst nur die Wiedergabe der Wirklichkeit sein würde, die für die Poesie nicht ausreicht, da die poetische Form dem Stoffe, dem Gedanken, der Empfindung immer einen symbolischen Charakter aufdrückt.

Bei den in Prosa überlieferten Sprüchen, denen auch die entlehnten eingereiht sind, ist der Form gemäß meistens die allgemeinere abstracte Beobachtung und Betrachtung aufgestellt, aus der die Anwendung auf das Einzelne sich theils mit Leichtigkeit von selbst ergibt, theils ausdrücklich und namentlich gemacht wird. Wesentlich stimmen aber beide Formen überein; die poetische hält scheinbar allein den gegebenen äußeren oder innern Erscheinungsmoment fest; die prosaische spricht die allgemeinere Betrachtung aus, zu welcher die Beobachtung vom einzelnen Falle sich erhob. Beide Formen, nur als solche entgegengesetzt, sind bezeichnend für Goethes poetischen und prosaischen Charakter, der, wo er untersuchte, gern zu Combinationen aufstieg, wo er darstellte die Sachen mit Ausscheidung des Unwesentlichen allgemein faßte.

Aus dem großen Reichthum dieser Spruchsammlung — sie enthält über zweitausend Sätze — eine Art von Gesammtbild in verjüngtem Maße aufstellen zu wollen, würde einer Beschränkung vielgestaltigen Lebens unter willkürliche Gesichtspunkte gleichkommen. Gerade in dem Reichthum dieser weitumfassenden Einzelnheiten beruht das Anziehende der Sammlung. Man schlägt auf, wo man will, und immer wird man festgehalten, sei es durch Tiefe und Bedeutsamkeit des Gedankens, sei es durch die

Anmuth der Form. Die Möglichkeit vielfacher Deutungen reizt zur Anwendung auf Einzelnes; das schroff Ausgedrückte fordert zum Widerspruch, das Gefällige zur Beistimmung auf; hin und wieder auftauchende Fäden, die ein planmäßiges Gewebe anzudeuten scheinen, wollen festgehalten und verfolgt werden, bis sie wieder verlaufen und die Ueberzeugung zurücklassen, daß die Einheit nicht im Plane, sondern in der Persönlichkeit Goethes selbst zu suchen ist, die sich in allen ihren Eigenthümlichkeiten darin spiegelt.

Die Sammlung ist ein Buch der rechten und echten Lebensweisheit, die Summe von Betrachtungen und Erfahrungen eines langen und inhaltreichen Lebens und zwar eines solchen, das an allen wichtigen Bewegungen der Zeit, in welche es fiel, nahen Antheil nahm und sie von erhöhtem Standpunkte aus betrachtete oder leitete.

Die Erscheinung, die aus der Totalität dieser Sprüche hervortritt, soll man zu erfassen und sich vertraut zu machen suchen, ohne am Einzelnen irre zu werden. Denn wie sich kein Theil ohne Erkenntniß des Ganzen, zu dem er gehört, richtig begreifen läßt, so auch der einzelne Spruch nicht ohne den Geist, aus dem er hervorgieng, und dieser wiederum, da er nur als Theil von Goethes Geiste wirkt, nicht ohne Berücksichtigung des Dichters, Forschers und Denkers, so daß diese Sprüche besonders geeignet sind, in das Studium Goethes einzuführen oder das aus dem Studium seiner Schriften und seines Lebens gewonnene Bild wieder zu erfrischen.

Für die Erkenntniß seiner dichterischen Gestaltungen, die ein Leben in sich selbst haben, reicht das Studium der Sprüche zwar nicht aus, wohl aber lassen sich die Grundlagen, auf denen jene ruhen, deutlich erkennen und manche Partieen der Sammlung sind für die nähere und richtige Erkenntniß seiner künstlerischen Grundanschauungen und

seiner poetischen Technik sehr lehrreich und fruchtbringend. Denn wenn unsre dichterische Jugend auch gewohnt ist, die Erfahrungen der Meister unbeachtet zu lassen und lieber auf eigne Hand sich Wege zu suchen, so würde es ihr doch nicht zum Schaden gereichen, ihre Wege mit denen zu vergleichen, auf welchen die Früheren zu ihren Erfolgen gewandelt sind.

Die wenigen Sätze über dramatische Kunst, Epopöe, Roman, welche sich in der Sammlung finden, sind so tief aus der Fülle der Erfahrung geschöpft und so einfach, klar und bestimmt ausgesprochen, daß niemand, der sich mit diesen Formen beschäftigen will, sie unerwogen lassen sollte. Auch der Geschichtschreiber findet in einzelnen hingeworfenen Sätzen wichtige Fingerzeige für seine Kunst: zu schreiben, was vormals war und damals bewegte, nicht als wenn er selbst dabei gewesen.

Was der Künstler im engern Sinn sich für Belehrungen über die Geschichte und das Wesen seiner Thätigkeit aus den Maximen und Reflexionen anzueignen vermag, erhellt beim bloßen Blättern, und wie lohnend dieser Gewinn sein kann, ergibt sich, wenn man sich erinnert, wie lange Goethe sich praktisch und theoretisch mit der bildenden Kunst beschäftigt hat und wie eingehend alle seine Betrachtungen sind, auch wo er von unrichtigen Voraussetzungen ausgehen oder auf nicht stichhaltige Resultate hinarbeiten sollte.

Vielleicht daß beim Studium dieser Spruchsammlung sich mancher dann auch mehr mit Goethes naturwissenschaftlichen Studien bekannt zu machen sucht und damit befreundet, an denen man sonst, als an den Arbeiten eines bloßen Dilettanten, vorüberzugehen pflegt. Die Ausdauer, mit der er sich diesen Dingen hingibt, und die Vielseitigkeit der Wendungen, mit denen er ihnen beizukommen sucht, die Gewißheit seiner Ueberzeugung und der Ernst

und Scherz, mit denen er seine Gegner behandelt, haben etwas Fesselndes. Wo und wie man dies Spruchbuch aber auch anfassen mag, bestätigt sich das Wort, das er von einem andern Buche gebraucht, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im Besondern auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit- und Ortsverhältnissen einen eigenen, besondern, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat, umgekehrt aber auch, darf man hinzufügen, daß jedes individuell gesagte richtige Wort einer allgemeineren Wirkung fähig ist.

Nach Schillers Tode.

Nach Schillers Tode stand Goethe vereinsamt in Weimar, in Deutschland. Mit der jungen Schule konnte ein Verhalten stattfinden, aber eine förderliche engere Verbindung nicht geschlossen werden. Auswärtige gewährten nur geringen Ersatz. Zu ihnen gehörten der Philologe F. A. Wolf, der Maurermeister und Musikdirector Zelter, der französische Gesandte Graf Reinhard, der Staatsrath Schulz und ganz besonders Sulpiz Boisserée. Der Briefwechsel mit diesen und den älteren Freunden, Knebel, Karl August, Meyer und andern bildet fortan die Hauptquelle für Goethes Leben, das während des Krieges in wissenschaftlichen Beschäftigungen und einigen poetische Productionen, so wie in den Vorstudien der beschaulichen westöstlichen Poesie verläuft und nach dem Kriege das behaglich geschäftige Ausruhen des Alters darstellt. Da die äußeren Verbindungen sich immer weiter und zersplitterter gestalten, das innere sich fortentwickelnde Leben sich in den größeren Werken darlegt, jene aber zu umfangreich für eine bloße Skizze erscheinen, auch in den Tages- und

Jahresheften genugsam angezeigt sind; die größeren Werke hingegen noch besonders besprochen werden; so genügt es hier, auf beides zu verweisen und nur einzelne hervorspringende Momente zu berühren, in denen sich Goethes Leben und seine Wirkung auf die Welt und der Welt auf ihn charakterisiert.

Auf einem Sommerausfluge im Jahr 1805 machte er in Halle die Bekanntschaft des bekannten Joseph Gall, der dann auch in Jena, Weimar und Wilhelmsthal seinen Kursus der Schädel- und Gehirnlehre vor zahlreichen und glänzenden Auditorien fortsetzte. Von Halle aus trat Goethe mit F. A. Wolf eine Reise nach Helmstedt an, um Beireis kennen zu lernen, seit langer Zeit dadurch merkwürdig, daß er Sammlungen aller Art zusammengebracht hatte und zwar von solchem Umfange und solcher Kostbarkeit, daß sie das Vermögen eines Privatmannes zu überschreiten schienen. Goethe schildert den Besuch sehr heiter. Der wunderliche Mann holte seinen angeblichen Diamant von fabelhafter Größe gelegentlich aus der Hosentasche und steckte ihn, nachdem er ihn aus der Entfernung vorgezeigt, gemüthlich wieder ein, als sei dieser Schatz etwas ganz Alltägliches, wie er es denn auch war.

Nach seiner Rückkehr hielt Goethe im Spätjahr den Damen wöchentlich Vorlesungen über naturhistorische Gegenstände, die nach dem Bericht der Göchhausen 'wirklich sehr lehrreich und unterhaltend' waren. Doch nöthigte ihn seine alle drei bis vier Wochen wiederkehrende periodische Krankheit mehrfach zu Unterbrechungen.

Im nächsten Jahre beschäftigte ihn vorzugsweise die Ausarbeitung der Farbenlehre und die Redaction seiner gesammelten Werke, die von 1806 bis 1808 in zwölf Bänden bei Cotta erschienen und besonders in dem vollendeten ersten Theil des Faust (im 8. Bande 1808) den Reiz der Neuheit hatten und selbst während der alles

übrige Interesse fast ertödtenden Kriegsereignisse sich Bahn brachen.

Denn die friedliche Zeit, deren sich Thüringen bis dahin zu erfreuen gehabt, machte einer wildbewegten Platz. Nachdem Goethe von einer Reise nach Karlsbad, wo er sich in geologische Studien vertieft hatte, heimgekehrt war, sammelten sich die Wetterwolken dicht um Weimar und entluden sich am 14. Oct. 1806 in der unglücklichen Schlacht von Jena, die dem preußischen Staate vorläufig ein Ende machte und das Herzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, dessen Fürst sich in militärische Abhängigkeit von Preußen begeben hatte, in Frage stellte. Nur die hochherzige Entschlossenheit der Herzogin Louise, die während der Unglückstage Weimars nicht von der Stelle wich und durch ihre feste Haltung selbst dem Kaiser Napoleon Achtung abgewann, rettete Weimar von größerem Verderben. Eine dreitägige Plünderuug mit Mord und Brand hatte sie freilich nicht abzuwenden vermocht.

Goethe war in diesen furchtbaren Tagen durch die Einquartierung eines Marschalls in seinem Hause anscheinend geschützt. Am 15. Oct. wohnte Ney bei ihm, wie Ludecus und Riemer bezeugen; Frau von Stein nennt Augereau, Knebel den Marschall Lannes. Von diesem erwähnt Goethe, daß er demselben 'seine in damaligen Tagen unwahrscheinliche Rettung' verdanke. Ein paar Gamins, von der sogenannten Löffelgarde, hatten sich gewaltsam bei ihm einquartiert und in seinem Wein berauscht. Sie drangen in sein Zimmer und bedrohten sein Leben. Der Geistesgegenwart seiner Freundin Christiane Vulpius, welche die frechen Burschen vor die Thür warf, verdankte er seine Befreiung und dem bald eintreffenden Marschall den Schutz gegen fernere Bedrückung.

Aus Dankbarkeit ließ sich Goethe am 19. October 1806 mit seiner Freundin in der Hof- oder Jacobskirche in

Gegenwart seines (am 25. Dec. 1789 gebornen) Sohnes und seines Secretärs Riemer ehelich verbinden. Der Oberconsistorialrath Günther verrichtete die Trauung. In der Kirche hatten Tags vorher noch Todte und Verwundete gelegen.

Der Eindruck dieser Aussöhnung mit der bürgerlichen Ordnung war, selbst bei Schillers Witwe, kein wohlthuender: Es war etwas Unberechnetes in diesem Schritt, und ich fürchte, es liegt ein panischer Schrecken zum Grunde, der mir des Gemüths wegen wehe thut, das sich durch seine eigne große Kraft über die Welt hätte erheben sollen.' Und im Allgemeinen bemerkt sie über den Freund ihres verstorbenen Gatten: 'Er hat sich seiner selbst nicht so würdig gezeigt, und es hat mein Gefühl verwundet, ihn in einer schmerzlichen Anschauung zu sehen. Er wollte sich zusammennehmen, wollte heiter scheinen, wie wir noch keinen Sinn dafür hatten. Man fühlte auch, daß es nicht aus der rechten Quelle kam, und deßwegen blieb auch der Eindruck verloren.'

Die Geheimräthin Goethe blieb nach wie vor der Trauung ein Gegenstand der Geringschätzung und der härtesten Bezeichnungen. Wenn sie einmal den ihr gebührenden Platz im Theater von einer eigenmächtigen Besitzergreiferin geräumt zu sehen verlangte, hieß sie 'grob wie ein Bauer'.

Doch ihr Tod, der nach langen epileptischen Leiden am 6. Juni 1816 eintrat, machte einiges Mitgefühl rege. Die Schopenhauer schrieb allerlei Details in die Welt umher, niemand sei bei ihr gewesen, Mann und Sohn hätten den Anblick ihrer Zufälle nicht ertragen können, die Wartefrauen hätten sie ohne Beistand liegen lassen. Sie starb an ihrem Geburtstage, 52 Jahre alt, nach achtundzwanzigjähriger Verbindung mit Goethe, dem sie viele Sorgen gemacht, aber viel mehr fern gehalten hatte.

Am 10. April 1807 starb die Herzogin Anna Amalie, im achtundsechzigsten Lebensjahre. 'Vielleicht war kein Haus in Weimar, wo der edlen Fürstin nicht Thränen flossen. Obgleich sie das Gute, zu dem sie sich berufen fühlte, längst vollbracht hatte, verlor Weimar doch sehr viel. Sie wußte, wie Fernow sagt, den Fürsten mit dem Menschen in sich zu vereinigen und zog die bessern Geister an, wo sie sie fand. Eine bessere Fürstin durfte Weimar nicht wiederzusehen hoffen, auch ihresgleichen nicht.' Manche ihrer schönen Thaten kam jetzt erst ans Licht, so bei der Uebernahme ihres Nachlasses erfuhr Karl August, daß sie im Jahr 1792 ihren Perlenschmuck verkauft hatte, um Herder eine Badereise nach Aachen möglich zu machen. Im Auftrage des Herzogs setzte Goethe die Personalien auf, die laut landesherrlichen Erlasses vom 13. April nach der Gedächtnißpredigt von den Kanzeln abgelesen wurden und dann in Goethes Werke Aufnahme fanden.

Der Herzogin folgte schon am 7. September 1807 ihre alte treue Hofdame Louise von Göchhausen; sie hatte den Wechsel ihrer Existenz nicht ertragen können. 'Sie schlich sich still und unverändert ab und blieb bis zuletzt dieselbe', 'sie starb mit aller Besonnenheit und Fassung, die eine so gründliche Hofdame auch in der Todesstunde nicht verleugnet.' So riefen ihr die Weimarer Freunde und Freundinnen nach, die ihren Verlust fühlten und den Ausfall ihrer Freundschaftstage', wie die freundlichen Versammlungen in ihrem Mansardenzimmer genannt wurden, als Lücke der Geselligkeit empfanden. Auch Goethe hatte zu ihr in sehr heiterm freundlichen Verhältniß gestanden und ihr oft seine launigen Dichtungen in die Feder dictiert.

Näher traf Goethe ein Jahr später der Verlust seiner Mutter, die am 13. September 1808 im achtundsechzigsten Lebenjahre starb, eine treue praktische Freundin ihrer Freunde, in allen guten und bösen Tagen. Die Erbschaftsangelegenheiten ordnete Goethes Frau, die sich anderthalb Jahre früher ihrer Schwiegermutter in Frankfurt persönlich bekannt gemacht hatte und von ihr sehr herzlich aufgenommen war.

Um die Reihe der Todesfälle gleich hier weiter zu verfolgen, sei erwähnt, daß am 15. Sept. 1809 Herders Witwe starb, der Goethe auch über den Tod des Mannes hinaus und ungeachtet sie die letzten Jahre nicht mehr in Weimar gelebt hatte, ein treuer hülfreicher Freund geblieben war. Ihr folgte am 17. December 1809 Wilhelm von Wolzogen, der nach langen Leiden in Wiesbaden starb. Er hatte zu dem Goetheschen Kränzchen gehört und war, als Schillers Schwager, auch sonst vielfach mit Goethe in Verkehr gewesen.

Dem Andenken Wielands, der am 20. Januar 1813 in Oßmannstedt, dem Asyl seines heitern Alters starb, widmete Goethe, als am 18. Februar in Gegenwart des Hofes eine Trauerloge gehalten wurde, eine Rede, die auf das reiche Leben des reizbaren und beweglichen Mannes, der gern mit seinen Meinungen, nie mit seinen Gesinnungen spielte, mild und voll freudiger Anerkennung seines Charakters und seiner Verdienste um die Literatur zurückblickte. Je mehr von den Größen Weimars den Schauplatz verließen, desto mehr richteten sich die Blicke der Zeitgenossen auf den Ueberlebenden, der eigentlich einsam dastand und die Welt umher immer mehr als nicht vorhanden ansah, je lauter sie an ihn herantrat.

Er führte sein thätiges Leben in engeren Kreisen und immer ausgedehnterer Wirkung fort und wie er seine Briefe, gleichsam als Tagebücher für die Nachlebenden schrieb, behandelte er seine Werke als Bekenntnisse für Mit- und Nachwelt, denen er mit bestimmter Absicht zu rathen aufgeben wollte. Er gewann neue Freunde, theils auf seinen fast alljährlich wiederholten Reisen ins Karlsbad, theils

in Weimar, wohin sein Name mehr und mehr die bedeutendsten Persönlichkeiten der Zeit zog. Die Verbindung mit dem braven, derben, unumwundenen Zelter, mit dem er das Meiste, was ihn interessierte, brieflich abhandelte, brachte ihm vorzugsweise die Musik näher, die er immer geschätzt, aber kaum mit dem Genuß gepflegt hatte, den ihm Zelters Einsicht, Geschmack und Rührigkeit nun erschloß.

In Karlsbad lernte Goethe 1807 den französischen Residenten Reinhard kennen, dessen Schicksal ihn zunächst interessiert haben mag. Reinhard war ein Predigersohn aus Würtemberg, hatte sich lange in Frankreich aufgehalten, war in Hamburg angestellt gewesen und dann nach Jassy gesandt, wo ihn die Russen mit Frau und Kindern gefangen nahmen, über den Dnieper, Bug und Dniester führten und zuletzt wieder losließen, da er denn durch Polen und Galizien wieder ins westliche Europa unter die Menschen zurückkehrte. Goethe rühmt ihn als einen sehr tüchtigen, erfahrenen, theilnehmenden Mann, mit dem er sehr erfreuliche Unterhaltungen habe.

Aber diese waren wohl weniger politischer als literarischer Art. Denn Goethe war der Aufenthalt in Karlsbad deshalb so schätzbar, weil derselbe außer seinem natürlichen Guten noch das politische Gute hatte, in einem friedlichen Kreise zu liegen, wohin kaum der Nachklang äußerer Widerwärtigkeiten gelangte. Freilich kamen ihm auch dort Jeremiaden genug entgegen, die, ob sie gleich von großen Uebeln veranlaßt wurden, doch, wie er sie in der Gesellschaft hörte, ihm nur als hohle Phrasen erschienen: 'Wenn jemand sich über das beklagt, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das hör' ich mit Theilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat; so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden, oder als Egoist zu erscheinen. Wenn jemand seine verlorenen Pfründen, seine gestörte Carrière schmerzlich empfindet, so wär' es unmenschlich, nicht mitzufühlen; wenn er aber glaubt, daß der Welt auch nur im mindesten etwas dadurch verloren geht, so kann ich unmöglich mit einstimmen.'

So hören wir ihn denn auch weder über den Untergang Preußens, noch des Deutschen Reiches, noch über ein anderes schweres Weltgeschick klagen oder nur ein Wort verlieren, und sehen ihn weder an der Furcht vor künftigen Schicksalen der Welt und des Vaterlandes, noch an den still wirkenden Kräften des Volkes, das seiner Befreiung vom fremden Joche mit der Befreiung seiner Fürsten für identisch hielt, den geringsten Antheil nehmen. Dagegen interessierte ihn eine französische Reisebibliothek, die Reinhard ihm schenkte, so sehr, daß er sich dem Studium französischer Dichter, besonders Lafontaines, recht mit Vorliebe ergab und in dieser 'ganz eigenen Welt sehr viel Vergnügliches und Erfreuliches fand.' Als Nachwirkung dieser Beschäftigungen, zu denen noch die Lesung der Satiren und Komödien des Ariost zu rechnen ist, entstand ein Gedicht in Stanzen, das Tagebuch (1810), das nur im Verborgenen mitgetheilt wurde. Es wird darin der alte Glaube des Nestelknüpfens mitten in einer unsittlichen Situation sittlich aufgelöst. Das Studium Lafontaines mußt in Goethes Dichtung selbstverständlich andere Früchte tragen als auf dem wohlgedüngten Beete des Franzosen des siebzehnten Jahrhunderts wuchsen.

War hier nur ein literarischer Anlaß benutzt, um ein unsittliches Moment künstlerisch zu behandeln, so wurde in den Wahlverwandtschaften, von denen noch

genauer die Rede sein wird, eine unsittliche Richtung der Zeit mit voller künstlerischer Ruhe und durchaus sittlich bloßgelegt. Daß die Ideen, die darin gestaltet werden, den Dichter einmal bewegt haben müssen, ist nicht zu leugnen, gereicht ihm aber nicht zum Vorwurfe, da er derselben Herr geblieben ist, in der Dichtung wie im Leben.

Es war eine nicht leichte Zeit für ihn, die Zeit der innern Lösung fester Grundlagen der Gesellschaft und der sittlichen Bande. Goethe schloß damals für ihn bindende. Aber der geschlossene Bund bewahrte ihn nicht vor umschweifenden Gedanken, mochte vielleicht dazu beitragen. Was könnte sein, wenn der Bund nicht geschlossen wäre? Fragen dieser Art werden Verbrechen, wenn sie durch Gestattung des Versagten beantwortet werden. Der Dichter, der sie aufgeworfen sieht, der sie selbst aufwirft, beantwortet sie in seinen Gestalten und ihren Schicksalen.

Goethe hatte sich gebunden. Aber sein Herz war unbefriedigt geblieben. Die lieblichen Erscheinungen der Frauenwelt, die ihm anmuthig entgegentraten, regten seine Phantasie an. Er spielte mit einer Leidenschaft, die mehr den Dichter, als den Menschen angieng. Seine Sonette, zum Theil an Minna Herzlieb, eine Pflegetochter des Buchhändlers Fromman in Jena, gerichtet, stellen ein solches Spiel der Leidenschaft dar. Tiefere Bedeutung ist ihnen nicht einzuräumen. Ganz abzuweisen ist aber der Anspruch Bettinas, Tochter der Maximiliane Brentano, Enkelin der Sophie La Roche, als seien diese Sonette aus ihren Briefen an Goethe entlehnt. Das Verhältniß ist das umgekehrte. In den Briefen des „Kindes“ bilden die Sonette die Grundlage. Leichtsinnig genug hat Bettina Sonettenreime ganz in Goethes Reihenfolge beibehalten. Um nicht minder leichtsinnig hat sie Goethes Dichtung und Wahrheit, für welche sie Material geliefert haben will, als Magazin für ihren Roman 'Briefwechsel mit einem Kinde' benutzt.

Sie war im April 1807 mit einem Empfehlungsbriefe Wielands bei Goethe eingeführt, kam dann im November mit ihrer Schwester, der Frau v. Savigny, wieder und trat im August 1811, damals schon mit Achim v. Arnim verheirathet, nochmals in Weimar auf, wurde von Goethe sehr artig und freundlich behandelt, dann aber, als sie sich nach etwa vierwöchigem Aufenthalt in übermüthiger Grobheit gegen Goethes Frau vergieng, plötzlich heimgesandt. Ihr und Arnims Briefe mit der Bitte um Verzeihung sind noch vorhanden. Damals nahm Weimar, aus althergebrachtem Haß gegen Goethes Frau, für Bettina Partei. Nur Schillers Gattin hielt treu an dem Glauben zum 'Meister' fest, während ihre Schwester, Karoline von Wolzogen, sich leidenschaftlich gegen die 'Lieblosigkeit' desselben erhitzte.

Viel glücklicher als mit Bettina, war Goethe auch mit ihrem Manne nicht, wenigstens in Beziehung auf seine dramatischen Arbeiten, die er, so wie Brentanos, Tiecks, Fouqués und Oehlenschlägers Lust- und Trauerspiele, vergeblich versuchte auf die Bühne zu bringen. Auch an Zacharias Werners Erzeugnissen verlor er bald den Geschmack. Dieser hatte sich ihm im Spätjahr 1807 in Jena bekannt gemacht, hielt sich dann einige Zeit zu Anfang des Jahres 1808 in Weimar auf, wo seine 'Wanda' gegeben und er selbst wie ein Wunder gefeiert wurde. Goethe nannte ihn einen genialischen Mann, der einem Neigung abgewinne, wodurch man in seine Productionen, die zuerst einigermaßen widerstehend seien, nach und nach eingeleitet werde. Aber schon im Herbste schrieb er an Zelter: 'Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treibens immer fort; aber Alles geht durchaus ins Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die einzige und höchste Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei und in der Gestalt

die Specification, damit ein jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen.'

Erfreulicher und wirkungsreicher war für Goethe die Kenntniß einer der Hauptquellen der Romantiker, die Bekanntschaft mit dem von A. W. Schlegel so zu sagen entdeckten Calderon, dessen standhafter Prinz 1811 mit großem Beifall, dessen Zenobia 1815, ohne zu gefallen, auf die Bühne gebracht wurden. Diese blumige Poesie führte Goethen lebendiger in die Welt des Morgenlandes, der Calderon wie die ganze spanische Literatur so viel schuldet, und ihre Dichtungen ein, als die schlechten Uebersetzungen orientalischer Dichter, die man damals in Deutschland durch Hammer besaß. Auch die französischen Bearbeitungen, nach denen dann wieder deutsche angefertigt wurden, führten nicht tiefer in den Geist des Orients, da sie die Form ebenso wie die deutschen Uebersetzer verwischten und keine entsprechend wirksame an die Stelle setzten. Wer kann sich den Hafis noch in Hexametern denken? Petrarka würde sich in der Strophe der Nibelungen kaum schlechter ausnehmen oder Homer in den Reimpaaren Hartmanns von der Aue.

Auch diese Dichtungen, die von den Romantikern gleichsam wiederbelebt wurden, erregten Goethes Aufmerksamkeit. Während Hartmanns armer Heinrich, dies anatomisch-klinische Cabinetsstück, ihm physisch ästhetischen Schmerz verursachte, konnte er sich dem gewaltigen Eindrucke des Nibelungenliedes nicht entziehen, das er mühsam durcharbeitete und den Damen seines Kreises durch Vorträge näher brachte. Zur genaueren Kenntniß mochte auch der nordische Antiquarius Arendt, der Goethe zu Anfang des Jahres 1809 besuchte, manches beitragen. Er hielt Vorträge über die nordischen Sagas. Zu dem Publikum

gehörte selbst der Hof, der sich für Alles interessierte, was Goethes Interesse erregte.

Als Napoleon 1806 zum erstenmale in Weimar war, soll er Goethe eine Audienz abgeschlagen haben, wie Ludecus berichtet. Um so weniger mochte dieser geneigt sein, den Herzog im September 1808 nach Erfurt zu begleiten, wo Kaiser Alexander, der Schwager des Herzogs, mit Napoleon zusammenkam, um über die Geschicke der kleinen Staaten unter äußerem Pomp und Geräusch still zu verhandeln. Indeß ließ der Herzog Goethen holen. Er kam und erbaute sich an den Mustervorstellungen der französischen Schauspieler, in deren getragner Declamation und genauem Ensemble er sein Ideal einer Bühnendarstellung erblicken mußte. Doch sah er auch hier die Erfahrung bestätigt, daß selbst bei der bestgeschultesten Gesellschaft ein großer Schauspieler alles Interesse von den übrigen und vom Dichter auf sich allein zu lenken pflegt. Er sah Talma in Racines Andromache und im Britannikus, dann auch in Voltaires Oedipus und wußte in seiner enthusiastischen Bewunderung kaum Maß und Ziel zu finden.

In einer Abendgesellschaft bei der Präsidentin v. d. Recke, am 30. September, lernte er den französischen Minister Maret kennen, auf den er großen Eindruck machte und der dem Kaiser von ihm erzählte. Napoleon befahl ihn darauf zur Audienz, die am 2. October stattfand. Sie währte fast eine Stunde. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren zugegen, bald kam auch Daru dazu, der sich mit dem frühstückenden Kaiser über preußische Contributionsangelegenheiten unterhielt.

Der Kaiser winkte Goethen heran, betrachtete ihn aufmerksam, und erkundigte sich nach seinem Alter. Als er erfuhr, daß er im sechzigsten Jahre stehe, äußerte er seine Verwunderung über sein frisches Aussehen, und fragte

dann nach seinen Trauerspielen, wobei der Generalintendant Daru sich näher über sie ausließ und Goethes Uebersetzung des Mahomet lobte. Der Kaiser erklärte diesen für kein gutes Stück, da es unschicklich sei, den Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung machen zu lassen. Werthers Leiden versicherte er siebenmal gelesen zu haben und gab zum Beweise eine Analyse des Romans, wobei er der Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes und der leidenschaftlichen Liebe erwähnte. Dies ist nicht naturgemäß, sagte er, und schwächt beim Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einflusse, den die Liebe auf Werther gehabt.'

Goethe war viel zu sehr Hofmann, um dem Kaiser bemerklich zu machen, daß schon Herder denselben Einwurf gemacht, und daß derselbe seit zwanzig Jahren so gut wie beseitigt sei, gab vielmehr dem Kennerblick des Kaisers, der ihm übrigens wie ein Schneider vorkam, dessen scharfer Blick eine feinversteckte Naht an einem angeblich ohne Naht verfertigten Aermel ausfindig macht, die gebührende Ehre und folgte ihm dann wieder auf das Gebiet der französischen Tragödie, die der Kaiser wie ein Criminalrichter betrachtete und deren Abweichen von Natur und Wahrheit er tief empfunden und bemerklich gemacht haben soll. Die Schicksalsstücke mißbilligte er höchlich: sie haben einer dunkeln Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schicksale? Die Politik ist das Schicksal.'

Dann sprach er mit Daru über Contributionen. Soult trat herein und scherzte mit dem Kaiser über einige unangenehme Ereignisse in Polen. Napoleon stand auf, gieng auf Goethe zu und fragte mit leiserer Stimme nach seiner Familie und seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten übersetzte er sich nach seiner Weise in entschiedenere Urtheile. Doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkehrend, sagte er:

'Es sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein, das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie z. B. sollten den Tod Cäsars würdiger und großartiger als Voltaire schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris; ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es größere Weltanschauung. Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden. Qu'en dit Monsieur Goet?' Goethe trat wieder zurück und fragte den Kammerherrn durch eine Geberde, ob er sich entfernen dürfe, und als dies gestattet war, empfahl er sich. Der Kaiser sagte zu Berthier und Daru: Voilà un homme!'

Dieser von Kanzler v. Müller herrührende Bericht stimmt mit den übrigen Angaben überein. Goethe war von der Audienz tief erfüllt. Jene dem Kaiser übliche Phrase, wenn er jemand gewinnen wollte, soll nach Goethes Brief an Reinhard der Kaiser beim Empfang gesprochen haben: Sie sehen daraus, daß ich ein recht ausgemachter Heide bin, indem das Ecce homo in umgekehrtem Sinne auf mich angewendet worden. Uebrigens habe ich alle Ursache mit dieser Naivetät des Herrn der Welt zufrieden zu sein.'

Goethe kam als entschiedenster Bewunderer des Kaisers zurück und gieng am 4. October, um die Festlichkeiten zum Empfange der nach Weimar eingeladenen Kaiser und Könige vorzubereiten. Sie kamen am 6. zur Hirschjagd nach Ettersburg und zogen Abends unter Glockengeläute in Weimar ein. Die lateinische Inschrift die Goethe über die Thür des für Napoleon bestimmten Zimmers setzen wollte, mußte wegen übertriebener Schmeichelei gegen den Sieger, der doch wahrlich kein Befreier war, wegbleiben.

Die Herzogin Louise, der dies Veto zugeschrieben wird, wurde, als der Kaiser nach Erfurt zurückgekehrt war, dorthin zur Tafel eingeladen und bei Tisch von ihm und der übrigen Sippschaft sehr freundlich behandelt; im Theater, wo Mahomet gegeben wurde (wie vorher in Weimar Cäsar) mußte sie auf einem Bänkchen neben der hochmüthigen Königin von Westphalen sitzen, die kein Wort mit ihr sprach. In den nächsten Tagen berief Napoleon Goethe und Wieland nochmals nach Erfurt, wo der Fürst Primas (Dalberg) den alten Freunden mit Talleyrand ein Diner gab. Am 12. erhielten beide den Orden der Ehrenlegion und vom Kaiser Alexander den St. Annenorden wenige Tage später.

Goethe konnte leider von den dramaturgischen Winken des Kaisers keinen Gebrauch machen. Seine poetische Thätigkeit war wieder auf den Punkt gekommen, wo sie vor der Bekanntschaft mit Schiller gestanden. Zwar schuf er keine Bürgergenerale, aber theatralische Gelegenheitsstücke voll Allegorien wie das Vorspiel zum 19. September 1807, zur Eröffnung des Theaters, in dem er Gewalt und Vertilgung, Flucht und Verzweiflung, Macht und Schutz, Friede und wiederherstellende Freude lakonisch vorführte. Vieles war auf sinnlichen Effect berechnet und mußte in der beliebten Manier, die wir schon aus Lila kennen, vom Maschinisten ergänzt werden. Der furchtbare bis zum Gräßlichen gesteigerte erste Theil schloß, indem eine heitere Sternerscheinung jeden erfreulich erinnerte, was man der Herzogin vorm Jahr schuldig geworden, an die zweite glänzende und prächtige Hälfte durch einen sanften Uebergang gefällig an; und die hülfereich ordnende Erscheinung der Majestät war nicht ganz unerwartet. Der gefällige Friede stellte sich dem Ernst anmuthig entgegen; und dadurch, daß die vier Personen durch zwei Schauspielerinnen vorgestellt wurden, welche nur die

Kleidung und den Ausdruck ihres Vortrages geändert hatten, erhielt das Ganze für den äußern und innern Sinn eine erquickliche Einheit. Wie denn auch das Andenken an die Herzogin Mutter am Schlusse die treuen, ihr ergebenen Herzen mit sanfter Rührung entließ.' So commentierte bei der Uebersendung an Knebel Goethe seine Arbeit selbst, die er in acht Tagen von Grund aus erfunden und verfertigt, und die durchaus einen guten Eindruck hervorgebracht hatte.

Zu den Hofdichtungen gehörte auch der Maskenzug, die romantische Poesie darstellend, zum 30. Januar 1810 und die 'Völkerwanderung' zum 16. Februar, wie denn auch am 6. Juni die Kaiserin von Oesterreich zur höchst beglückenden Ankunft' in Karlsbad mit Gedichten begrüßt, am 6. August des nächsten Jahres das Theater zu Halle mit einem Prolog eröffnet, die Erbgroßherzogin am 16. Februar 1812 beglückwünscht und 'Ihro des Kaisers Majestät am Tage der höchst beglückenden Ankunft zu Karlsbad' am 2. Juli 1812 mit allerunterthänigst von der Karlsbader Bürgerschaft gestreuten Blumen' (drei Blätter in Folio) empfangen wurde. Auch die für den Prinzen Friedrich von Gotha, der seine Tenorstimme zu producieren wünschte, im Jahr 1811 gedichtete Cantate Rinaldo gehört in diese Gruppe; sie hatte die Tonmalerei zur Absicht, befriedigte den Prinzen und erfüllte ihren Zweck.

Erfreulicher waren einige andere Dichtungen, besonders Johanne Sebus, ein Gedicht, zu dem Goethe vom Unterrhein aufgefordert war. Die kindlich treue Liebe und Todesmuthigkeit des braven Mädchens wirkt in dem einfach großen Wachsen der naturgewaltigen Gefahr ergreifend.

Pandora.

Ein größer angelegtes Werk der Dichtung begann Goethe 1807 für des befreundeten Leo v. Seckendorf Zeitschrift: Prometheus. Es war das „Festspiel" Pandora. Es trägt die Form der damals bei ihm fast stereotyp gewordenen Symbolik und Allegorie. Die Wesen werden zu Begriffen verflüchtigt und die Namen sollen wie menschliche Wesen wirken. In den Tages- und Jahresheften äußert der Dichter, in dieser Production spreche sich, wie in andern gleichzeitigen, das schmerzliche Gefühl der Entsagung aus. Der rückschauende Epimetheus, der auf Pandoras Wiederkunft hofft, trägt allerdings elegischen Charakter. Aber Prometheus, der als des echten Mannes wahre Feier die That bezeichnet und sich diesem Sinne entsprechend bewährt, läßt jene Stimmung nicht aufkommen, die überdies zurückgedrängt wird durch den für plastische Darstellung berechneten, kalt äußerlich erfaßten Eifersuchtszwist zwischen Phileros und Epimeleia.

Die Gedanken, welche sich in die Allegorie hüllen, sind, wenn man sie entkleidet, kein sonderlich lohnender Erwerb. Wer sagt es sich nicht selbst, daß ein Genügen an Epimeleia ohne Elpore, ein Sinnen und Brüten ohne Hoffnung, kein Glück gewähren, liebevolle Besonnenheit hingegen weit eher dazu führen kann. Die Idee des Ganzen ist zwar nicht vollständig ausgeführt. Der zweite Theil liegt nur als Schema vor. Man könnte versucht sein, das Ganze, wie es etwa ausgearbeitet werden sollte, für eine Symbolisierung der dumpfbrütenden, hoffnungslosen Zeit des Vaterlandes zu nehmen. Allein dazu fehlt es in Goethes innerem Leben, wie in der Dichtung selbst, an berechtigenden Anzeigen. Die fragmentarische Gestalt war nicht geeignet, viele Leser anzuziehen.

Ein Grund, die Arbeit fallen zu lassen, mochte auch in der gewählten Form des antiken Trimeters liegen. Der bestimmende Einfluß Wolfs und Riemers war unverkennbar. Aber jemehr sich Goethe bereit zeigte, dem Drängen dieser Philologen zu antik gemessenen Versen nachzugeben, desto entschiedener brach bei ihm das rhythmische Element durch, so daß eine Versbehandlung eintrat, die, zwischen der antiken Metrik und der modernen Rhythmik schwankend, weder den classisch Geschulten noch den Naturalisten Genüge that und dem Dichter selbst die Freude am Schaffen beeinträchtigte.

Die Wahlverwandtschaften.

In ideellem engem Zusammenhange mit Pandora werden von Goethe selbst die Wahlverwandtschaften genannt, vielleicht von allen seinen Werken das am ärgsten verkannte. In die Reihe der kleinen Novellen und Erzählungen, die er seit Anfang des Jahrhunderts für Wilhelm Meisters Wanderjahre vorbereitete, sollten auch die Wahlverwandtschaften eingefügt werden. Allein bei der näheren Durcharbeitung im Gedanken erweiterte sich der ursprüngliche einfache Plan. Er wurde deßhalb zur selbstständigen Ausführung bestimmt, im Jahr 1808 schriftlich entworfen und theils in diesem, theils im folgenden Jahre ausgearbeitet. Nachdem das Septemberheft des Morgenblattes eine von Goethe selbst herrührende 'vorläufige Nachricht' darüber gebracht hatte, erschien der Roman im October 1809 bei Cotta in zwei Bänden. Als Einzelwerk ist er seitdem nicht wieder gedruckt worden.

Die Aufnahme im Publikum war eine sehr verschiedenartige. Der Professor Fr. Köppen in Landshut konnte

sich nicht dafür begeistern und spürte darin die Hand eines alten Schriftstellers. Die genaueren Freunde, wie Zelter, standen der Erscheinung anfänglich verlegen gegenüber und wußten nicht recht, was sie aus Titel und Inhalt machen sollten. Sie lobten den Stil. Die Jüngeren und Empfänglichen strömten von Bewunderung über. Franz Passow fand darin, wie er Knebel bekannte, einen Schatz von Verstand und Liebe, von classischer Vollendung und ewiger Jugendglut. Dem jüngeren Voß war es, wie uns sein Brief an Schillers Wittwe berichtet, als ob Goethe hier den ganzen Reichthum seiner Erfahrungen und Lebensansichten habe niederlegen wollen; allein er sei unerschöpflich wie die Gottheit. Fr. H. Jacobi war sehr voll Unwillen über das Werk und nannte es in einem Briefe an Jean Paul eine Himmelfahrt der bösen Lust. Diese schiefe Ansicht wurde die herrschende.

Es ist nicht erforderlich, auf die unsittlichen Strömungen der Zeit umständlich einzugehen. Es braucht nur an die 'auch praktisch gemachte' Theorie der Romantiker von der Versuchsehe erinnert zu werden, an die Theorie der Ehe auf kurze Zeit, nach deren Ablauf es der Willkür beider Theile anheimgestellt sein solle, ob die Ehe zu Ende sei, oder ob sie fortzudauern habe. Diese Theorie trägt, fast mit den Worten der Romantiker, im Romane selbst der Graf, wenn auch nur aus dem Munde eines Freundes, vor. Er behandelt, wie Goethe, der sich sonst sehr objectiv hält, bei diesem Anlaß mit dem eignen Urtheile hervortretend, sagt: in einem allzufreien Gespräch einen strafbaren oder halbstrafbaren Zustand als einen gewöhnlichen, ja löblichen. „Denn dahin gehört doch gewiß alles, was die eheliche Verbindung antastet.“

Das scheint deutlich genug. Aber Goethe ist noch deutlicher. Eine seiner Figuren, Mittler, stellt das allgemeine Gewissen dar. Was er im neunten Kapitel des

ersten Theiles sagt, ist die sittliche Grundlage dieses angeblich unsittlichen Romanes. „Wer mir den Ehestand angreift, sagt er, wer mir durch Wort, ja durch That, diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun, oder wenn ich ihn nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Cultur. Unauflöslich muß sie sein, denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen gibt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag's manchmal sein, das glaub' ich wohl, und das ist eben Recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheirathet? das wir oft gerne los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte.“

Von der Höhe dieser Auffassung des Wesens der unverbrüchlichen Ehe ist die Welt des Romans zu betrachten und zu würdigen, Eduard und Charlotte, der Hauptmann und Ottilie. Das Ehepaar, Eduard und Charlotte, ist bereits verheirathet gewesen. Charlottes Mann, der ihr durch Familieninteressen aufgedrungen war, ist gestorben und hat ihr eine Tochter, Luciane, hinterlassen. Eduard ist durch den Tod seiner ältern Frau, mit der er keine Kinder gehabt, zu großem Reichthum gelangt. Als beide frei geworden, folgen sie der früheren Neigung und ver-

binden sich. Bevor sie sich recht in einander eingelebt haben, nimmt Eduard seinen Freund, den Hauptmann, zu sich, nicht ohne Bedenklichkeiten seiner Frau, deren verständiger Sinn unerwünschte Folgen voraussieht, da Eduard durch den Hauptmann abgezogen werden müsse und manche Pläne nicht werde ausführen können.

Nachdem Eduard seinen Wunsch durchgeführt hat, redet er eifrig zu, als Charlotte die Tochter einer verstorbenen Freundin, die mit ihrer Tochter Luciane erzogen wird, aus der Pension zu sich zu nehmen für wünschenswerth hält. Dies junge Mädchen ist Ottilie. Beide, sie und der Hauptmann, treten in die Familie. Und nun entsteht jenes Verhältniß, das Goethe mit einem Kunstausdruck der Chemie als Titel seines Romanes wählte; als Titel! allenfalls als Symbol, keineswegs als naturnothwendige Grundlage seiner Erfindung.

Zwei verschiedenartige Stoffe, lehrt die Chemie, haben bei inniger, gegenseitiger Verbindung die Fähigkeit, einen neuen Stoff zu bilden, der in seinen Eigenschaften von den beiden Stoffen, aus denen er zusammengesetzt ist, mehr oder weniger abweicht. Kalkstein, sagt Goethe, d. i. mehr oder minder reine Kalkerde, innig mit einer zarten Säure verbunden, wird, wenn man ihn in verdünnte Schwefelsäure thut, durch diese ergriffen und erscheint mit ihr, während die luftige Säure entweicht, als Gips. „Hier ist eine Trennung, eine neue Zusammensetzung entstanden, und man glaubt sich nunmehr berechtigt, das Wort Wahlverwandtschaft anzuwenden, weil es wirklich aussieht, als wenn ein Verhältniß dem andern vorgezogen, eins von dem andern erwählt würde.“ Das Beispiel trifft nicht ganz. Deutlicher ist die Formel.

Das Verhältniß zwischen E Ch wird durch das damit in Wirkung gesetzte Verhältniß H O gelöst und es bildet sich ein neues, indem sich E mit O und H mit Ch verbindet. Was in der Natur sich nach nothwendigen Gesetzen vollzieht, kann in menschlichen Verhältnissen nicht nach eben solchen gemessen werden, da der Mensch hat, was den Stoffen mangelt: den freien Willen. Es ist also an sich schon absurd, Goethe den Gedanken unterzuschieben, er habe ein Naturgesetz auf menschliche Verhältnisse ausdehnen und die Auflösung der Verbindung E Ch (Eduard-Charlotte) durch den Contact mit H O (Hauptmann und Ottilie) wie eine Nothwendigkeit darstellen wollen. Eduard strebt aus seiner Verbindung mit Charlotten heraus, um sich mit Ottilie zu verbinden, und ebenso Charlotte mit dem Hauptmann. Das geschieht nach keinem Gesetze, sondern kann nur geschehen durch den Bruch eines solchen oder durch willkürliche Lösung einer gesetzlichen Verbindung, deren Auflösung Goethe nicht gelten lassen will.

Er hat lediglich einen Vorgang auf dem Gebiete der sittlichen Welt, den Ehebruch, der in den Wahlverwandtschaften ein ideeller bleibt, mit dem Vorgange im Gebiete der Chemie in eine symbolische Parallele stellen und dadurch erläutern, in keiner Weise rechtfertigen wollen. Mit wahrhaft künstlerischer Ruhe hat er die schrittweis wachsende Auflösung eines Bundes und das Hinausstreben zu einer neuen Verbindung nach den einzelnen Momenten psychologisch entwickelt und plastisch dargestellt.

Er behandelt die Idee der Freiheit und der Gebundenheit in der Liebe, die, wenn sie zur rechten Zeit ihre rechte Bahn findet, beglückt; wenn sie aber aus Leichtsinn, Leidenschaft oder Täuschung sich festen Banden unterworfen hat und dann andre Wege, die nun nicht mehr die rechten sind, aufsucht, zerstörend wirkt. Er stellt die aus der Gebundenheit der Ehe zur Freiheit strebende Neigung, die nun zum Verbrechen wird, in Eduard leidenschaftlich, in Charlotte gemäßigter dar, und läßt die aus der Freiheit

strebende Neigung Ottiliens zu dem gebundenen Eduard als leidenschaftliche Krankheit erscheinen. Sie, die Alles erringen wollte, büßt ihre Schuld, indem sie sich Alles versagt; sie ist zu schwach gewesen, ihre Liebe zu bemeistern; aber ihr Wille ist kräftig genug, daß sie sich dem Hungertode unterwirft.

Um es kurz zusammen zu fassen, Goethe hat einen unsittlichen Gegenstand, der im Leben der Zeit hundertfältig sein Abbild fand, künstlerisch, d. h. sittlich behandelt.

Wie die Wahlverwandtschaften den scheinbarsten Anlaß gegeben, Goethes poetischen Charakter von der moralischen Seite anzufeinden und zu verleumden, so ist ein anderes Werk, das seine eigentliche Lebensaufgabe bildete, von Verehrern und Gegnern, von Berufenen und Unberufenen zum Gegenstande ihrer betrachtenden Weisheit oder ihrer zelotischen Verdammung ausersehen. Der ganzen Anlage der gegenwärtigen Darstellung zufolge kann es nicht darauf ankommen, die Reihe der Scholiasten oder Scholastiker zu verlängern, wo mit der einfachen Analyse des Inhalts der historischen Anforderung genügt und zum Verständniß der Dichtung wirksamer beigetragen wird, als durch die ausführlichste philosophisch-ästhetische Betrachtung über dieselbe. Verstehen kann jeder ohne Commentar diese einfachste und klarste aller Dichtungen, wenn er nur einfach sich an das hält was er liest, ohne in die Irrgänge der Speculation sich verlieren zu wollen. Allenfalls mag noch darauf geachtet werden, daß die Dichtung nicht in einer eng begrenzten Lebensperiode des Dichters begonnen, ausgeführt und abgeschlossen wurde, sondern ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete, mit ihm jung war, reifte und alterte. Der helle Blick der frischen Jugend und die Weitsichtigkeit des Greises — das ist der Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Theile der Dichtung, die wir deßhalb beide auseinanderhalten.

Faust I.

Die Dichtung, wie wir sie jetzt als Ganzes besitzen, trat stückweise in drei verschiedenenmalen ans Licht; zuerst erschien 1790 ein Fragment; dann 1808 der in sich abgeschlossene erste Theil und zuletzt, nach des Dichters Tode, der zweite Theil im Jahre 1832 als erster Band der nachgelassenen Werke. Die lange Arbeit an dieser größten und schönsten Dichtung, die Goethe hervorgebracht, macht es begreiflich, daß sie, wie er selbst, verschiedene Epochen durchgemacht und in Gedankengehalt, Art der Composition und poetischer Darstellungs- und Ausdrucksweise das Charakteristische abweichender Bildungsstufen in sich bewahrt hat.

Nach einer Bemerkung Goethes an Zelter (6,193), daß es keine Kleinigkeit sei, etwas, was im zwanzigsten Jahre concipiert worden, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen, würde die erste allgemeine Idee zum Faust in das Jahr 1769, in jene Zeit fallen, als Goethe durch Krankheit und Umgang auf das Studium mystisch-chemischer Werke geführt wurde. Eine frühe Beschäftigung mit dem Gegenstande scheint Goethes Aeußerung zu bestätigen, daß er in Straßburg seinen Faust und Götz, mit denen er sich herumgetragen, sorgfältig vor Herder geheim gehalten; doch, fügt er hinzu, habe er damals noch nichts davon aufgeschrieben.

Auch in Wetzlar muß er sich damit, doch nicht so geheim wie in Straßburg, befaßt haben, da ihn Gotter in der Dankepistel für die Uebersendung des Götz um seinen Faust bittet, 'wenn sein Kopf ihn ausgebraust.' Vielleicht ist auch Faust unter den Dramen mitbegriffen, zu denen er, wie er am 1. Juni 1774 an Schönborn schreibt, den Plan erfunden hatte, das heißt das interessante Detail dazu in der Natur und in seinem Herzen.

Directe äußere Zeugnisse bringen die folgenden Jahre. Am 15. September 1775 hat er, nach einem Brief an Auguste Stolberg, eine Scene an seinem Faust gemacht, und nach der weiteren früher erwähnten Vergleichung, daß ihm den ganzen Tag in zerstreutem Treiben gewesen sei wie einer Ratte, die Gift gefressen und in alle Löcher laufe, von allen Feuchtigkeiten schlurpfe, scheint es die Scene in Auerbachs Keller gewesen zu sein. Bald darauf, zu Anfang October, meldet er an Merck, daß er an Faust viel geschrieben habe; wie denn Merck am 19. Januar 1776 Nicolai im Vertrauen mittheilt, daß Goethes Faust ein Werk sei, das mit der größten Treue der Natur abgestohlen worden. 'Ich erstaune, fährt er fort, so oft ich Ein neu Stück zu Fausten zu sehen bekomme, wie der Kerl zusehends wächst und Dinge macht, die ohne den großen Glauben an sich selbst und den damit verbundenen Muthwillen ohnmöglich wären'.

Der Ruf dieser Dichtung hatte sich schon so ausgebreitet, daß der Buchhändler Mylius (am 25. October 1775) an Merck bekannte, er würde Dr. Faust 'für einen proportionierlichen Preis' lieber verlegt haben als Stella.

Jacobi, der Goethe zu Anfang des Jahres 1775 besuchte, hatte damals schon fast Alles kennen gelernt, was 1790 als Fragment erschien. In Weimar, wo Goethe zu bleibendem Aufenthalte am 7. November 1775 eintraf, scheint der Faust gleich Anfangs mitgetheilt zu sein, da Wieland schon um Neujahr darauf hindeutet und Goethes Vater nicht ohne durchbrechende Liebe von seinem Sohne, 'diesem singulären Menschen', berichtet, er habe den Winter über 'die dortigen Herrschaften mit Vorlesung seiner ungedruckten Werckgens unterhalten.' Eine derartige Vorlesung am 16. Juli 1780 vor den Gothaischen Fürsten und ihm erwähnt der Herzog Karl August, woraus man die fortdauernde Theilnahme an der Dichtung bei den

Weimarern erkennt. Auch ist es nicht ganz unwahrscheinlich, obwohl äußerlich nicht zu bestätigen, daß Goethe im Stile der Genieperiode eine Bearbeitung in Prosa ursprünglich beabsichtigte; darauf deutet die Scene in Wald und Höhle.

Er nahm seine Dichtung, um sie zu vollenden, mit nach Italien, war auch am 8. September 1787 noch dieses Sinnes, wie er denn auch wirklich Hand anlegte und, was überraschend genug ist, zu Rom im Garten der Villa Borghese die Hexenküche schrieb, also, anstatt unter dem schönen Himmel, der ihn zum 'Griechen' machte, das Menschengeschick seiner Dichtung menschlich weiterzuführen, sich recht mit Neigung in das symbolische Wesen des Zauber- und Hexenspukes vertiefte. Er mochte mit den Schlußversen den Uebergang zu der Helena, wie sie im Frühjahr 1780 schon vorhanden gewesen sein soll, zu finden versuchen.

Nach der Heimkehr dachte Goethe noch daran, das Werk zu vollenden, aber schon im Mai 1789 war er entschlossen, Faust als Fragment erscheinen zu lassen. Und so erschien er 1790 als siebenter Band von Goethes Schriften bei Göschen in Leipzig. Ein wesentliches Stück dessen, was die abgeschlossene Redaction des ersten Theiles, der zuerst 1808 als achter Band von Goethes Werken bei Cotta herauskam, enthielt, fehlte dem Fragmente.

Es fehlte außer der Zueignung, die schon 'sehr alt' war, das Vorspiel auf dem Theater, das schwerlich vor der Bekanntschaft mit den Prologen der indischen Dramen, deren Art Goethe 1791 aus der Sakuntala kennen lernte, entstanden ist. Es fehlte der Prolog im Himmel mit dem Ueberblick über das Ganze der Idee.

Das Fragment beginnt sofort mit dem (ersten) Monolog Fausts und der Beschwörung des Geistes, woran sich unmittelbar das Gespräch mit Wagner anschließt, nur

daß am Schlusse desselben die Verse fehlen, in denen auf das morgende Osterfest hingedeutet wird. Die schließliche Redaction hat dann ferner den zweiten Monolog Fausts mit dem melodramatischen Element des Glockenklanges und Chorgesanges hinzugefügt; ebenso die Scene vor dem Thore mit ihren kecken, frischen, derben Bildern und der Wanderung Fausts in Begleitung des bedächtigen ängstlichen Wagner, der hier, als sich in dem kreisenden Pudel ein neues Element zur Entfaltung ankündigt, zum letztenmale auftritt.

Dem Fragmente fehlt ferner die Scene in Fausts Studierzimmer, in welcher er sich an der Uebersetzung der Bibel übt; das Auftreten des Mephistopheles, der Gesang der Geister und endlich der Anfang der folgenden Scene zwischen Faust und Mephistopheles, der Pact und die erwachende Glut der Leidenschaften. Das Fragment hebt mitten im Reime mit den Worten an: 'Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, Will ich in meinem innern Selbst genießen.' Von da an bietet es, mit Ausnahme allerdings bedeutender Umstellung der Scene Wald und Höhle' (die in der letzten Redaction vor den beiden Scenen 'Gretchens Stube' und 'Marthens Garten' steht, während sie im Fragment auf letztere folgt) alles was 1808 erschien und zwar, bis zu der Scene im Zwinger einschließlich, eben so wie in der letzten Redaction.

Diese hat dann die Straßenscene (Ständchen; Valentins Ermordung und Valentins Vermaledeiung der ehrlosen Schwester) eingeschaltet und in der folgenden Domscene, mit welcher das Fragment schloß, die Erwähnung des Blutes auf Gretchens Schwelle nachgetragen. Es folgt dann in der schließlichen Redaction die Walpurgisnacht, der (ursprünglich unabhängige, von Schiller im October 1797 von dem Musenalmanach ausgeschlossene) Walpurgisnachtstraum (Oberons und Titanias goldene

Hochzeit), die Prosascene auf dem Felde, das Vorbeiziehen am Rabensteine und als Schluß die Kerkerscene mit Gretchens Wahnsinn, Schuldbekenntniß, himmlischer Rettung und mit Fausts Wegführung durch Mephistopheles.

Von dem Prolog im Himmel abgesehen, der den Blick über das Ganze der Dichtung eröffnete, als diese schon weiter vorgeschritten war, fehlt für die vollständige Darlegung des Grundgedankens des ersten, und selbst des zweiten Theiles in dem Fragmente nichts, was durchaus wesentlich wäre, als einzig die Uebereinkunft Fausts mit Mephistopheles, diesem sofort anzugehören, wenn es jemals dahin komme, daß er sich beruhigt auf ein Faulbett lege, sich selbst gefalle und im Genuß Genüge finde. Diese Bedingung, aus der nach Goethes eigener Aeußerung gegen Sulpiz Boisserée (I, 255 im Jahr 1815) Alles folgt, versetzt uns in den Mittelpunkt des Ganzen und weist vielen ausschweifenden Deutungsversuchen die gebührenden Grenzen. Es ist danach thunlich, schon jetzt, vorläufig unbekümmert um den zweiten Theil, den Gedanken der Dichtung darzulegen.

Faust, der Gelehrte, wendet sich im Tiefsten angeekelt von den fruchtlosen Wissenschaften, deren Resultat es ist, einzusehen, daß man nichts wissen kann, zu der Magie, um das geheime Wesen und die Gründe der Dinge zu schauen, wird aber von dem beschworenen Geiste, über den er sich bis zur Gottähnlichkeit erhaben wähnte, zu den ihm gleichen begreiflichen Geistern zurückverwiesen, und steht also auf einem Umwege wieder da, wo er vor der Beschwörung gestanden. Zugleich wird er sehr deutlich durch den Besuch Wagners in seine Sphäre zurückgeführt. Dieser Repräsentant der historisch-empirischen Wissenschaften, dem in der Entfaltung eines würdigen Pergamens der ganze Himmel niedersteigt, bildet die pedantische, in Beschränktheit selbstgefällige Kehrseite in Fausts Doppelwesen, ohne

welche, wie Geist ohne Körper, das idealistisch-metaphysische Streben nicht bestehen kann, während sie selbst, des spirituellen Aufschwungs entbehrend, zur armseligen Buchstabenweisheit eintrocknet.

Nach dieser dramatischen Entfaltung Fausts, des Gelehrten, versinkt er mehr und mehr im Gefühle seiner Nichtigkeit und steht bereits auf dem Punkte, dies unzulängliche Dasein durch freiwilligen Tod abzuwerfen, als ihm die mächtigen und gelinden Töne des Ostermorgengesanges, die süßen Himmelslieder am Staube suchen, ihm die Schale vom Munde ziehen und ihn, im Tiefsten erschüttert, in Thränen aufgelöst, der Erde wiedergeben. Seine Jugend ist noch nicht todt; er läßt sich noch vom Gefühl bemeistern.

Die heitere Lebensfülle, die sich im sonnigen Freien erfreut, lockt auch ihn mit seinem zweiten Selbst, mit Wagner, hinaus. Ihm begegnet die allgemeine Verehrung, von der er sich selbst nichts anzueignen vermag, da er seine Unzulänglichkeit zu tief empfindet, und die Wohlthaten, welche ihm dankbar nachgerühmt werden, in seinen Augen wie Verbrechen erscheinen.

Von diesen Empfindungen wendet er den Blick in die schöne Gotteswelt; ihn zieht das Streben hinauf und vorwärts. Aber wieder fühlt er, daß zwei Seelen in ihm wohnen; die eine klammert sich mit derber Liebeslust an die Welt; die andere hebt ihn zu Gefilden hoher Ahnen. Er möchte auf einem Zaubermantel über die Welt hingetragen werden, und kaum ist, unter Abmahnung seines Gefährten, der Wunsch laut geworden, als sich der (symbolische) Pudel zeigt, der sich ihm gesellt und den er mit sich zu Hause nimmt, wo er zur Uebersetzung der Bibel zurückkehrt und bedeutsam vom Wort zur That hinübergeführt wird. Alsbald tritt der fahrende Scholast aus dem Thiere hervor und gibt sich als Geist der Verneinung

zu erkennen, als dessen eigentliches Element die Sünde, das Böse (das ist die sinnliche Natur des Menschen im Gegensatz zu der geistigen, himmlischen) bezeichnet wird.

Faust hat das Wissen hinter sich geworfen und tritt in das Leben, die That, den Genuß hinüber. Er macht mit Mephistopheles den Pact, ihm zu gehören, wenn er seine ideale Natur in der Sinnlichkeit ersticken könne. Damit ist die Bahn gezeichnet, auf der sich die Dichtung fortan bewegen will.

Nachdem Mephistopheles in Fausts Kleide dem Schüler gegenüber, gewissermaßen als Commentar zu Fausts erstem Monologe, die Unzulänglichkeit aller Wissenschaften gezeigt und die Sinnlichkeit in ihm rege gemacht hat, beginnt er mit Faust seine Fahrt ins Leben, das im ganzen ersten Theile des Gedichtes nur von der Seite des Genusses dargestellt wird.

Zunächst, gleichsam um zu versinnlichen, wie die dem Schüler gewiesenen Wege auslaufen, in die Völlerei der platten Burschen, bei denen Mephisto sich trefflich behagt, während Faust nichts anders denkt und sagt, als aus dieser Gesellschaft wegzukommen. Er, die spirituelle Seite der dramatisch gebildeten Doppelgestalt, findet also nicht, wie seine Kehrseite, Mephistopheles, die Verkörperung der sinnlichen Menschennatur, in diesem geist- und gemüthleeren Treiben Genüge. Die erste Probe seines Pactes hat er bestanden, was freilich nicht schwer werden konnte.

Dem Dichter standen nun so viele Variationen dieser Proben zu Gebote, als die Sinnlichkeit Gestalten annehmen kann. Er schob alle bis auf eine, die sich einer menschlichen und poetischen Entfaltung nothwendig darbieten mußte, zur Seite und führte den Träger seines Gedankens, daß der Geist in der Sinnenwelt nicht untergehen soll, nachdem er ihm in der (symbolischen) Hexenküche den verjüngenden Liebestrank hat reichen lassen,

mit dem er bald Helenen in jedem Weibe erblicken soll, in ein neues Verhältniß, das eher danach angethan scheinen konnte, die Wette zu Fausts Ungunsten zu entscheiden.

Wenn in dem Faust-Wagner, Faust-Mephisto in gewissem Sinne und insofern, wie jeder geistig bewegte Mensch etwas Gemeinsames hat mit diesem Zwiespalt zwischen Gedanken und Stoff, zwischen Streben und Leben, ein Repräsentant des Menschengeschlechts angenommen werden konnte und auch im Folgenden gelten kann, so hat man sich doch sehr zu hüten, in den dramatisch gestalteten Wesen Alles, womit sie ausgestattet erscheinen, ohne Weiteres als allgemeine Eigenschaften der Menschennatur anzusehen, es sind eben individuell bedingte Menschen.

So wenig Faust, dieser sinnlich-übersinnliche Freier, geradezu auf den Genuß losstürmend, sich sentimental erweichend, etwas anders ist und sein soll, als ein Mensch, dem noch nicht alles bessere sittliche Gefühl abhanden gekommen, oder in der Scene, wo er den Glauben, den er selbst nicht hat, mehr verhüllt als verleiht, etwa bestimmt sein soll, durch seinen Mund das Innere des Dichters zu bekennen, der ihm nur die Gewalt der Rede gibt, um das mithandelnde Wesen dramatisch, nicht ebenso die übrige Welt zu stimmen; ebenso wenig ist Gretchen, die Freundin der Martha, die selbst den Teufel beschwatzen möchte, Gretchen, die am Brunnen weidlich mit verschwärzt hat, die gern den Riegel offen ließe und, um es möglich zu machen, den Trank für die Mutter nimmt, trotz ihrer Fragen nach dem religiösen Bekenntniß ihres Geliebten und ihrer anmuthigen Eigenschaften, danach angethan, die ästhetische Heilige zu sein, die man gern aus ihr macht und gemacht sieht, sondern nur ein Mädchen mit diesen und jenen Eigenschaften, die sich von dem sinnlich geliebten Manne, über dem sie Mutter und

Geschwister hintansetzt, ja opfert, willig beschwatzen und bethören läßt und sein Opfer werden muß, wenn der Geist gegen das Thier Recht behalten soll.

Denn was ist Gretchen anders, als eines der Mittel, welches die sinnliche Macht anwendet, um Faust nicht etwa zur Sünde, zu Verbrechen, zu Schandthaten, die er begeht, zu verführen, sondern geradezu sein himmlisches Theil nicht zu beflecken, sondern zu vernichten. Die Reue, die Gretchen vor dem Muttergottesbilde, im Dom, im Wahnsinn des Kerkers zeigt, mildert ihre Schuld und wenn sie, nach der Freude über den reuigen Sünder, gerettet genannt wird, während der erbarmungsvolle, aber nicht bereuende Sünder zu ferneren Lebensscenen aufgespart erscheint, so kann man die Kunst des Dichters so wenig wie sein ethisches Verhalten in diesem Abschluß schelten, der keine Lösung des Problems sein soll. Genug daß er an diesem Abschluß die Probe abermals hat bestehen lassen.

Wie die folgenden bestanden werden, mag der zweite Theil der Dichtung lehren, der uns freilich auf ganz andere Gebiete führt, als der wesentlich irdische und menschliche des ersten Theils.

Zwar sind auch in diesen aus dem ursprünglichen Stoffe allerlei Bestandtheile des zauberhaften Hokuspokus eingemischt, deren der Dichter sich, um nicht aus der gewählten dramatischen Form in die epische Breite zu zerfließen, der Kürze wegen wie symbolischer Mittel bediente, theils auch, um gewisser Dinge sich in diesem zu einer Lebensarbeit heranwachsenden Dichtung zu entledigen, die ihm fördernd und hindernd nahe traten.

In der Hexenküche, die zur Zeit der beginnenden französischen Revolution verfaßt wurde, wandte er sich, freilich versteckt genug, gegen das Zeittreiben, die dogmatischen Rechenexempel, die flache Literatur, die hohle Welt über-

haupt. In der Walpurgisnacht machte er seiner alten Neigung, das Derbe derb zu zeichnen und die Dinge beim rechten Namen zu nennen, einmal herzhaft Luft und stellte diese Orgien, die doch einmal in der Phantasie des Volkes nebelhaft spukten, als Symbol sinnlicher Genüsse, in denen Faust nicht versinken kann, keck und rund zur Schau, wie er in der sehr wohl entbehrlichen Oberonshochzeit den literarischen Händeln, die eben in den Xenien abgethan waren, einen neuen Ausdruck und manchem armseligen Gegner eine traurige Berühmtheit gab, wovon es freilich auch in jener Nacht nicht fehlt, da der Proktophantasmist (Nicolai) hier für alle übrigen gelten kann.

Am Schlusse dieses Theils darf dann auch ein Blick auf den Prolog im Himmel, der nach den Scenen entstanden ist, denen er vorausgestellt werden mußte, zurückgeworfen werden, um zu erkennen, in welchem Sinne beide Theile im Zusammenhange gedacht wurden. Und da findet sich denn klar und deutlich, daß es die Aufgabe war, einen Menschen durch verworrnes Streben, von der Gemeinheit unüberwunden zur Klarheit zu führen, den von aller Nähe und Ferne in tiefster Brust bewegten, aber unbefriedigten Faust auf seinem Bildungsgange zu begleiten, ihn irren zu lassen, aber ihn durch das Leben zum Ziele zu führen.

Hätte Goethe die Dichtung auch nicht weiter geführt, als bis zum Abschluß des ersten Theiles, sie dürfte doch für eine in sich vollendete gelten. Denn der Anlage gemäß konnten die Lebensscenen des ersten Theiles bei der weitern Behandlung nur unter veränderten Verhältnissen wiederholt werden und wohl eine Fülle von Möglichkeiten bieten, wie Mephisto mit Faust um den Gewinn der Wette ringt, eine wirklich neue Entwicklung der Idee, daß das Versinken im Genuß des Augenblicks der Tod sei, war nicht möglich. Die Lebensscenen, durch welche Faust unbefriedigt hinschreitet, können von Stufe zu Stufe höher gehoben werden, müssen aber immer nur Bilder des Lebens bleiben, zu unmächtig, volle Befriedigung zu gewähren. Selbst der Abschluß ist kein Schluß, da die Stufenleiter der Thätigkeiten fortdauern muß, aber in einer Welt, die sich der irdischen Darstellung entzieht, wenn nicht statt des metaphysischen Jenseits das platonische ideelle Fortwirken des Geistes in der wirklichen Welt den Gegenstand bildet. Daran aber dachte Goethe nicht und konnte nicht daran denken, so lange er seinen Faust als individuelle Menschennatur festhielt. Daß er dies nicht immer gethan, wird sich zeigen, wenn wir am Ende seines Lebens dem zweiten Theile der Dichtung näher treten.

Eins aber darf hier noch erwähnt werden. Goethe traf im Faust das nationale Element so glücklich, wie selbst nicht in Hermann und Dorothea, und er behandelte den Stoff mit Mitteln, die durchaus der deutschen Natur angemessen waren. Die alte Zwiespältigkeit der deutschen Natur, die übersinnliche sinnliche Anlage, hat hier Gestalt gewonnen und gleichsam alle früheren Versuche, dieselbe zu erfassen, in sich aufgenommen. Die Form aber, nicht streng geschlossen und doch fest genug, um nicht auseinander zu fallen; die lose Scenenfolge, die hier dramatische Sprünge macht, wie das Volkslied lyrische; der Vers, nach den alten populären Dichtungen gebildet, und wieder gebildet genug, um auch das feinste Ohr zu befriedigen; Alles das war deutsche Art und Kunst, die hier ihren höchsten Grad betreten hat, wie die unbedingte Theilnahme der Nation, vom subtilsten Philosophen bis zum Naturmenschen, der sich im Theater des Teufelspuks erfreut, hinlänglich bestätigt.

Farbenlehre.

Vor Abschluß dieses Abschnittes, der Goethes Thätigkeit nach dem Hintritt seines großen Freundes während der unruhigen Kriegsjahre veranschaulicht, ist noch ein Blick rückwärts und in die spätere Zeit erforderlich, um seine Studien der Farbenlehre, auf die er fast größeres Gewicht legte, als auf alle seine übrigen Leistungen, im Zusammenhange kennen zu lernen.

Wenige Forscher mögen sich so anhaltend mit einem Capitel der Naturwissenschaften beschäftigt haben, wie Goethe mit diesen Untersuchungen, und wenige Bücher haben bei einer solchen Verbreitung, wie die Goethesche Arbeit durch die Aufnahme in seine Werke sie gefunden hat, auf dem Gebiete, für welches sie geschrieben wurden, so wenig Theilnahme erweckt und so geringe Wirkung hervorgebracht, wie die Goethesche Chromatik.

Der Gegenstand begann ihn in Italien zu interessieren, als er das malerische Colorit studierte. Die Empirie der Künstler, die sich von ihrem Verfahren keine deutliche Rechenschaft zu geben vermochten, genügte ihm nicht und bot den Anlaß, über künstlerische Farbengebung und Farbenzusammenstellung nachzudenken. Der Punkt, von dem er ausgieng, war ein technisch-ästhetischer. Die dadurch bedingte Richtung seines Nachdenkens mußte, wie er leicht erkannte, haltlos und ohne Erfolg bleiben, wenn er die Beschaffenheit der Farben und ihr Verhältniß zum Lichte nicht ergründete. Er sah sich auf die Physik, die über beides Aufschluß geben mußte, auf die Physiologie, die ihm das Verhältniß des Lichtes und der Farben zum Organe des Sehens, dem Auge, aufschloß, selbst auf die Chemie verwiesen, die ihn über die Eigenschaften der farbigen Körper belehren konnte.

Die Lehre von den Farben beruhte in allen physikalischen Handbüchern auf der Theorie Newtons und wurde darin mit derselben Gleichmäßigkeit wiederholt, wie in den Lehrbüchern der Geometrie der pythagoräische Lehrsatz. An dem Einen schien so wenig zu ändern als an dem Andern. Ohne Zweifel hatte Goethe die Newtonische Theorie, über die weiter unten Auskunft gegeben werden soll, sehr richtig verstanden und mußte wissen, daß eine weiße durch das Prisma gesehene Fläche nach jener Theorie nicht anders erscheinen konnte, als eine weiße Fläche, nur an den Rändern farbig. Als er aber, wie er erzählt, durch zufällige Umstände veranlaßt, seit seinen Kinderjahren zum erstenmal wieder ein Prisma zur Hand nahm, um eine weiße Wand dadurch zu betrachten, und nun nicht sah, was er meinte sehen zu müssen, eine regenbogenfarbig colorierte, sondern was er sehen mußte, eine weiße Wand (nur an den Rändern farbig), war er überzeugt, zwischen dieser Erscheinung und der Lehre Newtons einen Widerspruch gefunden zu haben, der die allgemein angenommene Theorie völlig aufhebe.

Diese Entdeckung, die ihm jeder der befragten Fachmänner sofort als Irrthum darthat, machte ihn gegen die Lehre von der Optik so mißtrauisch und ungläubig, daß er sich entschloß, den physikalischen Theil der Lehre des Lichts und der Farben ohne jede andere Rücksicht vorzunehmen und gleichsam für einen Augenblick zu supponieren, als wenn in demselben noch vieles zweifelhaft, noch vieles zu erfinden wäre. Er fieng eine feststehende, mathematisch bewiesene Wissenschaft von vorn an, ohne sich um die Mathematik zu kümmern, und kehrte von einem durch ein allgemeines Gesetz beherrschten und geordneten Zustande der Wissenschaft zu jenem Zustande zurück, in dem man Versuche machte, um ein allgemeines Gesetz zu finden.

In seinem ersten Beitrage zur Optik legte er 'die einfachsten prismatischen Versuche' vor, von denen er gestand, daß sie zwar nicht alle neu, aber doch nicht so bekannt seien, als sie es zu sein verdienten. Ohne es deutlich auszusprechen, ließ er durchblicken, daß alle Farben aus der Wechselwirkung des Hellen und Trüben entständen. Die Versuche waren meistens an farbigen Gegenständen, nicht am farblosen weißen Lichte, das nach Newton alle Farben einschließt, gemacht, so daß die gefundenen Resultate der Newtonischen Theorie so wenig widersprechen, wie sie stützen konnten, weil sie nicht die Ursache, das Licht, sondern die Wirkung, die Farben an Körpern, betrafen und mit dem Newtonischen Gesetze so gut wie nichts zu schaffen hatten. Der erste Beitrag zur Optik 'wurde mit schlechtem Dank und hohlen Redensarten der Schule bei Seite gelegt.' Aber Goethe, der damit etwas Reelles und Bleibendes zu leisten gehofft und das Publikum erst mit diesem Pensum bekannt wissen wollte, ehe er weiter spreche, ließ sich nicht irre machen und legte den zweiten Beitrag zur Optik vor, der dasselbe Schicksal hatte, wie der frühere.

Seitdem sprach er bis zum Erscheinen der Farbenlehre (1810) nur gelegentlich, wie in den Anmerkungen zu Diderots Aufsatz über die Malerei, öffentlich über den Gegenstand, aber in seinen Briefen zeigt er sich stets eifrig damit beschäftigt. Im Juli 1793 sandte er aus dem Lager bei Marienborn die Resultate seiner Erfahrungen, bei denen er beständig geblieben ist, nur daß er dieselben erweiterte, an Jacobi; sie bestehen in sechs Punkten: '1. Das Licht ist das einfachste, unzerlegteste, homogenste Wesen, das wir kennen. Es ist nicht zusammengesetzt. 2. Am allerwenigsten aus farbigen Lichtern. Jedes Licht, das eine Farbe angenommen hat, ist dunkler als das farblose Licht. Das Helle kann nicht aus der

Dunkelheit zusammengesetzt sein. 3. Inflexion, Refraction, Reflexion sind drei Bedingungen, unter denen wir oft apparente Farben erblicken, aber alle drei sind mehr Gelegenheit zur Erscheinung als Ursache derselben. Denn alle drei Bedingungen können ohne Farbenerscheinung existieren. Es gibt auch noch andere Bedingungen, die sogar bedeutender sind, als z. B. die Mäßigung des Lichts, die Wechselwirkung des Lichts auf die Schatten. 4. Es gibt nur zwei reine Farben, blau und gelb, eine Farbeneigenschaft, die beiden zukommt, roth, und zwei Mischungen, grün und purpur, das Uebrige sind Stufen dieser Farben oder unreine. 5. Weder aus apparenten Farben kann farbloses Licht, noch aus farbigen Pigmenten ein weißes zusammengesetzt werden. Alle aufgestellte Experimente sind falsch oder falsch angewendet. 6. Die apparenten Farben entstehen durch Modification des Lichts durch äußere Umstände. Die Farben werden an dem Lichte erregt, nicht aus dem Lichte entwickelt. Hören die Bedingungen auf, so ist das Licht farblos wie vorher, nicht weil die Farben wieder in dasselbe zurückkehren, sondern weil sie cessieren. Wie der Schatten farblos wird, wenn man die Wirkung des zweiten Lichts hinwegnimmt.'

Zunächst bearbeitete er die Lehre von den farbigen Schatten und den chemischen Theil, der ihm sehr interessante Resultate' darbot. Als seine Aufgabe bezeichnete er in Betreff der Methode: die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixieren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungen darüber kennen zu lernen, bei dem ersten aufmerksam, bei dem zweiten so genau als möglich zu sein, bei dem dritten vollständig zu werden und beim vierten vielseitig zu bleiben. Dabei sanken die Gelehrten immer mehr in seiner Schätzung und er lebte sich förmlich in die Vorstellung hinein, als belagere er ein altes Schloß der Theorie.

Es fand sich 'eine edle Gesellschaft, welche Vorträge dieser Art gern anhörte' und ihm den großen Vortheil der Vergegenwärtigung seines Wissens gewährte. Wissenschaftliche Theilnahme und Mitarbeit andrer wollte sich nicht einfinden, und erst als Goethe sich vornahm, außer mit Schiller und Meyer mit niemand über die Sache zu conferieren, gewann er Freude und Muth. Ob diese beiden für diese Untersuchungen die geeigneten Mitarbeiter waren, mag dahin gestellt bleiben. Meyer stimmte unbedingt bei; Schiller war bemüht, die bloße Empirie zum rationellen Empirismus zu erheben und das gesammelte Material darnach zu reinigen und zu sondern; ja er gab indirect zu bedenken, daß man, wenn man auch die Synthese der Natur anerkenne und sie als ein in ihren Functionen verbunden wirkendes Ganze betrachte, dieselbe doch künstlich aufheben müsse, wenn man forschen wolle, und er erklärte sich damit für das von Goethe so heftig verworfene Sondern eines Strahlen aus dem allgemeinen Lichte. Aber Goethe gieng über solche Andeutungen hinweg.

Selbst Einwürfe, deren Richtigkeit er zugestand, daß er nicht immer bei dem nämlichen Subject geblieben sei und bald Licht, bald Farbe, bald das Allgemeinste, bald das Besonderste genommen habe, hatten für ihn 'gar nichts zu sagen'; aber sie machten ihn doch aufmerksam und erst jetzt schied er mit Schillers Hülfe die physiologischen, physischen und chemischen Theile. Allein er macht gelegentlich das Bekenntniß, daß es ihm schwer, wenn nicht unmöglich falle, das Hypothetische vom Factischen zu trennen, weil sich gewisse Vorstellungsarten doch 'bei ihm festgesetzt und gleichsam factisirt haben'; er bittet Schiller, ihm bei dieser Sonderung zu helfen; aber aus dem ganzen Briefwechsel geht klar hervor, daß Schiller die Grundhypothese nicht untersucht, sondern auf Goethes Autorität hin zugegeben hat.

So konnte von dieser Seite, auf der die mathematischen Kenntnisse gleichfalls fehlten, nur eine secundäre, keine wesentliche Förderung geboten werden, und der Grundirrthum, daß ein meßbarer Gegenstand ohne Mathematik genügend und richtig erkannt werden könne, blieb unangefochten.

Noch zu Lebzeiten Schillers (1803) begann Goethe die Ausarbeitung für den Druck aus seinen Papieren, die denselben Gegenstand oft zwei dreimal behandelt darboten und mehr hemmten, als förderten; aber erst nach des Freundes Tode (1806) gieng er an eine planmäßige Redaction. Was er nach seiner Weise an den physiologischen Farben thun konnte und wollte, war gethan; ebenso lagen die Anfänge des Geschichtlichen bereits vor, und der Druck des ersten und zweiten Theiles konnte gleichzeitig beginnen. Goethe wandte sich zu den Farben bei krankhaftem Verhalten des Auges und beschrieb z. B. die Akyanoblepsie, den Mangel, gewisse Farben zu erkennen. Erklärt ist diese pathologische Erscheinung bei Goethe nicht und läßt sich aus seiner Theorie nicht erklären, während sie aus Newtons Lehre und aus der Wellentheorie nicht schwer zu erklären ist.

Das Nächste war die Behandlung der physischen Farben. Dabei spricht Goethe (in den Tages- und Jahresheften) kurz seine Ueberzeugung aus, daß, da wir alle Farben nur durch Mittel und an Mitteln sehen, die Lehre vom Trüben, als dem allerzartesten und reinsten Materiellen, derjenige Beginn sei, woraus die ganze Chromatik sich entwickle.' Er redigierte, 'was er alles über Refraction mit sich selbst und andern verhandelt hatte.' Denn hier,' bemerkt er, war eigentlich der Aufenthalt jener bezaubernden Prinzessin, welche im siebenfarbigen Schmuck die ganze Welt zum Besten hatte; hier lag der grimmig sophistische Drache, einem jeden bedrohlich, der sich unter-

stehen wollte, das Abenteuer mit diesen Irrsalen zu wagen.' Er glaubt dabei ausführlich gewesen zu sein, und nichts versäumt zu haben. 'Daß, wenn bei der Refraction Farben erscheinen, ein Bild, eine Grenze verrückt werden müsse, ward festgestellt. Wie sich bei subjectiven Versuchen schwarze und weiße Bilder aller Art durchs Prisma an ihren Rändern verhalten, wie das Gleiche geschieht an grauen Bildern aller Schattirungen, an bunten jeder Farbe und Abstufung, bei stärkerer oder geringerer Refraction, alles ward streng auseinandergesetzt, und er war überzeugt, daß der Lehrer, die sämmtlichen Erscheinungen in Versuchen vorlegend, weder an dem Phänomen, noch am Vortrag etwas vermissen werde.'

Die Physiker waren aber gerade mit diesem Theile nicht zufrieden und wandten ein, wenn die durch das Glas betrachtete Grenze einer Scheibe gleichsam in den Hintergrund trete und sich über denselben wegschiebe, sich auch die Theile des Hintergrundes ebenfalls vom Mittelpunkt entfernen und also nicht eines das andre verdränge, eines über dem andern sich nicht ausbreite. Es finde auch Verrückung eines Bildes statt oder man sehe vielmehr einen Gegenstand nicht an seiner wahren Stelle, wenn man ihn durch ein Glas mit parallelen Oberflächen, z. B. einen Würfel betrachte, und dennoch bemerke man keine Farben. Daraus folge, daß auf die Verrückung allein nichts ankomme. Zwar helfe sich Goethe damit, daß er er seine Zuflucht zu trüben Nebenbildern nehme, ohne eigentlich zu zeigen, wie sie entstehen, welche außer den Hauptbildern noch zugleich stattfinden sollten.

Die Annahme, daß, wenn man einen Gegenstand durch ein Glas betrachte, derselbe zwar durch die Refraction verrückt werde, aber nicht vollkommen, nicht rein, nicht scharf verrückt, sondern unvollkommen, so daß ein Nebenbild entstehe, wodurch das Hauptbild nicht scharf von Grunde ausgeschnitten, sondern mit einer Art von grauem, einigermaßen gefärbtem Rande, mit einem Nebenbilde, erscheine, diese Annahme sei das, was man in der Dioptrik die Undeutlichkeit wegen der Gestalt des Glases nenne, und diese Undeutlichkeit finde bekanntlich nur bei Gläsern mit gekrümmten Oberflächen, nicht aber bei einem Glase mit ebenen Oberflächen, z. B. einem Prisma, einem Würfel, statt. Man müsse ferner fragen, warum die Bilder von Gegenständen vor einem metallenen, nicht doppelt zurückwerfenden Hohlspiegel nicht auch mit farbigen Säumen begabt seien, da sie bekanntlich wegen einer ähnlichen Abweichung auch nicht scharf abgeschnitten, sondern mit Goethes 'trüben Nebelbildern' versehen seien.

Wenn die Farben ferner nichts weiter als Halbschatten, wie Goethe sich ausdrücke, seien, Mischungen von Licht und Nichtlicht, was dann den eigenthümlichen Charakter des Grauen ausmache, das doch auf eine gleiche Weise an Licht und Finsterniß Theil nehme und in manchen Gradationen vorkomme, von denen doch keine einzige eine Farbe sei.

In dieser Weise wurden in den verschiedenen wissenschaftlichen Blättern, die Goethe selbst anzeigt, die Grundlagen seiner Farbenlehre bestritten und überall wurde darauf gehalten, daß man eine mathematische Materie nicht ohne Mathematik abhandeln könne. Eine besonders eingehende Untersuchung widmete der Kieler Professor C. H. Pfaff 1813 dem polemischen Theile, in welchem Goethe Versuche Newtons übersetzt und mit seinen Entgegnungen begleitet hatte. Das Resultat war für Goethe ungünstig; jene Newtonischen Versuche seien mißverstanden oder falsch angesehen. Zwar habe Newton einige Versuche besser ordnen, manche weniger künstlich combinieren, andre

mit genauerer Angabe der einzelnen Umstände, unter denen sie den angeblichen Erfolg gehabt, darstellen können, um weniger mißverstanden zu werden; aber er habe für Physiker von Beruf, nicht für Dilettanten geschrieben, und jenen sei es leicht, wenn sie das Ganze übersehen hätten und in den Geist der Theorie eingedrungen seien, die Anordnung und den Zusammenhang für das besondre Bedürfniß der Schule wie der Liebhaber abzuändern.

Pfaff sandte seinen 'Versuch' in gutem Glauben an Goethe, der sich über die zudringliche Unart der Deutschen sehr entrüstet äußerte, dagegen für Zustimmung sehr dankbar war und jedesmal die reinste Freude hatte, wenn jemand seine Lehre annahm. Er bekannte: 'wenn die Deutschen sich einer allgemeinen Untheilnahme befleißigen und auf eine häßliche Art dasjenige ablehnen, was sie mit beiden Händen ergreifen sollten, so ist der Einzelne wirklich himmlisch, wenn er treu und redlich Theil nimmt und freudig mitwirkt.' Und solche Theilnahme erlebte er von Zeit zu Zeit, zunächst von Seiten einiger Maler wie Jagemann und Runge; dann schien sich eine Aussicht zu bieten, die Lehre nach Frankreich zu führen.

Der französische Gesandte Reinhard hatte sich in Karlsbad einen Vortrag Goethes über die neue Lehre gefallen lassen und, so wenig er selbst auch sich dafür oder dagegen interessierte, andre dafür zu interessieren gesucht. Villers in Göttingen, damals der Vermittler deutscher und französischer Wissenschaft, wollte darüber für Frankreich berichten; aber er hatte Goethe nicht verstanden. 'Wenn Villers, schrieb Goethe an Reinhard, die Colorisation von der Natur des Lichtes abhängig macht, so schiebt er die Untersuchung in die Ewigkeit; denn die Natur des Lichtes wird wohl nie ein Sterblicher aussprechen, und sollte er es können, so wird er von niemand so wenig wie das Licht verstanden werden.'

Große Freude gewährte die Theilnahme des Staatsraths Schultz in Berlin. 'Es ist das erstemal, schrieb Goethe im December 1814, daß mir widerfährt zu sehen, wie ein so vorzüglicher Geist meine Grundlagen gelten läßt, sie erweitert, darauf in die Höhe baut, gar manches berichtigt, suppliert und neue Aussichten eröffnet. Es sind bewunderns- und beneidenswerthe Aperçus, welche zu großen Hoffnungen berechtigen. Die Reinheit seines Ganges ist eben so klar als die Ramification seiner Methode.' Mit Schultz knüpfte sich eine Freundschaft, die nur der Tod löste. Schultz ist neben Seebeck der Einzige gewesen, der in Goethes Sinne wirklich mitarbeitete. Seebeck entdeckte die entoptischen Farben, 'farbige Bilder im Innern des Glases, es sei in Scheiben oder Körpergestalt, wenn es schon verkühlt, zwischen zwei Spiegeln, Bilder, die sich nach der Gestalt der Körper richten, in vollkommener Aehnlichkeit mit den Chladnischen Tonfiguren.' Goethe hoffte, ihm werde eine folgerechte Ableitung aller Einzelnheiten gelingen; auf alle Fälle werde es das Tüpfchen aufs i der physikalischen Abtheilung seiner Farbenlehre, die, weil sie rein und redlich gemeint sei, von der Natur auf ewige Zeiten begünstigt werden müsse.

Auch von andern Seiten kam Beistand; die Philosophen nahmen sich der Goetheschen Lehre an, A. Schopenhauer ohne große Wirkung, mit desto größerer Hegel, dessen naturwissenschaftliche Unfehlbarkeit freilich auf sehr schwachen Füßen stand, dessen Einfluß zu Gunsten Goethes aber noch innerhalb seiner älteren Schule fortdauert, und der seinen neuen Schüler v. Henning für die neue Theorie gewann. Goethe schrieb darüber an Boisserée (2, 339): 'Meine Farbenlehre, die bisher an dem Altare der Physik wie ein todter Knotenstock gestanden, fängt an zu grünen und Zweige zu treiben; in guten Boden gepflanzt, wird

er auch Wurzel schlagen. In Berlin hat der Minister v. Altenstein sie dergestalt begünstigt, daß er ein Zimmer im Akademiegebäude einrichten und die nöthige Summe zum Apparat auszahlen ließ. Dr. v. Henning hat öffentliche Vorlesungen darüber gehalten.' Einige Jahre später heißt es in den Briefen an Boisserée (2, 481): 'Prof. v. Henning ist bei der Klinge geblieben und hat in dem rein gezogenen Kreise einige schöne Entdeckungen gemacht, Lücken ausgefüllt, Vollständigkeit und Fortschritt bewirkt. Er trägt unsere Chromatik abermals vor. Einige seiner Schüler haben sich in Jever an der Nordsee niedergelassen und als dort Angestellte einen Kreis gebildet, worin sie diese Studien sehr glücklich und gehörig fortsetzen. Das mag sich denn so in der Folge fort- und ausbilden, bis es einmal greift und Mode wird. Worauf aber alles ankommt, ist, daß man gewahr werde, welche praktische Vortheile aus dieser Ansicht und Methode sich entwickeln.'

Das konnte unmöglich der entscheidende Punkt sein; die Wahrheit steht höher. Da es sich in Bezug darauf um die Lehre Newtons handelt, hat der Director der Göttinger Sternwarte, W. Klinkerfues, der sich um die Theorie des Lichts ausgezeichnete Verdienste erworben, auf besondern Wunsch eine populäre Skizze der Newtonischen Farbentheorie mitgetheilt und einige Bemerkungen über Goethes Werk hinzugefügt. Die Mittheilung ist folgende:

„Newtons Lehre beruht auf folgenden Anschauungen. Alle Gegenstände erscheinen uns, wenn sie überhaupt eine ihnen eigenthümlich zukommende Wirkung auf unser Sehorgan ausüben, entweder schwarz oder weiß, oder mit einem andern der specifischen Eindrücke, welche wir Farbe schlechthin und im weitern Sinne zu nennen pflegen. Eine vollkommen spiegelnde Fläche oder ein vollkommen

durchsichtiger Körper haben gar keine ihnen eigenthümliche Farbe, sondern zeigen stets die Farbe der Gegenstände, welche man in dem Spiegel oder durch das durchsichtige Medium betrachtet. Unvollkommen spiegelnde Objecte oder unvollkommen durchsichtige Körper zeigen dagegen ebenfalls Farben, deren Natur von jener der Farben selbstleuchtender Körper nicht verschieden ist.

„In diesen drei Classen, den selbstleuchtenden, den unvollkommen spiegelnden und den unvollkommen durchsichtigen Körpern, können sämmtliche Objecte untergebracht werden. Eine rothe Blüthe z. B. ist ein unvollkommen spiegelnder Gegenstand, welcher von allem auf ihn fallenden Lichte nur rothes Licht weiterbefördert, eine blaue Flüssigkeit solche, welche nur blauen Strahlen den Durchgang gestattet, für Strahlen andrer Farben aber undurchsichtig ist. Ein Körper, welcher gar kein Licht weiterbefördert, also gar nicht auf unsre Netzhaut wirkt, erscheint dunkel oder schwarz, wie auch die farbigen Gegenstände bei mangelnder Beleuchtung schwarz erscheinen. Grau — worin nach dem optisch durchaus wahren Sprüchwort Nachts alle buntfarbigen Wesen erscheinen — ist nichts anderes als eine Mischung von Schwarz und Weiß. Das Schwarz kann aber, da es nur dem Zustand der Ruhe der Netzhaut des Auges entspricht, nicht als eine Farbe gelten; was wir Schwarz nennen, ist nur die Abwesenheit jedes Lichteindrucks.

„Sollen nun aber die mitgetheilten Annahmen eine haltbare Erklärung der verschiedenen Farben, welche wir im Tageslichte an den Gegenständen bemerken, abgeben, so muß nachgewiesen werden können, daß eben im Tageslichte, d. h. in dem über alle Objecte ausgegossenen weißen Sonnenlichte alle die verschiedenen Farben vorkommen. Wie wäre es sonst mit jener Annahme verträglich, daß die eine Blume roth, die andre gelb erscheint, da doch

beide nur Tageslicht, nicht ihr eigenes Licht uns zusenden?

„Dieser Nachweis nun, daß in dem Weiß alle übrigen Farben, natürlich mit Ausnahme des Schwarz, welches gar keine physikalische Farbe ist, enthalten sind, ist, wie die Physiker stets anerkannt haben, auf eine sehr bindende Weise geführt worden. Um das Experiment zu verstehen, das diesem Beweise zu Grunde liegt, muß man aber nothwendig beachten, daß die Licht aussendende oder zurückwerfende Fläche eines Körpers eine Gesammtheit von unzählig vielen Punkten ist. Die Gesammtwirkung aller dieser Strahlen kann von derjenigen der einzelnen Strahlen sehr verschieden sein. Man muß also nothwendig, wenn man das in einem einzelnen Strahle enthaltene Licht auf seine Beschaffenheit untersuchen will, diesen Strahl getrennt von den übrigen, oder mit Ausschluß aller derjenigen, welche durch ihren Einfluß das Resultat der Untersuchung unzuverlässig machen können, analysieren.

„Es ist durchaus nichts weiter, als die Beobachtung dieser ganz unerläßlichen Vorsichtsmaßregeln — wie sie sich selbst dem aufmerksamen Leser der Goetheschen Beiträge zur Optik aufdrängt — welche Newton die Anwendung ganz kleiner Lichtportionen, die durch feine Oeffnungen in ein dunkles Zimmer dringen, in Anwendung bringen ließ. Betrachtet man einen solchen Strahl unter Abhaltung alles übrigen Lichtes durch ein Prisma, wobei die brechende Kante der Oeffnung parallel ist, so bemerkt man, daß der Strahl das Prisma unter einer andern Richtung verläßt, als unter welcher er in dasselbe eintrat. Den Winkel, welche beide Richtungen mit einander bilden, nennt man die Ablenkung des Strahls.

„Stellt man den Versuch nach einander mit allen verschiedenen Farben, welche man im Regenbogen findet, an, so zeigt sich, daß das Prisma jede dieser Farben ungeändert läßt, aber auch, daß die Ablenkung, welche der Strahl erfährt, bei übrigens gleichen Bedingungen, für die verschiedenen Farben sehr verschieden ist. Die geringste Ablenkung erfährt immer das Roth, die stärkste das Violett; je näher am Roth im Regenbogen eine Farbe liegt, desto geringer ist die Ablenkung oder Brechung ihres Strahls. Betrachtet man endlich einen Spalt weißen Lichts durch dasselbe Prisma, so erscheint die ganze Reihe der gefärbten Spalten neben einander mit der einer jeden Farbe zukommenden Ablenkung, vom Roth bis zum Violett hin in einander übergehend.

„Es ist die Erscheinung, die man ein Spectrum nennt. Man schließt daraus mit Newton ganz sicher, daß der weiße Spalt gleichzeitig ein rother, ein orangefarbner, ein gelber Spalt bis zum Violetten ist, oder mit andern Worten, daß das was wir ein vollkommnes Weiß nennen, nichts anderes ist, als eine Vereinigung von allen Farben.

„Neben dieser Einsicht in die Natur des weißen Lichtes hat man aber auch noch andere Mittel gewonnen, die Farben als extensive oder meßbare Größen zu behandeln; denn man kann jede Farbe nach ihrer Ablenkung definieren, die sich in Graden, Minuten und Secunden ausdrücken läßt; man kann den Nachweis führen, daß alle Farben in der Natur durch Mischung oder Zusammensetzung der unzerlegbaren Regenbogenfarben entstehen. Dieß ist der wesentliche Inhalt der Newtonischen Farbenlehre, welcher in die neuere Theorie von der Verbreitung des Lichtes übergegangen ist.

„Wenn man sich früher das Licht als eine sehr feine Materie dachte, welche von den leuchtenden Körpern emanieren oder emittiert würden, so ist etwa seit dem dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts die Ansicht fest begründet worden, daß das Licht unserm Auge durch Schwingungen in einem äußerst feinen Medium vermittelt

wird, wie der Schall dem Ohre durch Schwingungen der Luft. Diese Wellentheorie (auch Vibrationstheorie genannt) läßt die Farbe als vollkommenes Analogon der Tonhöhe erscheinen; wie bei dieser die höhere oder geringere Tonstufe durch die Anzahl der Schwingungen eines Aethertheilchens in demselben Zeitraum. Roth entsteht, wenn ein Aethertheilchen in der Secunde 450 Billionen Schwingungen macht. Violett bei 790 Billionen. Auch hier also ist die Farbe und noch viel einfacher als vorhin, durch Zahlen zu bestimmen und als auf extensive Größen zurückzuführen.

„Dieß Zahlenverhältniß kann auch zur Berichtigung einer durch den ungenauen Sprachgebrauch veranlaßten Verwechselung des Begriffes der Lebhaftigkeit einer Farbe mit dem der Intensität oder Helligkeit dienen. Das Violett wird für weniger helles Licht gehalten als das Gelb, weil das Auge für jenes weniger empfindlich zu sein scheint. Aber das beruht auf Irrthum. Farbe und Intensität sind zwei von einander gänzlich unabhängige Begriffe, ebenso wie die Höhe eines Tones und die Stärke, mit welcher er angeschlagen wird, sich nicht bedingen. So wenig man einer Saite einen höheren Ton abgewinnen kann, wenn man sie mit größerer Kraft in Schwingung setzt, ebenso wenig nimmt ein Licht dadurch, daß man es dunkler oder heller macht, eine andere Farbe an.

„Es scheint aber nicht zu verkennen, daß diese bei den Laien gewöhnliche, ja entschuldbare Verwechslung einen bedeutenden Einfluß in der Goetheschen Farbenlehre ausübt. Die Theorie, nach welcher die Farben sämmtlich unter Mitwirkung von Hell und Dunkel entstehen sollen, scheint ein Ausfluß jener Verwechslung zu sein. Goethe selbst gesteht, von der Mathematik ganz zu abstrahieren, um die Phänomene an sich mit unbefangenem gesundem Auge zu fassen, und schlägt jenen vom Könige Ptolemäus

gewünschten Weg ein, obgleich nach der Antwort Euklids die Wissenschaft keinen besondern Weg für Könige zu bieten hat. Auch die Könige auf geistigem Gebiete sind nicht günstiger bedacht, nehmen aber durch die sonstige Entwicklung ihrer Machtfülle zu leicht für den Glauben ein, daß sie auch da ihres Gegenstandes mächtig sein müssen, wo sie entschieden irren.

„Was bei den Männern der Wissenschaft längst feststeht, daß Goethes Theorie der Wissenschaft weder nützt noch schadet, weil sie nicht wissenschaftlich begründet ist oder begründet werden kann, das unterliegt bei seinen Verehrern noch Zweifeln. Es wäre unbillig, von ihnen, die sich für Goethes Farbenlehre als die Leistung eines hochbegabten Geistes, der er selbst ein außerordentliches Gewicht beilegt, interessieren, genaue mathematische Kenntnisse zu verlangen; aber unerläßlich sind sie dem, der sich die Lehre von der Optik ganz zu eigen machen oder wie Goethe reformieren will. Handelt es sich jedoch nur darum, die Newtonische und die Goethesche Theorie nach ihrem gegenseitigen Verhalten zur Wissenschaft zu vergleichen, so reicht es hin, an die mitgetheilten Grundzüge der ersteren zu erinnern und über die letztere und die dadurch veranlaßte Literatur noch einige Bemerkungen zu machen.

„Die Schriften für Goethes Farbenlehre zeigen eine auffallende Leidenschaftlichkeit. Man sollte meinen, ein recht festes Vertrauen in die eigene Argumentation habe es müssen wahrscheinlich machen, daß Newton die neue Lehre habe annehmen müssen, wenn er noch lebte. Den Verfassern scheint aber das Gegentheil beinahe als selbstverständlich zu gelten. Zu den Aeußerungen von Henning, Schopenhauer, Schultz, Grävell stehen die von Pfaff, Joh. Müller, Dove, Helmholtz, Virchow in einem sehr wohlthuenden Gegensatze. Hier ist überall die Pietät,

nicht nur gegen Goethe den großen Dichter und verdienten Naturforscher, sondern auch gegen Newton gewahrt worden. Und wer möchte für diesen und gegen jenen parteiisch sein, da beide die Wahrheit wollen, nur auf verschiedenen Wegen und mit verschiedenen Mitteln, und da es nicht auf diese, sondern auf die damit erzielten Resultate ankommt.

„Auch wenn man die Farbenlehre Goethes nur als eine Beschreibung, nicht als eine Erklärung gelten läßt, bleibt ihm des Ruhmes und Verdienstes noch die Fülle übrig. Und darin sind die Physiker einig, daß in seiner Farbenlehre nicht eine Erklärung, sondern nur eine Beschreibung von Versuchen, allerdings in meisterhafter Darstellung, gegeben sei.

„Wenn es darauf ankommt, noch weiter den Gegensatz dieser Behandlungsweise zu derjenigen, welche die physikalischen Wissenschaften verlangen, zu charakterisieren, so läßt sich dabei mit Vortheil an den Unterschied zwischen extensiven und intensiven Größen anknüpfen. Unter den letzteren begreift man bekanntlich solche, die keinen Maßstab, keine Scala zulassen, wornach die Unterschiede gemessen und in Zahlen ausgedrückt werden können. Ruhm, Liebe, Freundschaft sind solche Größen. Wenn man auch urtheilt, A sei berühmter als B, so würde man nicht präcisieren können, um wie viel. Bei den extensiven Größen giebt es einen solchen Maßstab: Reichthum, Vermögen im engsten Sinne, lassen sich messen und vergleichen. Extensiv im eminenten Sinne sind die mathematischen Größen, die Länge einer Linie, die Größe einer Fläche u. s. w.

„Wendet man das auf den Begriff der Farbe in den Schriften optischen Inhalts von Goethe an, so läßt sich sagen, daß sie darin durchweg als intensive, wohl der Beobachtung, aber nicht der Messung zu unterwerfende

Größe behandelt wird. Ja er erklärt die Mathematik für unanwendbar auf die Farbe. Freilich unmittelbar ist die Farbe nur durch eine Sinnesempfindung, aber eine Größe bedingt, der mit Sicherheit eine extensive Seite abgesehen werden kann, wie es Newton mit so vollständigem Erfolge gethan hat, daß alle große Entdeckungen der Optik darauf gebaut werden konnten; ja die Wissenschaft der Optik wäre ohne die Newtonische Grundlage nicht möglich gewesen. Für die Ausscheidung der Mathematik, des wichtigsten Hülfsmittels, das die physikalischen Wissenschaften zur Prüfung der Hypothesen, zum Erkennen von Wahrheiten besitzen, kann auch die meisterhafte Beschreibung keinen Ersatz gewähren. Die letztere nützt nur bei dem Sammeln und Sichten des Materials, welches Messungen unterworfen werden soll.

„Das zeigt sich auch bei Goethes Farbenlehre. Unter den darin beschriebenen Versuchen befinden sich einige, die einen werthvollen Beitrag zu der Untersuchung der s. g. Fluorescenzerscheinungen enthalten. Diese Beiträge sind um so schätzbarer und verdienstlicher, als diese Erscheinungen zu der damaligen Zeit fast gar nicht gekannt wurden. Während die große Mehrzahl der Flüssigkeiten und festen Körper immer dieselbe, ihnen eigenthümliche Farbe zeigen, in welcher Richtung man sie auch betrachten möge, oder aber alle Farben des Regenbogens in Folge der Brechung und Zerlegung des Lichts gleichzeitig auftreten lassen, giebt es einige, bei welchen zwei, nach der Richtung der durchgehenden Strahlen mit einander abwechselnde Farben vorherrschen. In auffallender Weise zeigt sich z. B. diese Erscheinung, wenn man schwefelsaures Chinin in destilliertem Wasser, dem man zu leichterer Lösung einen Tropfen Schwefelsäure zugesetzt hat, auflöst und diese in einen gläsernen Würfel eingeschlossene Flüssigkeit von verschiedenen Seiten betrachtet. Die

geraden, senkrecht zu den Flächen des Würfels durchgehenden Strahlen lassen die Lösung fast wasserhell erscheinen, hingegen zeigen die schiefen Strahlen ein sehr schönes und intensives Blau. Ganz dieselbe Erscheinung zeigt ein Aufguß auf die Rinde der Roßkastanie oder eine Lösung des aus der Rinde dieses Holzes gewonnenen Aesculins in Wasser. Goethe hat mehrere solcher fluorescierenden Aufgüsse angegeben."

Der Druck der Farbenlehre begann im Spätjahr 1806 und wurde im Frühjahr 1810 abgeschlossen, 'achtzehn Jahre nach dem Gewahrwerden eines uralten Irrthums.' Die bisher getragne Last war so groß, daß Goethe den 16. Mai, an welchem er das letzte Blatt in die Druckerei wandern ließ, als glücklichen Befreiungstag ansah. Um die Wirkung war er wenig bekümmert; aber einer so vollkommnen Untheilnahme und abweisenden Unfreundlichkeit war er nicht gewärtig. Dutzende versicherten ihn mit der größten Höflichkeit, daß sie die Sache baldmöglichst studieren und in Betrachtung ziehen wollten. Dabei blieb es. Er wußte recht gut, daß seine Art, die Sache zu behandeln, so natürlich sie ihm erschien, sehr weit von der gewöhnlichen abwich, und er bekannte an Zelter, daß er nicht verlangen könne, jedermann solle die Vortheile sogleich gewahr werden und sich zueignen.

Besonders die Mathematiker bewiesen sich ablehnend. Er erklärte sie für närrische Leute, die so weit entfernt seien, auch nur zu ahnen, worauf es ankomme, daß man ihnen ihren Dünkel nachsehen müsse. Es wurde ihm bei dieser Gelegenheit immer deutlicher, was er schon lange im Stillen gewußt, daß diejenige Cultur, welche die Mathematik dem Geiste gebe, äußerlich, einseitig und beschränkt sei, ja sie lasse, wie Voltaire sage, den Geist da, wo sie ihn gefunden.

Die eigentlichen Newtonianer verglich er mit den alten Preußen vom October 1806, die noch taktisch zu siegen geglaubt, da sie strategisch schon lange überwunden gewesen. 'Wenn ihnen einmal die Augen aufgehen, werden sie erschrecken, daß ich schon in Naumburg und Leipzig bin, mittlerweile sie noch bei Weimar und Blankenhain herumkröpeln.' 'Jene Lehre,' fügte er hinzu, ist schon ausgelöscht, indem die Herren noch glauben, ihren Gegner verachten zu dürfen.' Die Newtonische Optik, dieser Mickmack von Kraut und Rüben, werde endlich einer gebildeten Welt auch so ekelhaft vorkommen, wie ihm selbst.

Er hoffte auf die Jugend, die seine Lehre zu Ehren bringen werde, da die alte aristokratische Stockung der Zunftgenossen fortdauere. 'Sie wiederholen ihr Credo, wie es zu erwarten ist. Dieses Geschlecht muß aussterben und zwar in gewisser Zeit, wie Charles Dupin ausgerechnet hat.' Er tröstete sich damit, daß wohlmeinendstrebende jüngere Männer rascher zustimmen würden, wenn ihnen nicht die herkömmliche Terminologie entgegenstünde, die sie, wenigstens theilweise, fortzubrauchen gezwungen seien, sogar wenn sie es auch schon besser wüßten, weil sie sich doch der Mitwelt verständlich machen und es mit der Zunft nicht ganz verderben möchten.

Ein zweites Hinderniß liege in der unbezwinglichen Selbstigkeitsluſt der lieben Deutschen, so daß jeder in seinem Fache auf seine Weise gebahren wolle. Niemand habe einen Begriff, daß ein Individuum sich resignieren müsse, wenn es zu etwas kommen solle. Da sei denn nicht leicht ein Begleiter, der nicht rechts und links abweiche und so wie vom Wege auch vom Ziele abkomme.

Gegen das Ende seines Lebens, wo er das Nützliche seiner Lehre noch nicht in die Masse verbreitet sah, schob er die Zeit der Anerkennung weiter hinaus: 'Vielleicht schwirrt das laufende Jahrhundert vorüber und es bleibt beim Alten. Die Herren vom Fach, denen es freilich ihr

Fach zu zerstören droht, haben alle Ursache sich zu wehren und abzuwehren, daß niemand darüber ins Klare komme.'

Jenes alte Geschlecht ist inzwischen ausgestorben; aber jene Jugend, die mittlerweile auch alt geworden, wie die heutige Jugend, verhalten sich noch genau so zu Goethes Farbenlehre, wie seine Zeitgenossen. Der Aufschwung der Naturwissenschaften hat Goethes Lehren nicht bestätigen können, wohl aber mehr und mehr widerlegt. Ohne den Gehalt, den Goethes Namen aus andern Leistungen gewonnen, würde dieß Werk längst vergessen sein. Die Wissenschaft gedenkt seiner wie einer Verirrung, an welcher die Theil nehmen, die sich wie früher Henning und Schultz und neuerlich Grävell mit der Stützung desselben befassen. Aber, abgesehen von allem Werthe der Lehre für die physikalisch-mathematischen Wissenschaften, die Methode Goethes ist nicht ohne Wirkung geblieben, da durch seine Schriften in diesen Gebieten die klare und faßliche Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände allgemeiner und auch das Bleibende und Fruchtbringende zugänglicher geworden ist.

Biographisches.

Der Stellung Goethes zu der Zeitgeschichte ist schon gedacht worden. Mit vielen Andern seines Kreises hatte er sich in der Bewunderung Napoleons vertieft. Er glaubte an keinen Umschwung. 'Ja schüttelt nur an euren Ketten!' rief er auf der Reise nach Karlsbad in Dresden 1813 gegen Körner aus. 'Der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!' Nach seiner Heimkehr versenkte er sich lieber in das Studium des Chinesischen,

als daß er seine Theilnahme dem ungeduldig drängenden Geiste des deutschen Volkes, an das er nicht glaubte, hätte zuwenden mögen.

In diesen Studien störte ihn eine nothgedrungene unerfreuliche Aufführung des Essex (18. October 1813). Um der Schauspielerin Wolff ihre fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen, schrieb er 'gerade an dem Tage der Schlacht von Leipzig' den Epilog zum Essex, in welchem 'die merkwürdigen prophetischen Worte vorkamen', daß jeder Mensch ein letztes Glück und einen letzten Tag erfahre, Worte, die ganz bestimmt ohne einen andern Gedanken als den der Königin Elisabeth an ihren eigenen durch Essex Tod bedingten Gemüthszustand geschrieben wurden, während ihre verachtenden Worte über die Völker, die nur gaffen, reden, wähnen und nichts anders als ein Spiel wollen, wohl eher als eine allgemeine Ansicht Goethes gelten konnten.

Aber die gaffenden Völker hatten in den Siegen bei Leipzig etwas mehr gethan, als geredet, gewähnt und gespielt. Die Rückwirkung auf Goethe blieb nicht aus. Er versicherte nun, wenn Luden über ein mit ihm im November 1813 geführtes Gespräch treu berichtet, daß er nicht gleichgültig sei gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland, die in uns seien, ein Theil unseres Wesens, und die Niemand von sich zu werfen vermöge. 'Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volks mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und

Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft, den ich so festhalte wie Sie. Ja das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft.'

Nach solchen Erfolgen waren solche Zugeständnisse allerdings nur sehr geringe und wurden im weitern Verlauf der Unterredung noch mehr beschränkt, eigentlich auf das Maß zurückgeführt, das er auch in Tischgesprächen (24. November 1813) aufstellte: 'Ich gehe in meinem Wesen so fort und suche zu erhalten, zu ordnen, zu begründen, im Gegensatze mit dem Laufe der Welt, und so suche ich auch nach außen die Freunde der Wissenschaft, der Kunst, die nicht in den Krieg ziehen, aufzufordern, daß sie das heilige Feuer, welches die nächste Generation so nöthig haben wird, und wär' es auch nur unter der Asche, erhalten mögen.' Denn er wußte mit Beaumarchais, daß ihm nichts angehörte, als der Gedanke, der ungestört aus seiner Seele floß, und jeder günstige Augenblick, den ihn ein liebendes Schicksal von Grund aus genießen ließ.

In Berlin hielt man indessen, und mit Recht, Goethe für den allein geeigneten Dichter, der bei einer nationalen Feier der großen Ereignisse das Wort für Alle führen dürfe. Es handelte sich um eine theatralische Festlichkeit. Am 6. Mai 1814 fragte Iffland bei dem Hofrath Kirms in Weimar, der die Theaterangelegenheiten unter Goethe leitete, brieflich an, ob Goethe sich entschließen werde, ein solches Spiel zur Feier der Rückkehr des Königs zu dichten. Goethe gieng auf den Antrag ein und schickte unterm 24. Mai einen Entwurf zum Vorspiel 'Epimenides Erwachen,' das ihm dann als eine aufgebürdete 'ungeheure Last' erschien, deren er sich aber schon am 9. Juni so gut wie entledigt nannte.

Nach einer Bestimmung des Königs sollte die beabsichtigte Aufführung bis nach dem Wiener Congreß ausgesetzt bleiben, kam aber, nachdem Iffland am 22. September 1814 gestorben war, schon am 30. März 1815 mit der Musik von B. A. Weber zu Stande. Der Beifall war nach Zelters Bericht 'wüthend,' wenigstens bei der Wiederholung am 31., wo die Beziehungen auf den König, die von diesem bei der ersten Vorstellung verbeten waren, gesprochen wurden. In Berlin muß Vieles anders aufgetreten sein, als in der Fassung, die in die Werke aufgenommen wurde, da nach gleichzeitigen Berichten (Morgenblatt 1815 Nr. 106) 'Orientalen, Griechen, Römer, der Cardinal Mazarin, Ninon de l'Enclos, Maintenon, als Gefolge der List,' auftraten, so daß die Mehrheit der Schaulustigen, da sie die tiefere Bedeutsamkeit sich aus der Dichtung nicht zuvor hervorgelesen, mehre Theile für Maskerade genommen haben soll und erst lebendig wurde, als die Cürassiere, Uhlanen, Kosaken u. s. w. auf der Bühne heranzogen. Einige Stellen wurden mit lautem Jubel begrüßt, am meisten die zweite Strophe des vierten Auftritts des zweiten Aufzugs gegen den dem Abgrunde kühn Entstiegenen, der nun, vielleicht nur im Sinne der Menge, mit seinem ganzen Anhange wiederum zum Abgrunde verwiesen wurde!

Den Gang der Handlung, wenn dieser Begriff bei einer Reihenfolge von Begebenheiten anwendbar ist, darf man an dieser Stelle nicht erwarten dargelegt zu sehen; wohl aber ist zu constatieren, daß im Epimenides wie in dem Vorspiele' derselbe Gebrauch der Symbolik und Allegorie stattfindet, wie in vielen Stellen des zweiten Theiles von Faust, und daß auch von diesem um die

Zeit der Völkerschlachten schon Vieles fertig war. Schon in der natürlichen Tochter, ja schon in Paläophron und Neoterpe waren die Individualitäten äußerlich mit allgemeinen Charakteren vertauscht; je weiter dieser Stil der Darstellung fortschritt, desto mehr wurden die Charaktere zu bloßen Begriffen verknöchert und dabei den Lesern überlassen, zu errathen, wohin diese Begriffe zu stellen und die Geheimnisse der Einkleidung zu deuten seien.

Dem Verehrer Goethes ist das Studium dieser Eigenheiten des Alters, das die Dinge nicht beim rechten Namen nennen mag und deßhalb umgeht oder umschreibt, immer interessant, wenn auch wenig lohnend gewesen, dagegen hat der Dichter für die Schöpfungen aus dieser Periode, mit Ausnahme von Dichtung und Wahrheit und allenfalls der Wahlverwandtschaften, zwei Werken, bei denen das allegorische Versteckenspielen durch die Natur der Sache ausgeschlossen war, bei dem größeren Publikum weder Theilnahme vorausgesetzt noch gefunden. Der Leserkreis seiner einzeln neu erscheinenden Schriften wurde immer zerstreuter und enger, während die gesammelten Werke in immer weitere Kreise drangen. Die Gesammterscheinung trat bedeutungsvoller, Ehrfurcht gebietend hervor; die wissenschaftlichen Richtungen und die Liebhabereien an sich konnten nur beschränkt wirken.

In den Jahren 1806 bis 1808 war die Sammlung von Goethes Werken in zwölf Bänden erschienen, die nach gewissen inneren Beziehungen geordnet, das Neueste neben dem Frühesten, ohne Rücksicht auf die Entstehungszeit, vor die Augen des Lesers brachten und in diesen wenigen Bänden die Ausbeute eines fast sechzigjährigen Lebens und fast vierzigjährigen schriftstellerischen Wirkens aufstellten. In dieser Anordnung, die auch später streng festgehalten wurde, um alles in einer gewissen gleichmäßigen Berechtigung, nicht als Lebensspuren eines werdenden Individuums, sondern als Leistungen eines Gewordenen, eines fertig in sich abgeschlossenen Menschen erscheinen zu lassen, mochte das eigene Werk dem Ordner wie ein Räthsel für das Publikum, das hinter dem Werke auch den Wirkenden zu erkennen strebt, erscheinen. Die Erwägung dieses Umstandes veranlaßte ihn, die Wünsche des Publikums sich zu vergegenwärtigen. Er fand, daß man einer Nachhülfe zum Verständniß seiner Schriften bedürfe, durch welche die besonderen Veranlassungen, die äußeren bestimmten Gegenstände, wie die inneren entschiedenen Bildungsstufen kenntlich gemacht würden.

Eine solche Nachhülfe ließ sich nur geben, wenn die einzelnen Dichtwerke in chronologischer Folge nachgewiesen und von den Lebens- und Gemüthszuständen, die den Stoff dazu hergegeben, sowie von den Beispielen, welche auf den Dichter eingewirkt, Rechenschaft abgelegt und die zwischen den einzelnen Schriften fühlbaren Lücken durch Mittheilungen über Werke, die zurückgelegt worden, oder Entwürfe, die nicht zur Ausführung gelangten, möglichst ausgefüllt wurden. Das Ganze konnte aber nur dann erst ein rechtes Bild des Dichters, wie er sich entwickelt und seine damalige Stufe erreicht hatte, den Beschauenden darbieten, wenn es seine engere beschränktere Welt auf dem großen Hintergrunde seines Jahrhunderts darstellte.

Zu einer solchen Arbeit fühlte Goethe sich um so mehr aufgelegt, da der Rückblick aus der Zeit wechselnder, welterschütternder Begebenheiten in die Jahre der eigenen stets fortschreitenden Selbstentwicklung ihm die Errungenschaften und auch die großen Wirkungen, die ihm gegönnt waren, erst wieder recht zu eigen geben mußten.

Er hatte in reichen Papieren, Tagebüchern, Correspondenzen und Actenbündeln, selbst in der Erinnerung eine Fülle von Material, aber dennoch kein ausreichendes. Zu verschiedenenmalen hatte er seine Papiere geordnet

und theilweise verbrannt; die Briefe, die er von seinen Freunden empfangen, waren nicht mehr vollständig und gaben nur ihre Erlebnisse und Ansichten; von den Briefen, die er geschrieben, hatte er nur selten Copien und oft kaum dunkle Erinnerungen; Erlebnisse, die ihm zu ihrer Zeit bedeutend gewesen, hatten sich im Gedächtniß völlig verwischt, andere ließen sich, wie wichtig sie waren, nicht mittheilen, da sie zu zarter Natur oder nicht ohne Einflechtung noch lebender Theilnehmer zu berichten waren. Manches an sich Unerhebliche konnte dennoch, da eben nichts Erheblicheres zu melden war, nicht füglich übergangen werden und mußte seine Natur verwandeln, wenn es sich darstellen sollte. Die Denkweise des Sechzigers endlich, die sich selten in die Natur des unbefangenen Kindes, des reifenden Knaben, des aufwachenden Mannes, so weit diese Phasen im eigenen Individuum durchgemacht sind, wieder zurückfinden kann, mußte unwillkürlich den Charakter der Darstellung eines wirklichen Lebensganges beeinträchtigen.

Wenn sich Goethe, dies alles erwägend, dennoch entschloß, mit der Beschreibung seines Lebens zu beginnen, so konnte er es nur unter gewissen Vorbehalten thun, deren er sich völlig bewußt war und die er auch den Vertrauten nicht verschwieg. Er wählte eine halb poetische, halb historische Behandlung und nannte die Darstellung aus seinem Leben 'Dichtung und Wahrheit.'

Sein ernstestes Bestreben war, wie er an Zelter (711. 15. Februar 1830) schreibt, das eigentliche Grundwahre möglichst darzustellen, das, insofern er es einsah, in seinem Leben obgewaltet hatte. Wenn aber dies in späteren Jahren nicht möglich sei, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, demgemäß also immer der Fall eintrete, wo das dichterische Vermögen aushelfen müsse; so sei es klar, daß der Verfasser mehr die Resultate und wie er das Vergangene sich im Moment der Abfassung denke, als die Einzelnheiten, wie sie sich früher ereignet, aufstellen und hervorheben werde. Dies alles, was dem Erzählenden und der Erzählung angehöre, habe er unter dem Worte Dichtung begriffen, um sich des Wahren, dessen er sich bewußt gewesen, zu seinem Zwecke bedienen zu können.

Man darf diese Mittheilung noch enger fassen. Goethe bildete aus den Thatsachen, die er im Allgemeinen streng chronologisch geordnet, im Einzelnen vielfach unter einander verschoben und verschränkt hatte, um sie seinen künstlerischen Zwecken dienstbar und angemessen zu machen, eine Dichtung, die im Großen und Ganzen ein Bild, wie es sich in seinem Geiste und Gemüthe über die Zeit seines Lebens gestaltet hatte, und auch ein treues Bild dieser Zeit selbst wiedergab, so daß, wenn man die Lectüre der drei Theile oder zwanzig Bücher beendet hat, man gleichsam die Zeit selbst durchlebt haben wird. In sofern ist die Darstellung, worauf es ihm ankam, treffend und man kann sich, worauf es ihm auch ankam, sehr wohl den Begriff stufenweiser Ausbildung seiner, aus seinen Arbeiten schon bekannten, Persönlichkeit bilden. Nur muß man sich sehr gewarnt sein lassen, alles was Goethe erzählt und wie er es erzählt, für streng glaubwürdig zu halten. Weder die Begebenheiten selbst, noch die Folge der einen aus der andern, noch die Zeitbestimmungen, noch die Urtheile über Personen, noch selbst die Schilderungen der eigenen inneren und äußeren Zustände sind der Art, daß man, wo der geringste Zweifel dagegen laut wird, sich auf diese Darstellungen wie auf eine treue historische Urkunde berufen könnte.

Die fleißig zusammengetragenen Briefe und sonstigen gleichzeitigen Nachrichten aus Goethes Lebenszeit geben uns ein fast erschöpfendes glaubwürdiges Material, um

die Darstellung in Dichtung und Wahrheit schrittweise begleiten zu können, und der Vergleich zwischen diesem Stoff und dem Werke selbst fällt, wenn man die historische Treue zum Maßstabe macht, so sehr zu Ungunsten der Goetheschen Arbeit aus, wie diese, wenn man den Maßstab des Poetischen und der ideellen Wahrheit anlegt, durch jene Briefschaften und sonstigen Documente nur gewinnen kann.

Jacobi, der manche der einzelnen Partien genau mit der Wirklichkeit vergleichen konnte, weil er sie selbst mit erlebt hatte, rief enthusiastisch aus, als er das Werk gelesen, die Wahrheit dieser Dichtung sei oft wahrhafter, als die Wahrheit selbst. Das muß Jeder, auch ohne genauere Kenntniß des Thatsächlichen, gestehen, der die Sesenheimer Idylle überblickt. Hier ist keine historische Berichterstattung, hier ist ein reiner Quell schönster Dichtung, der aus dem Herzen des Greises mit jugendlicher Kraft hervorbricht und die Zweifel wegspült, ob hier, wo die Thatsachen so mannigfach verschoben sind, weil die Erinnerung nicht mehr getreu genug war, diese lieblichen Schilderungen und anmuthigen Wechselreden nach mehr als vierzig Jahren noch so fest im Gedächtniß haften konnten, wie sie hier erscheinen.

Wie hier die Sache selbst das Walten der Dichtung anzeigt, ergibt sich an andern Stellen leicht ein ähnliches Verhältniß. Das erste Begegnen mit den weimarischen Prinzen und Knebel in Frankfurt und Mainz wird mit einer so eingehenden Genauigkeit des Details geschildert, daß man glauben könnte, es liege eine gleichzeitige Aufzeichnung des Tagebuches oder eines sonstigen Denkblattes zum Grunde. Allein als Goethe in der Darstellung an diesen Punkt gekommen war, bekannte er seinem Freunde Knebel (27. März 1813), daß der Fluß Lethe über diese und einige andere Epochen so ziemlich seine Gewalt ausgeübt habe, so daß er den Freund um eine detaillierte Nachricht bitten muß, welche dieser dann schwerlich so ertheilt haben kann, wie wir sie jetzt in Dichtung und Wahrheit lesen, da die Bekanntschaft mit Mösers 'Patriotischen Phantasien' erst auf das Zusammentreffen mit den Prinzen und Knebel folgte. Für die Dichtung war das gleichgültig, und die höhere Wahrheit, daß Goethe damals an der Hand des praktischen Möser schärfere Blicke in die Zustände der Welt gethan, leidet in keiner Weise.

Bedenklicher erscheinen die Abweichungen von der Wirklichkeit, wo sie zum Nachtheil von Personen stattfinden. Es ist schon vielfach hervorgehoben, daß Goethe in seiner Darstellung Herders mannigfache kleine Irrthümer begangen hat; dennoch bleibt nach dem Zeugniß der gleichzeitigen Briefe die Schilderung dieses Charakters im Allgemeinen wahr und richtig. Anders verhält es sich mit Lenz und Klinger, welche in der späten getrübten Erinnerung die Rollen so zu sagen getauscht haben. Mit Lenz war das Verhältniß, das bis dahin ein sehr gutes gewesen, kurz abgebrochen, nicht ohne gegründeten Anlaß von Seiten des Unglücklichen, den Goethe nun auch in der Vergangenheit mit den Augen ansah, mit denen er ihn beim Abschied aus Weimar betrachten mußte. Lenz war längst verschollen, als Goethe über ihn schrieb. Klinger aber, der in seiner Jugend Goethen gedrückt hatte, lebte in hohen Würden in Petersburg und wurde nun in dem Lichte dargestellt, in dem er Goethe während des Schreibens erschien, einem Lichte, sehr verschieden von dem des jugendlichen Zusammenseins, ja der reiferen Zeit. Denn noch in den Briefen an Schiller wird Klinger sehr geringschätzig angeblickt, was Goethe, als er diese Briefe wenige Jahre vor seinem Tode veröffentlichte, unbedenklich änderte, indem er statt des geringgeschätzten Giafers den Ardinghello und statt des lebenden Klinger

den längst verstorbenen Heinse nannte und auch demgemäß in Schillers Briefe änderte.

Unerklärlich ist es, wie Goethe von Zimmermann das berichten konnte, was man gegen Schluß des 15. Buches lesen muß, da von allem dem Nachtheiligen nicht ein einziger Zug mit den unumstößlich beglaubigten Thatsachen übereinstimmt, da Zimmermanns Tochter zwei Jahre in Lausanne gewesen und dort ihren Bräutigam zurückgelassen hatte, ihr Bruder aber erst einige Jahre nach Zimmermanns Besuch bei Goethe, und erweislich ohne irgend eine Schuld des unglücklichen Vaters wahnsinnig wurde. Solcher Abweichungen der Dichtung von der Wirklichkeit ließen sich eine Menge nachweisen, wenn auch keine zweite von dieser verletzenden Herbheit. Doch mag es an diesen Winken genügen. Es wird ohnehin Niemand Dichtung und Wahrheit als Quelle benutzen, ohne andere Quellen daneben zu Rathe zu ziehen.

Die Vorarbeiten zu seinem Werke, chronologische Aufzeichnung der Thatsachen, begann Goethe 1809; die Schematisierung beschäftigte ihn im folgenden Jahre, 1811 erschien der erste Theil, die fünf ersten Bücher enthaltend; der zweite mit dem sechsten bis zehnten Buche folgte 1812 und der dritte, der das elfte bis fünfzehnte Buch umfaßt, kam um Ostern 1814, der Schluß nach Goethes Tode heraus.

Zu den biographischen Bekenntnissen gehört auch die ganz auf dem Boden der Wirklichkeit fußende Schilderung der Campagne in Frankreich und der Belagerung von Mainz. Beide sind nicht, wie die Briefform es anzudeuten scheint, gleichzeitig geschrieben, sondern 1821 bis 1822 aus Briefen und Tagebüchern für den Druck ausgearbeitet und als Theil der Autobiographie 1822 veröffentlicht. Goethe fällt mitunter aus der angenommenen Rolle des brieflichen Berichterstatters; so in dem

Briefe vom 30. August 1792, wo er erwähnt, daß ihm der damals aufgeklebte Kriegsatlas 'bis auf den heutigen Tag' und 'noch zur Wiedererinnerung jener für die Welt und ihn so bedeutenden Tage diene.' Man hat also auch hier eine kunstmäßige Darstellung einer vergangenen Zeit, wie sie sich unter geänderten Gesichtspunkten und Meinungen zeigt, zu erkennen, was namentlich bei den Aeußerungen nicht unerwogen bleiben darf, die Goethe über sein Verhältniß zu Freunden wie Jacobi u. A. macht. Aus dem nach seinem Tode gedruckten Briefwechsel mit Jacobi sind hier manche Angaben zu berichtigen und manche Urtheile behutsam zu beschränken.

Dies gilt aber nur in Bezug auf diese Darstellungen als historische Quellenschrift; der kunstmäßige Charakter wird dadurch nicht beeinträchtigt. 'Ich erinnere mich nicht, schreibt S. Boisserée am 12. Juni 1822, nach Erscheinen dieser Schilderungen, das wilde, zerstörende Kriegsleben in seiner Verflechtung mit dem stets fortwebenden, erhaltenden Gewohnheitsleben irgend so wahr und in so auffallendem Gegensatze dargestellt gefunden zu haben. Wie selten mag sich aber auch der Fall ereignen, daß ein so genialer, der schriftstellerischen Kunst mächtiger Mann unmittelbar an den gewaltigsten Weltbegebenheiten als ruhiger Beobachter Theil nimmt.'

Die allgemeinen Weltbegebenheiten gehen hier mit den kleinen Kriegsabenteuern und den individuellen Neigungen des Darstellers wie zufälliges Detail an uns vorüber, und das Ganze bildet ein meisterhaftes Gemälde jenes unglücklichen Feldzuges des Sommers 1792. Gleich von Anfang an bereitet der Autor das Material zur Beurtheilung der Kriegsführung, scheinbar absichtslos vor. Er läßt den Zweifel aufkommen, wer der eigentliche Commandirende sein möge, der König von Preußen oder der Herzog von Braunschweig. Er spricht von dem

Hasse und der Verachtung, wie sie sich in Uebereinstimmung mit dem Manifeste des Herzogs, ohne Ausnahme bei Preußen, Oesterreichern und Emigrierten gegen das revolutionäre Frankreich gezeigt; verhehlt aber nicht, daß die Franzosen wenig nach jenem Manifeste sich gerichtet; wie die Verbündeten durch ihre auf einen gefangen gehaltenen König ausgestellten Bons, mit denen sie ihre Requisitionen bezahlen, das Volk aufbringen. Er erzählt heroische Züge des republikanischen Charakters dieser Nation, die nach der Siegesgewißheit der Verbündeten nichts sein konnte, als zerrüttet und in lauter Einzelnheiten getrennt. Dem feindlichen Befehlshaber traute man nichts Sonderliches zu; war er doch aus der Kriegskanzlei kaum zu seinem Posten befördert. Man fürchtete nichts, als die Ungunst des Wetters, das allerdings der Beschwerlichkeiten die Fülle brachte, aber doch nicht die Ursache des unglücklichen Rückzuges war, dessen Schilderung nach der Kanonade von Longwy Goethe mit unendlichem Detail liefert, ohne je zu ermüden oder ohne selbst seine ruhige kühle Besonnenheit, ja seinen Humor zu verleugnen. Auch hier wird, bei Gelegenheit der verwegenen und glücklichen Unternehmungen Cüstines, nur ganz beiläufig auf den kühnen und folgerechten Geist hingedeutet, der sich nun, den früheren Erwartungen entgegen, nicht mehr wegleugnen und dessen Erkenntniß nun alles verloren erscheinen ließ. — Als er dies große historische Drama hinter sich liegen sieht, schwimmt er den Rhein hinunter, Vergangenes und Künftiges überdenkend, landet in Düsseldorf und kehrt dann, sich und seine Werke in den Vordergrund treten lassend, durch Westphalen und über Kassel in die Heimath zurück, um schon im nächsten Frühjahre der Belagerung und Uebergabe von Mainz beizuwohnen, Ereignisse, die in weniger ausgeführter Form, wie in Auszügen aus den Tagebüchern, beschrieben werden.

Nach 'Dichtung und Wahrheit' wurde Goethe vielfach zur Fortsetzung aufgefordert. Da ihm aber in der Reihe der Jahre manches Erlebniß selbst fremd geworden und nur durch Studien älterer Papiere wieder zu beleben war, diese jedoch zum Theil absichtlich zerstört waren, zum Theil ungeordnet dalagen, ließ er durch den Bibliothekssecretär Kräuter im Sommer 1823 seine sämmtlichen Papiere, Gedrucktes und Ungedrucktes, Tagebücher, Briefe aktenmäßig ordnen. Um einen Faden für seine biographischen Darstellungen zu gewinnen, der auch epochenweise ausgearbeitete Abschnitte verbinden könne, entschloß er sich zur Ausarbeitung der „Tages- und Jahreshefte," zu denen schon 1819 ein Anfang gemacht war, als für die Sammlung der Werke in zwanzig Bänden ein chronologisches Verzeichniß seiner Schriften aufgestellt werden sollte.

Die Behandlung der einzelnen Jahre konnte nicht anders als ungleich sein, je nach Maßgabe der vorliegenden Papiere, je nach dem größeren oder geringeren Interesse, das Goethe selbst an den Gegenständen hatte. Während die Jahre vom Eintritt in das weimarische Hofleben bis zur Heimkehr aus Italien höchst summarisch abgethan wurden, weil eine Behandlung derselben für Goethe überhaupt unmöglich war, so lange die Zeugen und Theilnehmer der ersten weimarischen Zeiten noch lebten, oder weil mittheilbare Partien, wie die zweite Schweizerreise vom Jahr 1779 und die italienische Reise selbst umständlich behandelt wurden, sind andere Abschnitte mit wachsender Ausführlichkeit bearbeitet und zum Theil durch unbiographische Einzelnheiten, wie 1801 das Schema eines Romans: 'Die Wanderschaft nach Pyrmont im Jahr 1582,' sehr ausgeweitet. Zum Theil geht die Mittheilung, wie 1805 bei der mit F. A. Wolf nach Helmstedt unternommenen Reise, zur wirklichen Darstellung über.

Mit den Jahren gewinnen die Mittheilungen, wie Goethes Thätigkeit selbst, an Umfang der geistigen Interessen, von denen eigentlich keins als die Theologie und die Politik unberührt bleibt. Es sind überhaupt nur die Richtungen verfolgt, die Goethes künstlerisches und wissenschaftliches Verhalten angehen; von seinen menschlich-bürgerlichen Verhältnissen theilt er so wenig etwas mit, wie von seinem praktischen Wirken. Von seiner Verheirathung erfährt der Leser nichts, nichts von seinen Verhältnissen zum weimarischen Landtage, zu dem Gesetz über Preßfreiheit und allen den Dingen, die in seine amtliche Thätigkeit einschlagen. Nur das Gespräch mit Napoleon ist im verjüngten Maßstabe mitgetheilt und auch wohl nur, weil literarische Punkte darin berührt wurden. Auch ist nur sehr selten einmal auf den großen geschichtlichen Hintergrund, auf dem die ganze hier entfaltete Thätigkeit sich bewegt, mit kurzen Winken zurückverwiesen.

Dennoch sind diese sehr ungleichen biographischen Aufzeichnungen nicht nur für Goethe selbst von der größten Bedeutung, wie sich denn auch alle Biographien an diesen Faden anzuschließen versuchen, sondern auch für die neuere Literatur überhaupt geben sie vielfache Aufschlüsse und zeigen den nach so vielen Seiten hin angezogenen oder abgestoßenen Mann als den eigentlichen Mittelpunkt aller geistigen Entwicklung seiner Zeit. Leider sind sie nicht bis zum Ende fortgeführt.

Veröffentlicht wurden die Tages- und Jahreshefte zuerst 1830 im 31. und 32. Bande der sämmtlichen Werke. Schon damals waren die Gedächtnißreden auf die Herzogin Mutter, Anna Amalie, und auf Wieland beigefügt. Jene war, nachdem sie im April 1807 auf landesherrlichen Befehl nach der Gedächtnißpredigt von den Kanzeln verlesen, nach dem zu diesem Zweck veranstalteten Einzeldruck schon im April 1807 im Morgenblatt bekannt gemacht; die Rede auf Wieland, dies schöne Denkmal inniger Verehrung und unbefangener Würdigung eines Mannes, dem Goethe im Leben mit wechselnden Stimmungen nahe gestanden, las er 1813 in der Freimaurerloge, der er seit 1780 angehörte. Zuerst wurde sie im Morgenblatt gedruckt. Bei spätern Redactionen der Werke sind dann noch zwei Reden nachgetragen, die eine, mit welcher Goethe am 24. Februar 1784 das neu aufgenommene Bergwerk bei Ilmenau eröffnete — er blieb stecken, verlor aber die Fassung nicht und fand den Faden bald wieder — wurde zuerst im deutschen Museum 1785 gedruckt; die andere, von Johannes Müller auf Friedrich II. verfaßt, übersetzte Goethe aus dem Französischen, weil ihm die Art sehr wohlgefiel, wie Müller unter den gegebenen Umständen seinen Gegenstand gefaßt hatte.

Er ließ die Uebersetzung im Morgenblatt 1807 drucken, weil er gehört, daß Müller deßhalb mancherlei Unannehmlichkeiten gehabt hatte, und weil er überzeugt war, es werde dem Angegriffenen zum Vortheil gereichen, wenn Mehrere das, was er gesagt, in deutscher Sprache vernähmen. Nicht was Müller über Friedrich gesagt hatte, wurde ihm zum Vorwurf gemacht, sondern schmeichlerische Verbeugungen, mit denen er Napoleon verehrt haben sollte, wovon doch kaum eine Spur zu erkennen war, wenn man nicht die Aeußerung dahin deutete, daß die Franzosen zu den Namen Franz und Ludwigs XIV. künftig noch andere gesellen würden. Von französischer Seite wurde dem Redner der Mangel an Courtoisie gegen den Kaiser und ihre Nation zum Vorwurf gemacht.

Die übrigen biographischen Einzelnheiten wurden aus Goethes Nachlaß eingeschaltet; es sind einzelne Ansätze für Wahrheit und Dichtung, die von Goethe schwerlich zur Veröffentlichung bestimmt waren, Jugendbriefe von

literarischem Interesse, Tagebuchskizzen, wie die über den Lord Bristol, der ihm über Werther den Text lesen wollte, und ein Nachtrag zu den Hofdichtungen der ersten weimarischen Jahre.

Das Alter.

Die Jahre, die Goethe nach dem Kriege noch gegönnt waren, lassen sich kurz fassen, da auf die Einzelnheiten nicht genauer eingegangen werden kann, wenn sie nicht als unverhältnißmäßig bedeutend erscheinen sollen. Die äußeren Schicksale verliefen sehr einfach. Bei aller Vielgeschäftigkeit bedarf das Alter der Ruhe. Der jungen Zeit gerecht zu werden, ist für den fertigen Mann, für den Greis schwierig. Goethe kehrte sich mit Widerwillen davon ab. Manche niederschlagende Erfahrung war ihm nicht erspart. Die Angriffe, denen er von vielen Seiten ausgesetzt war, schmerzten doch, wenn sie auch noch so ohnmächtig waren; sie kamen von Deutschen, für die er so viel gethan. Gern tröstete er sich mit der Theilnahme, die sein Wirken außerhalb Deutschlands fand. Er ahnte eine Weltliteratur, die das Unrecht des einzelnen Stammes der Weltfamilie ausgleichen werde. Um sein Theil dazu beizutragen, schenkte er den jungen Generationen des Auslandes gern seinen Beifall, wenigstens Aufmerksamkeit auf ihr Streben. Doch war er auch nicht unempfänglich, wenn sich in der Heimath ein tüchtiges, ehrenhaftes, auf ein hohes Ziel gerichtetes Streben kund gab; selbst da, wo seine ganze Richtung eine grundverschiedene war. Das zeigt sich besonders charakteristisch in seinem Verhalten zu Boisserée, der im Mai 1811 zu ihm kam, um seine Empfehlung für sein Werk über den Kölner Dom zu gewinnen.

Sulpiz Boisserée brachte ihm eine Menge Grüße. 'Recht schön!' sagte er, so steif und vornehm als möglich, mit gepudertem Kopf, die Ordensbänder am Rock. Sie kamen auf die Zeichnungen des Domes, das Kupferstichwesen, die Schwierigkeiten und alle die äußeren Dinge. 'Ja, ja, schön, hem, hem.' Darauf kamen sie an das Werk selbst, an das Schicksal der alten deutschen Kunst und ihre Geschichte. Sulpiz hatte sich einmal vorgenommen, der Vornehmigkeit ebenso vornehm zu begegnen, sprach von der hohen Schönheit und Vortrefflichkeit der Kunst im Dom so kurz als möglich, verwies ihn darauf, daß er durch die Zeichnungen sich ja selbst davon überzeugt haben werde. Goethe machte bei allem ein Gesicht, als wenn er Boisserée fressen wolle. Erst als sie von der alten Malerei sprachen, thaute er etwas auf; bei dem Lobe der neugriechischen Kunst lächelte er. Er fragte nach Eyck, bekannte, daß er noch nichts von ihm gesehen, fragte nach den Malern zwischen ihm und Dürer und nach Dürers Zeitgenossen in den Niederlanden. Boisserée zeigte billige Ansichten, hielt sich aber so bestimmt und frei wie möglich und ließ sich gar nicht irre machen. Und obwohl Goethe ihm beim Abschiede kaum zwei Finger gab, so kam es doch bald zur ganzen Hand, wie man das in Boisserées anmuthigen Tagebüchern und dem reichen Briefwechsel zwischen Beiden (Stuttgart, Cotta 1862. 2 Bde.) mit dem größten Vergnügen nachlesen kann.

'Ist es ein Wunder, bemerkt Sulpiz nach der ersten Begegnung, wenn ein Mensch, der sein ganzes Leben hindurch von Schmeichlern und Bewunderern umringt und von Klein und Groß wie ein Stern erster Größe angestaunt und gepriesen wird, am Ende auf solche hoffärtige Sprünge kommt, die aber auch gleich aufhören, sobald ihm jemand gegenüber steht, der zwar das eminente Verdienst hochachtet, seinem eigenen Werth aber

nicht Alles vergibt? Es geht mit ihm, wie mit allen eigenthümlichen Menschen, so viel man auch von ihnen weiß und hört, sieht man doch immer noch viel Neues, wenn man mit ihnen selbst zusammenkommt. Diese Bekanntschaft gibt mir einen Beitrag zur Kenntniß der menschlichen Natur und des Lebens überhaupt, den ein Dutzend Bücher und Geschichten großer Männer nicht so verschaffen können und seine eigene Lebensbeschreibung nie liefern kann.'

Goethe gefiel der Besuch sehr wohl und er kam mit ihm auch sehr gut zurecht. Ein bedeutendes Individuum, schrieb er an Reinhard, der Boisserée empfohlen hatte, weiß immer für sich einzunehmen, und wenn wir seine Vorzüge anerkennen, so lassen wir das, was wir an ihm problematisch finden, auf sich beruhen; ja was uns an Gesinnungen und Regungen desselben nicht ganz gemäß ist, ist uns wenigstens nicht zuwider; denn jeder Einzelne muß ja in seiner Eigenthümlichkeit betrachtet werden, und man hat neben seinem Naturell auch noch seine früheren Umgebungen, seine Bildungsgelegenheiten und die Stufen, auf denen er gegenwärtig steht, in Anschlag zu bringen. Ueberhaupt, wenn man mit der Welt nicht ganz fremd werden will, so muß man die jungen Leute gelten lassen für das, was sie sind, und muß es wenigstens mit einigen halten, damit man erfahre, was die übrigen treiben.'

Das anfängliche Geltenlassen wurde bald aufrichtige Schätzung eines wackern Bemühens, die Denkmäler alter deutscher Kunst zu erforschen und, soweit es thunlich war, vor dem Untergange zu bewahren. Die propyläischen Ideen, in denen Goethe sich mit seinem Meyer unter der Firma der weimarischen Kunstfreunde festgesetzt und die er gegen die neuchristliche Schule strenge festgehalten hatte, begannen allmählig zweifelhaft zu werden und

bedurften wenigstens einer Nachprüfung, um sie allenfalls zu beschränken oder zu erweitern. Diese Prüfung, zu der Boisserée und die Seinen dringend aufforderten, konnte nirgend wirksamer geschehen, als vor den Denkmälern der altdeutschen Kunst, die Boisserée gesammelt hatte und die in ihren architektonischen höchsten Entwicklungen am Rheine noch zahlreich vorhanden waren.

So entschloß sich Goethe, die Rhein- und Maingegenden zu besuchen (1814 und 1815), ja er dehnte die Ausflüge bis nach Straßburg aus. Kurz sind die wichtigsten Punkte dieser Reisen, von denen die zweite die ergiebigste war, in den Tages- und Jahresheften aufgezählt, und dabei wird das offne Bekenntniß abgelegt, daß die ruhige Betrachtung der in Köln bei Walraf und in Heidelberg bei Boisserée gesammelten Schätze ihn von ihrer charakteristischen Vortrefflichkeit im Einzelnen überhaupt und in eben dem Maße historisch und artistisch belehrt haben. Hinsichtlich der Baukunst wurde bei der Kölner Fahrt gar manches in Gegenwart von Grund- und Aufrissen älterer deutscher, niederländischer und französischer Gebäude besprochen und verhandelt, woraus dann die Befähigung erwuchs, aus einer großen, oft wunderlichen und verwirrenden Masse das Reine und Schöne, wohin der menschliche Geist unter jeder Form strebt, herauszufinden und sich zuzueignen. So wurde er denn auch auf dieser Reise gewahr, wie viel er bisher, durch das unselige Kriegs- und Knechtschaftswesen auf einen kleinen Theil des Vaterlandes eingeschränkt, leider vermißt und für eine fortschreitende Bildung verloren hatte.

Er behielt zwar auf der Reise selbst seine Grundansichten über die Kunst und wollte sie auch in Bezug auf die einzelnen Kunstwerke durchführen, aber er wurde duldsamer gegen die Meinungen Andrer, weil sich ihm mehr und mehr die Erkenntniß aufdrängte, daß doch nicht

allein die ideale, sondern auch die charakteristische Kunst Vortreffliches hervorgebracht habe und schon als Entwicklung des künstlerischen Geistes vor den großen italienischen Malern und Baumeistern die sorgfältigste Beachtung verdiene.

Nicht auf die Kunst allein richtete er sein Augenmerk. Der Boden, den einst die Römer bebaut und beherrscht, brachte es von selbst mit, sich der Zeiten zu erinnern, deren Denkmäler von den germanischen Stämmen beseitigt waren. Die Sammler aufgefundener Alterthümer wußten Goethes Interesse auch nach dieser Seite hin zu lenken und zu beschäftigen.

Auch die geognostischen Studien konnten nicht leer ausgehen. Besonders interessierte es ihn, die so oft betrachtete und immer geheimnißvoll bleibende Verschiebung der Gänge aufs Neue zu beobachten, und er hatte seine Freude, im Lahnthale auf einer verlassenen Halde Thonschieferplatten zu finden mit kreuzweis laufenden, sich mehr oder weniger verschiebenden Quarzgängen, 'wo das Grundphänomen mit Augen gesehen, wenn auch nicht begriffen, noch weniger ausgesprochen werden konnte.' Denn er bekannte, daß in diesen Dingen der Erkenntniß immer ein Bruch übrig bliebe, der überall in der Geologie und der ganzen Natur begegne. 'Will man ihn rein auflösen, so geht es nicht, so verwirrt man das Ganze; man muß wissen, daß da noch etwas Unauflösbares ist und es als solches zugeben, dann kommt man durch.'

Neben allen diesen Interessen beschäftigte ihn die schöne Natur und das Volksleben des Rheingaues. Er war dichterisch gestimmt und sehr productiv. Eine große Anzahl von Gedichten des Divans entstand unter den heitern geselligen Anregungen, welche die befreundeten Kreise jener Gegenden gewährten. Die Tagebücher von Sulpiz

Boisserée (Stuttgart, Cotta 1862) geben darüber und über andere hier berührte Dinge erfreulichen Aufschluß.

Aus den Eindrücken der Reise giengen die Hefte 'Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden' hervor, unter deren einzelnen Gaben die Beschreibung des Sanct-Rochusfestes bei Bingen im August 1814' ein wahrhaft klassisches Seitenstück zu dem 'römischen Carneval' bildet. Goethe hatte 1816 in seiner Tennstedter Einsamkeit alle Liebe und Treue auf diese Darstellung eines katholischen Volksfestes verwendet, das nach vierundzwanzigjähriger Unterbrechung zum erstenmale wieder gefeiert wurde, gleichsam als Symbol der Wiedergewinnung des linken Rheinufers, so wie der Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen.'

Von allen, die von Wiesbaden nach Rüdesheim durch das schöne Rheingau gereist sind, hat gewiß niemand mit so ruhiger und klarer Anschaulichkeit die Reize dieser herrlichen Gegend geschildert als Goethe, der sich dem Ziele langsam entgegenbewegt und schrittweise die Aussichten und Ansichten eröffnet. In gleicher fortschreitender Sicherheit nähert er sich dem eigentlichen Feste, das sich schon Abends zuvor ankündigt und dann am 16. August, dem Todestage des Heiligen, in der buntesten Mannigfaltigkeit unter dem sonnigen Augusthimmel entfaltet. 'Dergleichen hervorzubringen, schrieb Boisserée, ist freilich nur bei dem glücklichst geschaffenen Naturell und nur bei einer Meisterschaft möglich, welche Regeln kennt und befolgt, aber nicht aus dem Regellernen, sondern aus dem stets regen Auffassen und Darstellen der Natur und des Lebens entstanden ist. Unter diesen Bedingungen allein können in allen Zweigen und auf allen Stufen der Kunst echte Werke zu Stande kommen.'

Goethe hatte die Eindrücke und Beobachtungen seiner Reisen zu den rheinischen Freunden in der Schrift „Ueber

Kunst und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden" dem Publikum vorgelegt. Daraus gieng die Zeitschrift „Ueber Kunst und Alterthum" hervor, die neben den bedeutenden Briefen an Boisserée, an Reinhard und an Zelter sein Leben innerlich und äußerlich klar und deutlich übersehen läßt. Auf die Kunst nicht weiter eingehend, fassen wir hier im Anschluß an die früher erwähnten Recensionen für die Jenaische Literaturzeitung den Antheil zusammen, den Goethe in Kunst und Alterthum für die deutsche Literatur zu erkennen gab. Es war meistens nur eine öffentliche Empfangsbescheinigung eingesandter Werke. Mitunter kaum das. Goethe gestand offen ein, daß er, wenn er auch das Buch gelesen, sich nicht aufgelegt sehe, zu urtheilen, zu entwickeln, und schaltete dann einen 'auf Ersuchen ertheilten Bescheid' seiner literarischen Gehülfen ein oder begnügte sich damit, Aphorismen, wie er sie über einzelne Stellen in seine Schreibtafel notirt hatte, öffentlich mitzutheilen. Zuweilen gab er einen Auszug des Inhalts, den er mit einigen Bemerkungen einrahmte.

Alle Lectüre, die hier besprochen wurde, war eine lediglich zufällige, durchaus ohne Rücksicht darauf, ob das Werk für ihn, für den Autor oder für die Zeit bedeutend war. Weder von den Romantikern während des Krieges, noch von denen nach dem Frieden, weder von den Gesellschaftsdichtern der Restaurationszeit, noch von jungen aufstrebenden Talenten, die sich später bewährt hätten — Rückert und Platen ausgenommen — ist in seinen Blättern Auskunft zu finden.

Freilich, die deutsche Literatur seiner späteren Jahre planmäßig zu verfolgen, konnte für ihn wenig Anziehendes haben. Seine Wirksamkeit erschien wie verloren. Das schöne Universum, das er in sich ausgebildet hatte, fand er bei keinem der Jüngern und Jungen als Lebensaufgabe wieder. Man lebte und dichtete desultorisch in den Tag hinein, als ob die Literatur von vorn anfangen müsse, und wo sich ein Anknüpfen zeigte, war es mehr an Schillers, als an Goethes Richtung, und auch hier war mehr das Patriotische, als das Künstlerische das Wirkende gewesen. Aus jenen Dichtungen der idealen Periode, in welchen das Schicksal innerlich bezwungen wird, war eine parodistische Abart erwachsen, die Schicksalstragödie, wo das ganze Schicksal in begangenen Verbrechen oder erlittenen Unglücksfällen beruhte und eher in das Criminalgericht oder die Klinik, als auf das Theater verwies.

Als Goethe die Makkabäer von Werner und das Bild von Houwald kennen gelernt, machte er einen Strich unter die deutsche Literatur und kümmerte sich nicht weiter um Bedeutendes oder Unbedeutendes; nur was ihm seine Umgebung zuführte, benutzte er als Vehikel, um gelegentliche Bemerkungen darüber aufzuzeichnen. Allein, wenn man in Bezug auf einzelne Erscheinungen in diesen Recensionen und Bevorwortungen auch nicht viel an sich Bedeutendes finden mag, Goethe ließ es auch in seinen hohen Jahren nicht an gewichtvollen Betrachtungen fehlen, wenn er allgemeinere Rückblicke und freiere Blicke in seine Zeit warf. Da treten die wenn auch nur skizzierten Aufsätze: 'Deutsche Sprache, Ueber das Lehrgedicht, Epochen der Literatur, Neueste deutsche Poesie, Für junge Dichter' bedeutungsvoll und gehaltreich hervor. Er erinnert daran, daß, wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Sprache viel geschrieben und in derselben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menschlicher Gefühle und Schicksale durchgearbeitet worden, dann der Zeitgehalt und die Sprache zugleich erschöpft sei, so daß nun jedes mäßige Talent sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen könne.

Diese Bestätigung des mehr als zwanzig Jahr ältern Xenions von der Sprache, die für uns dichtet und denkt, wird noch lange wiederholt werden dürfen, bis der neue Zeitinhalt neue Ausdrucksweisen gefunden hat, denn bis jetzt stehen wir bei sehr verschiedenem Gehalt noch immer innerhalb der von Goethe und Schiller geschaffnen Sprache, wenn auch ihr Stil — nicht der grammatische — längst verlassen ist. Anknüpfend an jene durch die Sprache möglich gewordne Gemeinbildung der Deutschen, entwickelt Goethe in den Worten für junge Dichter, gleichsam als Vermächtniß, das Gefährliche dieses Zustandes, der es gestattet, Empfindungen, die nicht ausschließliches Eigenthum des Individuums, sondern Gemeingut der Jugend sind, in Formen auszusprechen, die Gemeingut des gebildeten Volkes geworden, und sich demnach für dichterisch begabt und berufen zu halten, bis die Erfahrung mit der Ueberzeugung sich aufdringt, daß poetischer Gehalt erst durch den Lebensgehalt erworben wird, dem eine Selbstbildung vorhergehen muß und zwar eine Selbstbildung im künstlerischen Sinn, eine harmonische Vervollkommnung der Geistes- und Seelenkräfte, die eine Harmonie mit der umgebenden Welt in sich schließt.

Goethes öffentlich ausgesprochene Theilnahme an außerdeutscher Literatur wurde erst in den spätern Jahren seines Lebens rege, als fremde Nationen sich mehr und mehr um ihn selbst kümmerten. Aufgewachsen in einer Zeit, wo die französische Bildung in Deutschland noch unerläßlich war, übersetzte er damals aus dem Französischen (den Lügner des Corneille), um die fremde Kunst zu studieren, und versuchte sich selbst in französischen Gedichten, wie denn auch seine Schwester ihr geheimes Tagebuch französisch abfaßte. Erst als er seine Studien in Straßburg vollendete, trat bei ihm eine entschiedene Abneigung, ja Feindseligkeit gegen die französische Literatur

hervor, und um so entschiedenere Neigung zum Griechischen und Englischen. Die Lectüre Homers, Pindars wurde zur ständigen und das Studium Shakespeares zur Herzenssache. Daneben beschäftigten die Nebelgestalten und lyrischen Ergüsse Ossians seine Phantasie und sein Herz. Doch blieb das Französische nicht ganz liegen, wie Clavigo beweist, der zum Theil aus Beaumarchais' Memoire übersetzt wurde. Der alte treue Homer wanderte mit nach Weimar.

Hier aber war die Verehrung der Griechen eine mehr geduldete, als gepflegte. Goethe entsagte ihr nicht; seine Bearbeitung eines Euripideischen Stoffes, der Iphigenia, und der Vögel des Aristophanes bewährt seine Treue, obgleich er auch die vom Schauspieldirector Marchand eingeführte französische Operette mit Eifer pflegte und an der Modelectüre französischer Romane, von Diderot und Andern, Theil nahm. Herders Umgang führte ihm auch die englische Literatur mitunter wieder zu und namentlich war es das vermittelnde Element derselben, was ihn anzog. Er las die Gedichte der Moallakat in Jones Uebersetzung (1783) und begann eine Uebertragung ins Deutsche.

Seine Sehnsucht führte ihn nach Italien, wo das Studium Homers fortgesetzt, zugleich aber die italienische Literatur wenigstens obenhin bekannt wurde. Nach der Heimkehr traten die Griechen und Römer erst in ihr volles Recht; allein die lieben Franzosen, die sich in der Zeitgeschichte so unbequem bemerklich machten, ließen sich auch in der Literatur nicht abweisen. Goethe übersetzte Diderots Versuch über die Malerei und Rameaus Neffen, von Bassompierre kleine Novellen, auch die pilgernde Thörin nahm er von der andern Seite des Rheines, übersetzte den Versuch der Frau von Staël über Dichtkunst und bearbeitete den Mahomet und Tancred, beide

nach Voltaire. Für die Unterhaltungen der Ausgewanderten entlehnte er eine Novelle des Malespini. Die Uebersetzung der Selbstbiographie Cellinis und Auszüge aus seinem Buche über Goldschmiedekunst folgten.

Auch der Orient trat in neuen Entdeckungen näher. Die Sakontala wurde in Forsters nach Jones bearbeiteter Uebersetzung bekannt; Jajadeva's Gita-Govinda übersetzte und erläuterte Dalberg (1802). Durch die Romantiker wurde auch die so gut wie unbekannt gewesene dramatische Literatur der Spanier näher gebracht und von allen zog Calderon das Interesse an. Der blumige Dichter des Westens führte wieder auf die verwandte blumig-mystische Poesie des Ostens. Welche Einflüsse von dorther auf Goethe wirkten, lehrt der westöstliche Divan mit den angehängten Abhandlungen. Einige Zeit nach Abschluß desselben dauerte die Theilnahme für den Orient noch fort, wie sich in den Artikeln 'Indische Dichtung', 'Toutinameh', der Empfehlung orientalisch gedachter Gedichte Rückerts und Platens zeigt, und fand in dem Gedichte 'Paria' ihre schönste Vollendung.

Da die deutsche Literatur für Goethe wenig Anziehendes bot, ja sich aus sehr verschiedenartigen Beweggründen zum Theil feindselig gegen ihn stellte, den alten Heiden, den starren Aristokraten, den kalten Idealisten, den wissenschaftlichen Dilettanten, und wie die schönen Kategorien sonst hießen, unter denen eine beschränkte Auffassung den Stolz der Nation glaubte herabwürdigen zu dürfen, mit kleinlichen Angriffen auf seinem Standpunkte zu erschüttern suchte, da wandte Goethe sein Auge lieber auf die Literatur der Franzosen, Engländer und Italiener seiner Zeit, bei denen er Theilnahme und Verständniß gefunden hatte. Freilich war sein Wirken schon von frühe an bei benachbarten Völkern beachtet worden; seinen Werther hatten sich Franzosen, Engländer und Italiener frühe

anzueignen versucht; auch Iphigenie und Clavigo waren ins Englische übersetzt worden. Dabei aber hatte es sein Bewenden, und eingehendere Beachtung hatte Goethe bei den auswärtigen Literatoren nicht gefunden, die von ihrem dürftigen Reichthum viel zu sehr erbaut waren, um von Deutschland etwas Förderliches zu erwarten. Waren doch die feineren Schichten der Bildung in Deutschland fast gleicher Ansicht!

Goethes nächste Umgebung schwärmte für ausländische Literatur, besonders für Byron, 'so daß Männer und Frauen, Mägdlein und Junggesellen fast aller Deutschheit und Nationalität zu vergessen schienen.' Man hätte Goethe gern in ein persönliches Interesse zu den britischen Dichtern gesetzt und suchte ihn für dessen disparate Schöpfungen zu gewinnen, indem man ihm einzureden suchte, Byron habe Goethesche Elemente in seine Poesie aufgenommen. Es wurde wirklich eine Verbindung zwischen beiden, die beide wenig oder nichts von einander lasen, vermittelt. Goethe zeigte den Manfred, den er in Dörings Uebersetzung gelesen, und den Kain an, übertrug einige Verse aus dem Don Juan und erzählt dann, daß Byron angefragt, ob er ihm den Sardanapal widmen dürfe, dieß jedoch unterlassen, und später ihm den Werner zugeeignet habe. Ueber Byron später noch einige Worte.

Ein wirkliches Verhältniß bildete sich mit dem Schotten Carlyle, der den Wilhelm Meister und kleinere Stücke von Goethe übersetzte und in dem Leben Schillers das richtigste Verständniß deutscher Literatur zeigte. Die deutsche Uebersetzung dieser Biographie leitete Goethe ein (1830), wie er früher schon das Original und andre Arbeiten Carlyles als erfreuliche Zeichen des im Auslande Fuß fassenden Geistes deutscher Bildung öffentlich empfohlen hatte. W. Scotts Biographie Napoleons wurde gleichfalls mit einigen Worten angezeigt, aus denen man

im Grunde besehen nur die Befangenheit und Aengstlichkeit erkennt, welche Goethe einem solchen Stoff und einem solchen Buche gegenüber erfüllte. Die eingehendere Betrachtung, die Goethe verhieß, kam nicht zu Stande; er hat es auch schwerlich ausgelesen, da ihm die feindselige Haltung gegen Napoleon bei dem Briten erklärlich, aber keineswegs anziehend sein konnte. Die Whims and Oddities von Thomas Hood zogen ihn eben so wenig an; ein Autor, 'der zuletzt alles, selbst was sich zum Erhabenen hinneigt, ins Absurd-Possenhafte zieht', wurde wohl überhaupt nur gelesen, weil die anglomanische Umgebung ihn empfohlen hatte.

Der italienischen Literatur neuerer Zeit widmete Goethe ein zufälliges Interesse. Einer seiner Freunde in Italien hatte ihm Nachrichten über den Streit des Kriticismus und Romantismus gesandt, der sich in Mailand entsponnen. Auf der Seite der Romantiker, Dichter die sich dem wirklichen Leben anschloßen, standen Aless. Manzoni, Carlo Tedaldi-Fores, Giov. Torti und Hermes Visconti, der zu großen Erwartungen Anlaß gab. Den Kriticismus vertrat Vincenzo Monti durch ein Gedicht, in welchem die alte Fabellehre den Gegenstand bildete. Dieser Kriticismus ähnelte dem allegorischen Stile der vorgoetheschen Zeit in Deutschland und entsprach ganz den italienischen Zuständen, wo man die Dinge nicht beim eigentlichen Namen nennen mochte, sondern nur anzudeuten wagte. Die jüngere Schule der Romantiker gieng geradezu auf die Dinge los und wagte deßhalb auch historische Gegenstände wieder dramatisch zu bearbeiten. Goethes ganzes Interesse concentrierte sich innerhalb der italienischen Literatur nun auf Mailand und dort auf Alessandro Manzoni, dessen Grafen Carmagnola, jenen heftigen eigenwilligen Condottiere, der im Zusammenstoß mit der starren Staatsordnung Venedigs seinen Untergang findet, er mit jener liebevollen productiven Kritik analysierte, die mehr für die Belehrung des Autors als für die Erbauung des Publikums zu wirken beabsichtigt. Manzoni war sehr dankbar und Goethe seinerseits nicht unempfänglich für das Vergnügen mit einem auswärtigen Dichter in so freundlich-ehrenvollem Verhältniß zu stehen. Er beurtheilte auch ein zweites Trauerspiel Manzonis, Adelchi (Adelgisus), aus dem er auch einige Zeilen übersetzte. Manzoni hatte sich die strengste historische Treue der Thatsachen, ja Urkundlichkeit zum Gesetz gemacht, was Goethe sonst nicht billigte, hier aber 'seinem Liebling' nachsah, weil 'mit dem wirklich unausweichlich Gegebenen das sittlich-ästhetisch Geforderte völlig in Einklang gebracht sei.' Goethe war von Manzoni so sehr eingenommen, daß er ihn sogar gegen das Quarterly Review vertheidigte und damit eine Art von Debatte aus der Weltliteratur, von welcher noch weiter die Rede sein wird, einleitete.

Von einer umfassenden, eingehenden Theilnahme an der Literatur Italiens über Mailand hinaus zeugt Goethe nur in dem Verlangen, die Arbeiten des Calabresen Ruffa, von denen er eine das Interesse reizende Notiz erhalten hatte, näher kennen zu lernen. Dieß Verlangen scheint unerfüllt geblieben zu sein, wenigstens findet man bei Goethe selbst keine weitere Auskunft über Ruffa.

Nicht viel ausgedehnter als an der italienischen Literatur war Goethes Interesse an der neueren französischen. Auch hier zog ihn der Kampf der Romantiker gegen den altfranzösischen Klassicismus an, wobei er sich, doch sehr zurückhaltend, auf die Seite der Ersteren stellte. Junge Leute, die sich in dem gemeinschaftlichen Organe Le Globe aussprachen, Ampère, Merimée, Stapfer, Villemain, Quinet u. a., stellten den Akademikern und deren Geschmacksgenossen gegenüber das Princip der natürlichsten

Wirklichkeitspoesie auf, durchbrachen die Schranken, welche die Akademie der Sprache gesetzt, und verließen, indem sie das Enjambement aufbrachten, die bisherige Technik. Dabei hatten sie aber — sie traten in der schlimmsten Epoche der Restaurationszeit auf — noch andre als ästhetisch-literarische Tendenzen: 'Die Herren Globisten schreiben keine Zeile, die nicht politisch wäre, d. h. die nicht auf den heutigen Tag einzuwirken trachtete. Sie sind eine gute, aber gefährliche Gesellschaft; man verhandelt gern mit ihnen, aber man fühlt, daß man auf seiner Hut sein muß. Sie können und wollen ihre Absicht nicht verleugnen, den absoluten Liberalismus allgemein zu verbreiten. Deßhalb verwerfen sie alles Gesetzliche, Folgerechte als stationär und schlendrianisch; doch müssen sie beides gelegentlich in subsidium wieder herbeiholen. Das gibt ein Leben im Innern, ein Schwanken im Aeußern, das sehr unbehaglich empfunden wird, indem man sich zuletzt vor lauter Freiheit erst recht befangen fühlt. Vollkommene Redner sind es und wenn man sie als solche gelten läßt, ohne sich von ihnen rühren zu lassen, so gewähren sie viel Vergnügen und wichtige Belehrung.'

Da die Herren Globisten mit aller Gewalt eine allgemeinere Kenntniß der sämmtlichen Literaturen durchsetzten' und sich der Deutschen sehr wohl zu bedienen wußten, als sie die bisherige französische Literatur als beschränkt einseitig und stationär vorstellten', so gewannen sie Goethe, trotz ihres Liberalismus, doch das lebhafteste Interesse ab. Er las den Globe mit der ausdauerndsten Genauigkeit und machte Auszüge daraus, ja übersetzte ganze Abschnitte, in denen die Globisten sich mit französischer Leichtigkeit, geistvoll und günstig über deutsche Literatur, besonders über Goethe und Schiller, verbreiteten und die Poeten der alten Schule in ihrer Heimat dabei in Schatten stellten. Eine solche Selbstentäußerung, selbst

in einem Parteikampfe, war anerkennungswerth und zeugte von ernstem Streben. Aber nicht bloß journalistisch legten sie ihr Interesse für deutsche (neben der englischen und italienischen) Literatur dar, sie suchten auch die deutschen Dichter in Uebersetzungen den Franzosen näher zu bringen. Von Goethes Werken erschien eine Auswahl in vier Bänden mit einer Einleitung von Albert Stapfer, die Goethe durch ihre Ansichten mitunter in Verwunderung setzte, da er sie vor allen andern, wie er sagt, hätte gewinnen sollen und die ihm doch entgangen waren, weil sie zu nahe lagen.

Neben den auf deutsche Literatur, genauer gesagt, auf ihn und Schiller bezüglichen Aeußerungen der Globisten schenkt Goethe nur wenigen Erscheinungen Frankreichs eine flüchtige Aufmerksamkeit. Salvandys Don Alonzo hat er mit Sorgfalt gelesen, wenigstens den ersten Band, und lobt daran die Pietät und die Einsicht nothwendiger Beschränkung. Bei Gelegenheit des gegen die herkömmliche Art des Théâtre français geführten Kampfes gedenkt er Victor Hugos, 'eines von jenen unabhängigen jungen Leuten, die, indocil, wie sie sind, sich doch am Ende durch eigenes Thun und Erfahrung müssen belehren lassen', und dem er räth, einen Wechsel zwischen Vers und Prosa zu versuchen, wie er bei Shakespeare stattfinde. Diesem begegnet er in Paris selbst. Englische Schauspieler führen dort den Hamlet auf, und nach dem Zeugnisse des Globe mit allgemeinem Beifall. Französische Schauspieler in Berlin veranlassen ihn zu Bemerkungen über Molière, und dieser führt ihn auf die historisch-politische Komödie Richelieu von Louis Jean N. Lemercier, die 1804 eingereicht war, jedoch ministeriell mit Beschlag belegt und erst 1828 gedruckt wurde, weil darin ein Minister geschildert worden, der mit anstößigen Mitteln eine 'höchst löbliche Absicht' verfolgte. — Der erste Theil des

Buches der Hundert und eins (1831) und die Oper 'die Athenerinnen' von Jouy und Spontini sind die beiden letzten Erscheinungen, die ihn in der französischen schönen Literatur interessierten.

Bei den meisten der hier behandelten Gegenstände ließ Goethe deutsche, französische, englische und italienische Kritiker redend auftreten und eröffnete damit eine Art von internationaler Debatte über literarische Gegenstände als Vorspiel einer Weltliteratur, die nach einer Aeußerung an Boisserée (2, 486) dadurch vorzüglich entstehen werde, wenn die Differenzen, die innerhalb der einen Nation obwalten, durch Ansicht und Urtheil der übrigen ausgeglichen werden. In dieser Weltliteratur, über die im Verlauf der Darstellung noch die Rede sein wird, sei den Deutschen, wie er bei Gelegenheit von Duvals Tasso bemerkt, eine ehrenvolle Rolle vorbehalten. 'Nicht allein der Verdienste unsrer eigenen Literatur wegen, sondern weil die deutsche Sprache immer mehr Vermittlerin werden wird, indem alle Literaturen sich in ihr vereinigen. Man mißgönnt der französischen Sprache nicht ihre Conversations- und diplomatische Allgemeinheit; in dem angedeuteten Sinne muß die deutsche sich nach und nach zur Weltsprache erheben.'

Wer deutsch versteht, vermag alle Literaturen der Welt zu verstehen, da sich alle in der unsrigen wiedergegeben finden. Als ewige Norm aber muß, nach Goethe, einerseits die Literatur des klassischen Alterthums der Vollendung ihrer Form wegen, und andrerseits zur steten Erfrischung durch charakteristische, bedeutende Elemente die Volkspoesie gelten. Beiden widmete er seine fortdauernde Aufmerksamkeit. Er spricht es unumwunden aus, ganz allein im Alterthum sei für die höhere Menschheit und Menschlichkeit reine Bildung zu hoffen und zu erwarten. Es mußte ihm unerfreulich sein, das Alterthum verkehrt

aufgefaßt, oder mangelhaft überliefert zu sehen. Und während er hier z. B. bei den Fragmenten des Phaethon von Euripides mit Göttlings und Riemers Hülfe eine Restaurierung des Ganzen versucht, wendet er sich, noch in der Xenienzeit, mit heiterem Sinn gegen Stolbergs befangene Auffassung Platos als eines Zeugen des Christenthums vor Christus und weist überzeugend nach, daß das, was der fromme Graf im platonischen Jon als Zeugniß eines vorchristlichen Offenbarungsglaubens geltend macht, nichts ist als die ungeschickte Ausflucht eines in die Enge getriebenen Rhapsoden, der Homers Gedichte vortrug, ohne sie zu verstehen, wie Stolberg ohne Verständniß den Plato verdeutschte und christlich erläuterte.

Nach G. Hermann wird die Tetralogie der Griechen erläutert und mit Vergleichungen aus der italienischen Theaterpraxis nicht sehr glücklich begleitet; der Begriff der Parodie im Sinne des Alterthums mit der Kunstidee in Einklang zu bringen versucht; die aristotelische Katharsis als aussöhnende Abrundung auf dem Theater bezeichnet, ohne Rücksicht auf moralische Wirkung, die der Kunst nicht Absicht sein kann; und schließlich wird das Bestreben, die homerischen Gedichte wieder als einheitliche Schöpfungen Eines Dichters aufzufassen, mit Befriedigung willkommen geheißen. Die Volkspoesie lehrt Goethe am Einzelnen kennen. Auch die Frithiofssage von Tegner begreift er darunter und geht auf spanische Romanzen, serbische Heldenlieder, litthauische Dainos, Chinesisches und Neugriechisches näher ein, um auch in diesen getreuen deutschen Nachbildungen einen Schritt zur Begründung einer Weltliteratur zu erkennen, da der Ausheimische durch deutsche Vermittlung empfange, was er aus der ersten Hand zu nehmen beschwerlich finden möchte.

Westöstlicher Divan.

Der Gegenstand leitet zu Goethes Divan hinüber, in dem er theils die östliche Dichtung einführte, theils ihr sich anschloß. Ueber die Entstehung des Divans hat er in den Tages- und Jahresheften zum Jahr 1815 und in der Einleitung zu den Noten und Abhandlungen im Allgemeinen Auskunft gegeben. Er berichtet, daß die Uebersetzung, welche J. v. Hammer von Hafis' Gedichten geliefert, in ihrer Gesammtheit einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht, und daß er sich desselben nur habe zu erwehren vermocht, indem er sich productiv verhalten habe. In den Noten läßt er sich auch über den Charakter und die Absicht der einzelnen zwölf Bücher aus und bekennt, daß manche, wie das Buch Timur, nur erst angelegt seien und ihre Vervollständigung von der Zeit erwarten. Es bleibt nur übrig, die Stellung des Divans im Zusammenhang der Literatur und in Rücksicht auf seine Quellen zu charakterisieren und dann aus ihm selbst zu entwickeln, wie sich Zweck und Leistung verhalten und was für eine Wirkung diese Dichtungen gehabt haben.

Durch die Thätigkeit der romantischen Dichter und Kritiker hatte die deutsche Literatur einen entschiedenen Zug der Universalität erhalten, den schon das von Herder angeregte Studium der Volkspoesie aller Zeiten und Länder vorbereitet, aber nicht über den Ansatz hinausgeführt hatte. Während des großen Krieges, der alle Nationen durcheinanderrüttelte, erschloßen sich mehr und mehr die Literaturen der civilisierten Völker dem deutschen Leser und als sie erschöpft schienen, da man aus allen die Hauptvertreter vorgeführt hatte, wandte sich der Entdeckungstrieb dem noch wenig durchforschten und in Deutschland fast ganz unbekannten Orient zu, in dem

man ebenso reiche geistige Schätze zu finden hoffte, wie die materiellen, die er lieferte. Engländer und Franzosen hatten sich zwar von dorther schon mancherlei angeeignet; aber was sie erworben, war in Deutschland unbekannt geblieben, und kaum kann man die von G. Forster aus der englischen Uebersetzung ins Deutsche übertragene Sakontala dagegen einwenden, da sie die Form nicht wiedergab und, weil nicht aus dem indischen Original geschöpft, selbst für die treue Wiedergabe des dichterischen Geistes keine Bürgschaft enthielt.

Epochemachend wirkte Fr. Schlegels Buch über die Weisheit der Inder durch den darin zuerst ausgesprochenen Gedanken, daß die Quellen der europäischen Völkerbildungen in Hochasien zu finden seien. Wie sehr dieser Gedanke auch von mystischem Unkraut überwuchert war, so lenkte das Buch, das auf einem unmittelbaren, wenn auch nur anfängerischen Studium des Sanskrit beruhte, die Aufmerksamkeit doch kräftig auf die indische Literatur und Kultur und gab in den möglichst treuen Nachbildungen mit Beibehaltung der Originalformen einen Antrieb, auch in dieser Weise dem Orient gerecht zu werden, wie man es den englischen und romanischen Dichtern geworden war.

Zwar stand es noch eine gute Weile an, bis die Uebersetzer arabischer und persischer Dichter den Wettkampf auch in der Form wagten. Denn man begnügte sich, die Dichter theils in Prosa, theils in der barbarischen Weise zu übertragen, daß man ihnen die metrischen Formen des classischen Alterthums aufzwängte, wie einst Denis den Ossian in Hexameter geknebelt hatte. Es war, als wolle man die Lieder Walthers von der Vogelweide in horazischen Strophen übersetzen. In solchen Formen lernte Goethe den Hafis, von Hammer übersetzt, kennen, eine Uebersetzung, die auch in andern Rücksichten außerordentlich mangelhaft war, wesentlich aber doch eine Welt erschloß,

von der man bis dahin kaum eine Ahnung gehabt hatte. Diese mußte Goethe reizen, dem die abendländische Poesie alter und neuer Zeit in ihren Hauptvertretern vertraut war. Von dieser wich das neu Entdeckte, eben wie das Morgenland vom Abendlande, ab und nur die blumige mystische Poesie Calderons näherte sich der des Orients.

Zunächst übersetzte Goethe einige arabische Kassiden, doch nicht aus der Ursprache; auch einige Parabeln der Perser, gleichfalls nach fremden Uebertragungen. Reisebeschreibungen und andere Bücher, die er selbst nennt, so wie die bereitwillige Auskunft von befreundeten Fachgenossen halfen weiter zur Aufklärung über Geist und Form der orientalischen Dichtung und unter dem Kriegsgetöse der Zeit, wo Throne barsten, Reiche zitterten, ergab er sich der Beschaulichkeit des Orients, um im Kaftan und Turban zu bleiben, was er gewesen. Denn der Divan ist wesentlich deutsch, und alles, was fremdartig darin erscheint, ist nur leicht angeeigneter Schmuck, unvollkommenes Costüm.

Dies tritt überall hervor; weder Stoff noch Form sind aus dem Orient genommen. Zwar enthalten mehrere Gedichte morgenländischen Stoff, wie das 'Vermächtniß altpersischen Glaubens' und der Winter und Timur', allein das erste dieser beiden besteht aus der dichterischen Darlegung der Ideen des Feuerdienstes aus der Anschauung eines deutschen Gelehrten, und das andere ist, wenn auch Uebersetzung, doch ein Gedicht auf Napoleons russischen Winterfeldzug, wobei der Name Timur die allzu nahe liegende Deutung' nicht ablenkt, sondern herbeiführt. Wie leicht deutsch gedachte, deutsch gedichtete Bestandtheile des Divans dem Orient anbequemt wurden, geht aus einem der dialogischen Lieder im Buche Suleika, Hatem und die Mädchen, hervor, wo im Reime Goethes Name

genannt war und durch den Hatems ersetzt und damit der Reim gestört wurde.

Auch äußerliche Zeugnisse liegen vor, daß die Stoffe nicht aus dem Orient geholt, sondern nur orientalisch verkleidet wurden. Sulpiz Boisserée berichtet (2, 236), daß sich ein Gedicht des Divans 'auf den schönen, jungen, blonden Kellner auf dem Geisberg' beziehe und 'dann wieder eins auf die kleine Paulus in Heidelberg, mit seinem Schwänchen [Räuschchen] von Pfirsichen, Kirschwasser und Mandeln.' Beide finden sich im Buch des Schenken. Es bedurfte solcher Zeugnisse kaum, um erkennen zu lassen, daß diese 'Nachdichtungen' nichts als ein Kleiderwechsel waren, ohne das Wesen zu berühren, eine dichterische Spielerei des Alters; bei welcher das innerste Wesen unberührt bleibt. Goethes ganze Eigenthümlichkeit konnte, wenn es auch sein Wille gewesen wäre, sich nicht bis zu dem Grade verleugnen, in fremdländischen Sitten, Anschauungen und Ausdrucksweisen aufzugehen. Was im Divan vorliegt, ist nichts als der Versuch, wie sich deutsche Anschauungen über orientalische Sitten poetisch ausdrücken lassen, ohne die orientalische wesentliche Form mit herüberzunehmen.

Denn auch die Form hat nichts Morgenländisches. Eine fast wesentliche Eigenschaft der letzteren beruht in der durchreimenden Distichenform, die man aus den deutschen Nachbildungen der Gaselen und Kassiden kennen gelernt hat. Ein ganzes Gedicht hat, etwa wie die spanische Assonanz, nur einen einzigen Reim, der manchmal in Einem Worte, manchmal in Einem stets wiederkehrenden Satze besteht. In dieser Stetigkeit des immer wiederkehrenden Gedankens beruht die Einheit des Gedichtes, das jeden einzelnen Gedanken in diesen Spiegel blicken läßt, um dann einen andern neuen fremderen aufzunehmen und ihn durch das Bindemittel des Reimes,

der dort mehr als bloßer Schmuck ist, den übrigen beizugesellen. Von dieser Eigenschaft lehrten Goethes Quellen, die nur abgeleitete und getrübte waren, durchaus nichts und wo sie den Reimsatz nicht umgehen konnten, weil die Wiederkehr desselben zum Sinn des Gedichts gehörte, gaben sie wohl den Satz, aber nicht den Reim wieder, so daß die Form, die im Original ein Zeugniß der äußersten Sprachgewandtheit ist, in der Uebertragung hart, unbeholfen, schwerfällig erscheinen mußte.

Hie und da scheint Goethe eine Ahnung von der Bedeutung dieser Form gehabt zu haben, da er einen Anlauf nimmt, sie nachzubilden (im Buche Suleika, in dem entlehnten Gedichte: 'In tausend Formen magst du dich verstecken'), aber gerade darin wird es augenscheinlich, daß ihm dennoch das Wesen entgieng, denn im Original nennt das Reimwort jedesmal eine der Formen und Hüllen, in denen der Liebende die Geliebte dennoch erkennt, während in der Nachbildung nicht einmal der Begriff des Erkennens bis zum Ende festgehalten, sondern mit andern Begriffen vertauscht wird. In einem andern Gedicht (des Schenkenbuches: 'Sie haben wegen der Trunkenheit,' gleichfalls entlehnt) ist ein zweites Beispiel, wo der durchgehende Reim festzuhalten versucht wird, aber auch hier ist es nicht gelungen, den Scherz, der in der reimweise überall angehängten Trunkenheit liegt, mit der Leichtigkeit und Anmuth des Originals wiederzugeben. In dem Gedicht 'Nachbildung' (Buch des Hafis) bemerkt der Dichter zwar, er hoffe sich in die Reimart des Hafis zu finden und das Wiederholen solle ihm auch gefallen, aber nachdem er kaum einige Zeilen der vermeinten Reimart zum Opfer gebracht, bekennt er, daß die zugemessenen Rhythmen sehr bald abscheulich wie hohle Masken ohne Blut und Sinn anwidern, und schüttelt jene todte Form' ab, eine Form, auf deren Leben und

wesentliche Bedeutung dieser orientalischen Gedichte ihn seine gelehrten Freunde nur deßhalb nicht aufmerksam machten, weil sie ihnen selbst noch nicht deutlich geworden war.

Da also die Form, theils weil sie in ihrem Wesen nicht erkannt wurde, theils weil sie zu schwierig zu handhaben gewesen wäre, aufgegeben werden mußte, suchte der Dichter nach einem Ersatz und fand ihn im Kostüm, oder soll man sagen im Colorit. Wie man früher die klassische und die nordische Mythologie und sonstige Namen angewandt hatte, um deutsche Gedichte mit Schmuck zu versehen, wie die Romantiker die Gestalten der katholischen Heiligen einzuführen versucht, um für klassische und nordische Namen Ersatz zu gewinnen: so führte Goethe die mohamedanische Sprache, Mythologie und Literatur in seine Gedichte und ließ Nachtigallen und Bulbul, Turban und Dulbend, Muftis und Houris neben dem Ritter St. Georg, dem Dogen von Venedig und Hutten, neben Aurora, Helios, Hesperus, Cupido, Mavors und Mars eintreten und füllte seine Lieder und Sprüche mit Namen orientalischer Länder, Flüsse und Städte, mit den Namen orientalischer Liebespaare wie Ferhad und Schirin, Dschemil und Boteinah, Wamik und Asra, Namen, die Jeder, wie er fordert, kennen müsse und von denen er eingesteht, nichts weiter mit ihnen zu wollen, als Liebende zu bezeichnen, also eine literarische Mythologie in Gebrauch zu setzen, bei welcher europäische Hörer damals noch weniger empfinden konnten, als jetzt, wo durch weitere Verbreitung der orientalischen Literatur die Namen und die damit bezeichneten Schicksale der Personen bekannter geworden sind, und dennoch die Hörer bei diesen Namen wenig oder nichts empfinden. Wie anders wirkt die Anwendung biblischer Namen, Joseph, Potiphar, Ruth und Judith, ja wie anders selbst die Entlehnung

aus europäischer Literatur, Tancred, Rinald, Clorinde neben Romeo, Shylok, Hamlet und Banko.

An Klopstock und den Barden war zu lernen gewesen, daß ein Austausch des Gewohnten gegen das Ungewohnte auf die Dauer nicht vorhalten könne, und nun entschlug sich ein Dichter des Vortheils, seine Dichtungen unmittelbar und unvermummt auf sein Volk wirken zu lassen, schob vielmehr eine dichte Hülle zwischen sich und seine Heimathgenossen, die er mit sich zu führen dachte in das ungewohnte Maskenspiel, das alle Wirkung stören, wenn nicht aufheben mußte; ein Maskenspiel, das überdies nicht einmal dazu helfen sollte, sonstige Mängel zu verdecken oder Schwächen durch Schmuck und Colorit aufzuhelfen. Denn was Goethe in den Gedichten des Divans darbot, bedurfte dieses Zusatzes von Fremdartigkeit nicht; es würde viel reiner und schöner gewirkt haben, wenn es ohne das befremdende Element orientalischer Namen aufgetreten wäre. Der Geist des Orients ließ sich ohne diese außerordentlichen Dinge beleben und wirksam machen. Und auch ohne die Anschmiegung an orientalische Aeußerlichkeiten konnte Goethe sich als einen Geistesgenossen des Hafis und Mewlana erweisen, wie er sich trotz ihrer geborgten Hüllen als solchen zu erweisen vermocht hat.

Streift man alles ab, was auf orientalischen Motiven beruhen und orientalischen Charakter aufweisen will, so bleibt ein Kern von Dichtungen übrig, deren Gehalt und Ausdruck sich der empfängliche Leser nicht verschließen kann. Behagt es den Menschen, um mit Goethe zu reden, doch immer, wenn man ihnen vorsingt, was sie gern, leicht und bequem hören, wobei man ihnen dann auch etwas Schweres, Schwieriges, Unvollkommenes gelegentlich mit unterschieben darf. Und hier mischt sich das Anmuthige mit dem Ernsten, das Seelenvolle mit berechtigtem Unmuth. Das Buch Suleika, voll Geist und Leidenschaft, wie der

Dichter selbst bekennt, und das Schenkenbuch sind beide stets ausgezeichnet worden; neben ihnen hebt sich das Buch des Paradieses hervor mit dem unvergleichlichen Gedichte „Einlaß.“ Durch alle Bücher zieht sich die Leidenschaft des Dichters für die Geliebte und diesem Verhältniß sind alle übrigen untergeordnet. Was der Dichter an Schätzen erwirbt, legt er der Geliebten zu Füßen; wie selbstbewußt er sich der Welt gegenüber bezeigt, vor der Geliebten ist er sanft und voll Demuth. Ihr sind die tiefsten und wärmsten Gedichte gewidmet, Gedichte, denen von orientalischem Beiwerk nichts oder ganz Unerhebliches zugefügt ist und die, wie es scheint, schon lange zuvor, ehe die morgenländische Verkleidung Herzenssache geworden, entstanden sind. Die Nachforschungen nach der Geliebten, die er nach dem höchsten Ideal der Schönheit im Orient Suleika nennt, lehnt der Dichter ab. Dennoch hat sich eine geistvolle Frau zum Urbild dieser Suleika gemeint bekennen zu müssen. Aus ihren Briefen soll der Dichter, wie seine Sonette, so auch einen Theil der an Suleika gerichteten oder in ihrem Namen gedichteten Lieder geschöpft haben. Diese romanhaften Ansprüche sind durchaus abzuweisen, und längst ist dargethan, daß jene Briefe nichts anders enthalten, als eine Auflösung der Goetheschen Gedichte in Prosa. Das Urbild der Suleika mag mit der Geliebten, welche in den Sonetten gefeiert wird, eins sein, und dann würde die Entstehung einzelner Gedichte des Divans schon zum Jahre 1807 hinaufreichen.

Da aber nachgewiesen ist, daß Frau Marianne Willmer, geb. Jung, in Frankfurt, nicht allein zu einigen Gedichten des Divan die Veranlassung gegeben, sondern auch im Buche Suleika von ihr selbst verfaßte Gedichte (Sag, du hast wohl viel gedichtet; Was bedeutet die Begegnung?; Ach um deine feuchten Schwingen; Wie mit innigstem Behagen) Aufnahme gefunden haben; so ist freilich nicht

der Schluß gerechtfertigt, daß alle Liebesgedichte des Divan unter Suleikas Namen an sie gerichtet seien, aber jener älteren Geliebten ist eine neuere beizugesellen. Denn daß Goethe kein älteres Gedicht in den Divan, zu dem er den Plan allerdings erst 1814 anlegte, aufgenommen habe, ist auch bisher nicht erwiesen, an sich unwahrscheinlich.

Die Sammlung, wie sie allmählich erwachsen, und aus der schon im Damentaschenbuch für 1817 Proben veröffentlicht worden, gab der Dichter, nicht völlig ausgeführt, 1818 zum Druck. Aber die Herausgabe wurde, wiewohl der Druck im September vollendet war, noch aufgeschoben, weil Erklärungen, Erläuterungen und Aufklärungen anzufügen waren. Denn der Dichter hatte an seinen bisherigen Lesern und Hörern, lauter höchst gebildeten Personen, bemerkt, daß der Orient ihnen völlig unbekannt war, weshalb er dann, den augenblicklichen Genuß zu befördern, die nöthigen Vorkehrungen traf. So wuchsen die Noten und Abhandlungen, die ursprünglich nur zur Erklärung fremder Worte dienen sollten, aber zu einer selbstständigen Arbeit gediehen. Zu dieser wurde dann noch ein älterer aus dem Frühjahr 1797 herstammender Aufsatz über Israel in der Wüste hinzugefügt und eine Charakteristik der Reisebeschreiber und Gelehrten beigegeben, die sich um Erschließung des Orients verdient gemacht hatten. Der Divan selbst aber erhielt bis 1820 noch einige Einschaltungen, darunter das Gedicht „Einlaß."

Die Abhandlungen, damals fast nur Neues bietend, sind noch gegenwärtig das Lichtvollste und bei aller Kürze das Reichhaltigste, was über die orientalische, besonders die persische Poesie in Deutschland geschrieben ist, nicht durch Reichthum des Details, sondern durch den der Ideen. Auf ihnen beruht zum Theil der Aufschwung, den die Studien dieser Richtung bei uns genommen haben.

Denn wie gering man den wissenschaftlichen Werth des Divan anzuschlagen auch geneigt sein möchte, so darf doch nicht übersehen werden, daß der Vorgang eines Mannes von Goethes Bedeutung ganz anders auf die Theilnahme der Nation wirken mußte, als das gründlichste Studium des Fachgelehrten und daß letzterer erst innerhalb des von Goethe angeregten Kreises im Publikum seine Studien zu vertiefen Anlaß fand.

Aber auch auf die deutsche Poesie war der Divan von großem Einfluß. Es kamen Dichter wie Rückert und Platen, die nun den weiteren Schritt wagen durften, uns die wirklichen orientalischen Formen anzueignen. Haben sich diese Formen in der Dichtung zu erhalten auch nicht vermocht, in der Uebersetzungsliteratur werden sie, bei kleineren Gedichten wenigstens, maßgebende Vorbilder bleiben müssen. Der Kreis der Formen ist damit geschlossen, und dem Vorgange Goethes ist es zu danken, daß die Weltliteratur nun auch nach dieser Seite hin ihre Vervollständigung in Deutschland gefunden hat. Denn nur in deutscher Sprache sind die Dichterwerke aller Zeiten und Völker in ihrer originalen Form nachgebildet zu finden.

Wanderjahre.

Die Zeit drängte, das Vermächtniß, das Goethe seinem Volke und der Welt bestimmen konnte, möglichst zu ordnen. Der Abend nahte und die Schatten wurden länger. Wilhelm Meisters Lehrjahre waren lange aus, die Wanderjahre längst vorüber. Zwischen jenen und diesen liegt ein ganzes Menschenalter, eine Revolution in der ganzen Welt.

Beide stehen in einem bloß äußerlichen Verhältniß zu einander und werden durch nichts als den Titel und dadurch verbunden, daß Personen, die aus den Lehrjahren bekannt und vertraut waren, in die Wanderjahre eingeführt sind. Diese letzteren wurden zuerst 1807 dem Plane nach entworfen, beschäftigten den Dichter dann, mit großen Unterbrechungen, fast bis an sein Lebensende. Der erste Band erschien 1821, genügte jedoch so wenig den Ansprüchen des Verfassers, daß eine durchgreifende Umgestaltung nicht zu vermeiden schien. Diese Umarbeitung begann Goethe 1825 und beendigte dieselbe im Jahr 1829, in welchem die beiden Theile der Wanderjahre abgeschlossen erschienen.

Die Redaction wurde kaum mit der Sorgfalt gemacht, die Goethe sich bei seinen künstlerischen Schöpfungen sonst immer zur heiligsten Pflicht machte. Kleine Erzählungen und Novellen, zum Theil schon im achtzehnten Jahrhundert verfaßt oder entlehnt, sollten sich, durch einen geistreichen Rahmen verbunden, zu einem Ganzen gestalten und dieses Ganze war bestimmt, die Ideen der Lehrjahre zu erweiterter Wirkung zu bringen. Die Einwirkung des vielgestaltigen Lebens auf die Entwicklung der Individualität eines begabten Menschen sollte zur Anschauung gebracht werden.

Aber das Leben stellte sich nun nicht mehr in seiner frischen sinnlichen Unmittelbarkeit dar, sondern wurde unter symbolisch-allegorischen Formen ergriffen. Der freie Blick gieng unter diesen absichtlich gesammelten und gehäuften Nebeln verloren. Da war nicht mehr, wie in Nataliens individuellen Reden, die sich der allgemeinen Anwendung nicht entzogen, von pädagogischen Ansichten und Maßregeln die Rede, sondern das Erziehungselement wurde in eine pädagogische Provinz eingekleidet und zu einer utopischen Wunderlichkeit ausgebildet.

Um möglichst lebendigen Wechsel in die Erlebnisse des wandernden Freundes zu bringen, war das Gesetz aufgestellt, daß er nicht länger als drei Nächte unter demselben Dache zubringen dürfe; aber dies Gesetz wurde mehr dem Autor, als seinem Wandrer, lästig und deshalb, man weiß nicht recht, weshalb erst jetzt, wieder aufgehoben, hätte aber, da die Beseitigung desselben von wesentlichen Folgen nicht begleitet ist, ebensowohl fortbestehen können.

Den eigentlichen Kern bilden die kleinen Novellen, die anmuthige Flucht nach Egypten und St. Joseph, schon 1807 geschrieben; die pilgernde Thörin, schon 1788 nach dem Französischen übersetzt und durch die unerwartete Art, mit welcher die Fremde die Bewerbung des Vaters und des Sohnes abzulehnen weiß, eine ächte Novelle, und durch den Muthwillen, eine echt französische. Andre, wie das nußbraune Mädchen (zuerst 1816 im Damentaschenbuch veröffentlicht), der Mann von fünfzig Jahren (das. 1818), die neue Melusine (das. 1817 und 1819), sind mit dem Rahmen der Wanderjahre in unlösliche Verbindung zu bringen gesucht, verlieren durch die Zerstückelung und Zerstreuung an Interesse, da man das Gewaltsame und Willkürliche der Einflechtung in das größere Ganze, das doch nur um des Eingeflochtenen Willen da ist, allzubald gewahr wird.

Das Einzelne, Auseinanderfallende ist durch einen Rahmen verbunden, der den Anspruch des Selbstzweckes erregt, aber nicht befriedigen kann, wenigstens in künstlerischer Hinsicht nicht, da die Lehrjahre nicht weiter geführt zu werden brauchten, oder, wenn die Fortführung beliebt wurde, im klaren Lichte des heitern Lebens zu gestalten waren.

In der Weise des gleichzeitig geschaffenen zweiten Theil des Faust sind innerhalb des verbindenden Rahmens ansehnliche Reichthümer reifer Lebensweisheit mehr versteckt

als offen gezeigt worden. Die Form hat etwas Widerstrebendes. Das Unscheinbare wird zum Bedeutenden erhoben; das Wesentliche mehr geheimnißvoll angedeutet, als nach Würden behandelt.

Der Stil ist, wie in den Werken des Greises im Allgemeinen, so hier insbesondere durch die bekannte gezwungene Behandlung nicht anziehend, wenigstens nicht zu den Dingen selbst hinziehend. Wenn er in syntaktischer Beziehung die größte Meisterschaft bethätigt, so vermeidet er mit Absicht, den Gedanken rund, kräftig und präcis auszusprechen und gleitet lieber mit einer behaglichen Breite über die Dinge hin, als daß er sie, wie einst der junge Goethe, frisch und keck hinstellen möchte.

Daß auch in diesen Eigenschaften keine eigensinnige Willkür zu erkennen ist, wird deutlich, wenn man sich erinnert, daß Goethe bei Vollendung der Wanderjahre achtzig Jahre alt war, und daß es dem behaglichen Alter eigen ist, die Dinge der realen und idealen Welt verflüchtigter wiederzugeben, eine Fülle von eigener Lebenserfahrung voraussetzend, über die der Blick wie von hohem Berge nur im Allgemeinen hingleitet, ohne sich um die scharfen Reflexe der einzelnen Gestalten zu kümmern.

Streiflichter.

Das politische Gebiet berührte Goethe kaum irgendwo direct oder mit Absicht öffentlich. Sein Verhalten der Zeit gegenüber läßt sich jedoch nicht umgehen. Leider ist die nähere Kunde nicht das Erfreulichste, was von Goethe berichtet werden kann. Er vermochte sich in die neu anbrechende Zeit, wo neben den Herrschenden auch die

Beherrschten ein Wort über ihre Angelegenheiten mitsprechen wollten, nicht zu finden.

Am 15. Mai 1816 war die weimarische Verfassung vollzogen und in ihr die Preßfreiheit gewährleistet. Während die übrigen Staaten zögerten, ihre Versprechungen wahr zu machen, ist Karl August der einzige worttreue Fürst der Zeit, dem es entschiedener Ernst mit den Verheißungen der Bundesacte war. Im Weimarischen konnte gedruckt werden und wurde gedruckt, was sonst nirgend ans Licht zu gelangen vermochte.

Luden hatte seine Nemesis gegründet, Brans Minerva gewann größere Bedeutung und Oken eröffnete in der Isis ein neues Oppositionsblatt. Er kritisierte, kraft der Preßfreiheit, das weimarische Grundgesetz wie ein gänzlich verfehltes Werk, weil es von den Rechten des Volkes, deren er vierundzwanzig aufzählte, nur die Preßfreiheit darbiete und den Adel- und Gelehrtenstand gegen die Juristen und Bauern völlig hintansetze.

Diese ungewohnte Freimüthigkeit, die übrigens höchst unschädlich und durchaus nicht demokratisch war, wurde sehr übel vermerkt. Goethe, der Oken ohnehin nicht hold war, hatte sich gleich bei Begründung des Blattes durch Eichstädts Einflüsterungen dagegen einnehmen lassen und war bei dem Lärm, der sich nun erhob, durchaus nicht unbefangen gestimmt. Karl August ließ sich die Acten geben und überwies sie Goethe zur Begutachtung. Goethe wußte (5. October 1816) kein anderes Mittel anzurathen, als die Isis polizeilich zu unterdrücken, während doch die Zurücknahme der Preßfreiheit, worauf dieser Rath hinauslief, nur dem übereinstimmenden Willen der Regierung und der Stände gestattet war.

Karl August dachte und handelte verfassungsmäßig, ließ die Isis und die Preßfreiheit fortbestehen, bis dieselbe durch die Karlsbader Beschlüsse unterdrückt wurde; wie

denn überhaupt das edle Streben und die freie Gesinnung Karl Augusts nur in den diplomatischen Anmaßungen Oesterreichs, Preußens und Rußlands Widerstand und Lähmung finden konnte.

Es ist noch von Goethes bekannter Weigerung zur Rechnungsablage dem Landtage gegenüber zu reden, eine Sache, die freilich erst ins Ende seines Lebens fiel. Er wendete Alles an, um von der Befolgung des ihm nach dreiundfünfzigjähriger rühmlichster Dienstzeit und im einundachtzigsten Jahre zum erstenmale ernstlicher gestellten Ansinnens, dem Landtage verfassungsmäßig die Rechnungen der Oberaufsicht, die er über die Anstalten für Wissenschaft und Kunst führte, vorzulegen, entbunden zu werden. Dabei ist indessen zu bemerken, daß alle darüber gepflogenen Verhandlungen nicht förmlich geführt wurden und daß Goethe auch hier, wie früher immer, einem ausdrücklichen Befehle seines Fürsten Folge geleistet haben würde. Sein Tod machte solchen überflüssig, und das Anerkenntniß, welches der Landtag, nach Einsicht der Rechnungen, der Dienstführung des Verstorbenen officiell und öffentlich angedeihen ließ, zeigte, wie wenig Ursache Goethe hatte, seine Verwaltung, die er jederzeit dem Ministerium bereitwillig dargelegt, nicht auch der Prüfung durch den Landtag zu unterwerfen.

Anfechtungen dieser Art, wie eigensinnig und hartnäckig er sie auch abschlug, konnten ihn wenig rühren, da er sich keines Argen bewußt war. Tiefer drangen ältere Erfahrungen, da sie sein Verhältniß zu Karl August selbst betrafen. Er führte die Oberdirection des Theaters seit 1791 ununterbrochen fort und hatte sich, um nicht jedesmal persönlich überlaufen zu werden, seinen Sohn 1815 beiordnen lassen, ignorierte dagegen den in die Intendanz eingeschobenen Grafen Edeling, der sich dafür zu rächen und die Schauspielerin Jagemann-Heygendorf, die Maitresse Karl Augusts, in sein Interesse zu ziehen suchte.

Dieser Herr setzte es gegen Goethes Willen durch, daß der Schauspieler Karsten mit seinem abgerichteten Pudel zur Aufführung des Melodramas 'der Hund des Aubry' nach Weimar verschrieben wurde. Am Tage der ersten Theaterprobe erklärte Goethe, daß er mit einem Theater auf dem ein Hund spiele, nichts mehr zu thun haben könne, und fuhr nach Jena.

Dorthin sandte ihm der Großherzog die officielle Entlassung von der Intendanz mit einem verbindlichen, aber die Wunde nicht schließenden Briefe vom 13. April 1817 (Nr. 369) nach. Goethe antwortete, daß seinen Wünschen entgegen, ja zuvor gekommen sei, deutete, den Brief des Herzogs umschreibend, an, daß es ihm vergönnt sein möge, auch in der Folge auf denjenigen Theil des Geschäfts einigen Einfluß zu haben, von welchem er sich Kenntniß und Uebung zutrauen dürfe, bat aber gleichzeitig, seinen Sohn ebenfalls von dem Geschäfte zu entbinden, und bekümmerte sich fortan weder um das Weimarische Theater, noch (mit Ausnahme eines Prologs zur Eröffnung des Berliner Theaters 1821 und eines für dasselbe Theater geschriebenen Prologs zu Hans Sachs poetischer Sendung, 1828) um die dramatische Literatur überhaupt.

Aeußerlich störte dieser Zwischenfall das Verhältniß zwischen Goethe und seinem Fürsten nicht. Der Geschäftsmann zog sich in Bibliotheksarbeiten zurück und der Dichter versenkte sich recht mit hingebender Liebe in die Weltliteratur. Er begleitete die orientalischen, besonders die Studien der indischen Literatur mit großer Theilnahme und richtete seine Aufmerksamkeit, jemehr er sich der deutschen zeitgenössischen Literatur entfremdete, desto mehr auf die auswärtige, trat zu Manzoni, Scott und Byron in Beziehungen und glaubte vorzüglich auf Letzteren, wie schon erwähnt, einen bedeutenden Einfluß geübt und durch seinen Faust dessen Manfred veranlaßt zu haben.

In diesem Glauben bestärkte ihn seine Umgebung, während Byron wohl schwerlich ein Werk Goethes gelesen hat, weder im Original noch in Uebersetzung; Goethe dagegen las Einiges von ihm, was ihm seine Schwiegertochter zuführte, und hätte gern besser von dem Briten gedacht, wenn er gekonnt hätte. Allein es waren immer dieselben Gegenstände und die ewige Wiederholung ermüdete den Antheil und zuletzt auch die Bewunderung. Indessen machte das Ende des Dichters doch wieder einen gewaltigen Eindruck, und Goethe nahm ihn in den zweiten Theil des Faust (als Euphorion in Helena) auf.

Neben diesen Kunstdichtungen widmete er sein Interesse auch der Volkspoesie und besonders den serbischen Liedern, die ihm durch Gerhard, die Talvj (Jacob) und J. Grimm näher gebracht wurden. Für die genauere Kenntniß des Orients waren Iken und Kosegarten behülflich. Als schönste Blüthe dieser Studien ist die Indische Parialegende übrig geblieben, deren Stoff aus Sonnerats Reisen (I, 205) entnommen wurde.

Goethe, wie schon mehrfach erwähnt, bildete sich bei der steigenden Theilnahme des Auslandes an seinen dichterischen und sonstigen Leistungen und bei seiner Theilnahme an den Schöpfungen und Studien der Fremden, einen Begriff der Weltliteratur, die vorzüglich entstehen werde, wenn die Differenzen, die innerhalb einer Nation obwalten, durch Ansicht und Urtheil der übrigen ausgeglichen würden. Von einer Ausgleichung politischer Differenzen war dabei nicht gedacht, da die Ansicht, die er aussprach, ihre Veranlassung in den Differenzen hatte, welche zwischen den im Globe auftretenden französischen Literaten und ihren Gegnern obwalteten. Goethe stand auf Seiten des Globe, der sich auf ihn berief und ihn in Frankreich als Autorität geltend machte, um heimische Autoritäten zu schlagen. Eine Ausgleichung in Sachen des Wissens war nicht neu, sie hat vor und nach der Erfindung des Drucks stattgefunden. In Sachen des Geschmacks, der Poesie, der Kunst, die immer national bedingt bleiben werden, kann jener Ausgleich auch immer nur ein individueller bleiben und nach dem Maße dessen, was der Einzelne am Fremden gelernt und geltend zu machen versteht, von Wirksamkeit sein, unterscheidet sich also von der früher stets bestandenen Wechselwirkung der Nationen nur dadurch, daß dieselbe bei den rascheren Verkehrsmitteln schneller eintritt als in früheren Zeiten. Aber Goethe verband auch noch einen andern Begriff mit jenem Ausdrucke, indem er die Literatur der Welt in ihrer zeitlichen Folge nahm. Während ihm alle übrigen nur historischen Werth hatten, erklärte er allein die Griechen für absolute Vorbilder, als ob selbst die höchsten Schöpfungen derselben nicht ebenso wie die geringsten bedingte Erzeugnisse des Raumes und der Zeit wären. Wir haben das bei der Iphigenie des Euripides gesehen und würden es am Philoktet des Sophokles in gleicher Weise haben entwickeln können. Die Wirkung der griechischen Literatur soll ja nicht geleugnet werden, aber sie ist nur heilsam gewesen, wenn der Begriff des Classicismus so gehandhabt wurde, wie Goethe ihn in der Iphigenie, Schiller in seinen späteren Trauerspielen mit Ausschluß der Braut von Messina zur Anwendung brachten.

Die Beschleunigung der Verkehrsmittel, das größere Interesse, das die Völker an ihren inneren Zuständen nehmen und das in Folge des Umhertastens der romantischen Schule gesteigerte Studium der fremden Literatur, das neben der ästhetischen auch die historische und nationale Bedeutung zu erkennen bemüht ist, haben von Jahr zu Jahr mehr dazu beigetragen, eine Weltliteratur zu schaffen, in welcher die deutsche den wahren Mittelpunkt bildet. Das wissenschaftlich Tüchtige in Italien und

Frankreich, selbst nach dem Kriege und nun vielleicht erst recht, lehnt sich an Deutschlands Wissenschaft; die Engländer wissen das seit langem zu schätzen; die Dänen leben von unserm Tisch und selbst der Haß der Altrussen kann des deutschen Einflusses sich nicht erwehren. Hat doch Egypten Deutsche geborgt, um sich wissenschaftlich organisieren zu lassen. Aber wir wollen nicht mehr sagen, als allgemein anerkannt. Deutschland ist nicht gerade in dem Sinne Mittelpunkt der Weltliteratur, daß unsere Forscher, Denker und Dichter vorzugsweise oder ausschließlich in fremde Sprachen übertragen und fremden Nationen bequem zugänglich gemacht würden, wenn gleich auch hierin die wachsende Wirkung der deutschen Literatur unverkennbar ist; aber da wir die guten und die geringeren Werke aller Zeiten und fast aller Völker von China bis Portugal, von dem einfach kunstlosen Gesange der Wilden bis zu den tiefsinnigsten, dunkelsten und kunstreichsten Schöpfungen der am meisten vorgeschrittenen Culturvölker im engsten Anschluß an die ursprüngliche Form in deutscher Sprache nachgebildet haben; so finden alle fremden Völker in der Erlernung der deutschen Sprache den Schlüssel zum Verständniß der gesammten Literatur der Welt von den ältesten Vedas bis zu den neuesten Ephemeren.

Diesen Vortheil des vereinfachten Studiums der Weltliteratur lernen die Völker allmählich mehr und mehr begreifen und ausnutzen. Die Mittel dazu haben uns die Dichter erworben, die unsere Sprache auf die Höhe der bildsamen Kraft gehoben, die ihr das Anschmiegen an jede leise Wallung des Gefühls, an jede Feinheit des Gedankens, an jede Stärke und Gewalt des Ausdrucks gegeben. Und daß unter diesen Schöpfern der Kraft, Macht und Fülle der Sprache, unbeschadet der Verdienste der übrigen, Goethe den höchsten Rang einnimmt und in diesem Sinne der eigentliche Begründer der so gestalteten Weltliteratur

ist, das sagen uns die Grammatiken, die Wörterbücher und sagt uns unmittelbar das Gefühl, wenn wir von der Lesung älterer Schriftsteller, selbst Lessings und Herders, zu Goethe übergehen.

Die kunstgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Beschäftigungen Goethes, die früher geschildert sind, hatten ihren ununterbrochenen Fortgang und die Resultate oder die Bemühungen um dieselben wurden periodisch vorgelegt. Daneben bereitete er den Briefwechsel mit Schiller, den inhaltreichsten, den er je geführt, zum Drucke und der mit Zelter unterhaltene wurde zu gleichem Zwecke redigiert und dann, wie für die Oeffentlichkeit bestimmt, fortgesetzt.

Diesen schätzbaren Vermächtnissen gesellte er das wahre Vermächtniß einer neuen Sammlung seiner Werke in der Ausgabe letzter Hand. Riemer, Eckermann und Göttling leisteten ihm bei der Redaction die wesentlichsten Dienste. Schon 1823, als der Contract mit der Cotta'schen Buchhandlung abgelaufen war, hatte er denselben zu erneuen versucht; da sich aber Cotta nicht sofort bereit erklärte, ließ Goethe sich von den Seinigen bestimmen, eine Art von Concurrenz zu eröffnen, an der F. A. Brockhaus in Leipzig mit einem Gebot von 70,000 Thalern, Brönner in Frankfurt angeblich mit 80,000 Thalern, Georg Fr. Fleischer in Leipzig, Jos. Max in Breslau, die Gebrüder Hahn in Hannover und andere sich betheiligten. Doch gelang es der 'so klugen als tüchtigen, so edlen als grandiosen' Vermittlung Boisserées, die Einflüsse, die Goethe bestimmt hatten, zu überwinden, die Verstimmung zu beseitigen und das gute Vernehmen mit Cotta, der ohnehin ein Vorzugsrecht besaß, aber nun sich nicht einmal die Angebote vorlegen ließ, wiederherzustellen. Da inzwischen auch die 'schützenden Privilegien' des Bundestages den Nachdruck wenigstens auf einige Zeit verhinderten, konnten Goethe

Bedingungen gewährt werden, die ihm vortheilhafter waren als die gebotenen.

Bei wohlgeordneten Rechtsverhältnissen über literarisches Eigenthum hätte er jenes Schutzes' damals so wenig wie in der Folge bedurft, da das schriftstellerische Eigenthum eben so gut wie jedes andere ein dauernd vererbliches ist und alle Privilegien auf Zeit nur eine Rechtsberaubung sind, nicht des Publikums, das kein Recht auf fremdes Eigenthum besitzen kann, sondern des Autors, dessen Recht sie willkürlich auf gewisse Zeit beschränken, während es seiner Natur nach unbeschränkt ist, so weit es sich nicht selbst beschränkt. Hätten der Bundestag und die einzelnen Bundesregierungen sich in der Gerechtigkeit gegen Goethe zu ehren verstanden, so hätten sie um dieses höchsten Stolzes der Nation willen den Nachdruck ein für allemal beseitigen und das Recht des literarischen Eigenthums, wenigstens allgemein wie gegenwärtig, anerkennen müssen. Denn nur dem Autor und seinen Nachkommen wären sie gerecht geworden, nicht diesen oder jenen Verleger hätten sie begünstigt, da dieser kein Interesse dabei haben kann, sich durch ungeheure Honorarzahlungen, die bei Goethe und seinen Erben gegen eine Million betragen haben, den Gewinn aus einer Sache zu erschweren, die, wenn sie jeder ausbeuten darf, auch ihm nicht verwehrt sein kann, sich in seiner Weise nutzbar zu machen.

Bei Goethes Werken war der Verlag, abgesehen von der Honorarlast, noch an ganz besonders lästige Bedingungen geknüpft. So lange Goethe lebte, besorgte er durch seine Gehülfen das Manuscript und die Correcturen, beides in nicht sehr sorgfältiger Weise. Ebenso war die Einordnung der einzelnen Werke in die einzelnen Theile nicht die beste. Als er die Herausgabe nicht selbst mehr auf seinen Namen nehmen konnte, schalteten seine Erben unbedingt und verwehrten jede Aenderung, die vorgeschlagen

wurde, so daß der Ballast nirgend ausgeschieden werden, ja kaum eine alte richtige Lesart an die Stelle des erkannten Irrthums gesetzt werden durfte. Der Verleger mußte sich für das, was lediglich Schuld der Eigenthümer war, verantwortlich machen lassen und durfte auch später, z. B. in dem Briefwechsel mit Schiller, nicht nach dem authentischen Manuscripte die offenbaren Fälschungen gut machen, kaum die Lücken ergänzen, weil er nur so weit berechtigt war, als ihm die Eigenthümer ihr Recht übertragen hatten.

Betrachtungen dieser Art sind hier, wo von Goethes literarischer Erbschaft die Rede sein mußte, auch jetzt, wo sich die Verhältnisse, zum Theil wenigstens, geändert haben, noch nicht überflüssig, da noch immer die verkehrtesten Vorstellungen über das Verhältniß zwischen Autor und Verleger sich breit machen, während das geringste Nachdenken deutlich machen muß, daß nicht der Verleger, sondern der Autor in Anspruch zu nehmen ist, wenn es sich um die Beschaffenheit seiner Werke handelt, und daß nur dann erst, wenn er die Schuld, die er begangen haben soll, von sich weist, nach dem Schuldigen an anderer Stelle gesucht werden muß.

Alle diese Dinge, welche hier berührt sind, wären weder jetzt noch ehemals angeregt worden, wenn die Zeitgenossen in Goethes und Schillers Hinterlassenschaft nicht den wahren literarischen Schatz der Nation erkannt hätten. Denn wie mannigfaltig auch die sectirerischen Anfeindungen, der Kirchlichen, der Philosophischen, der Politischen, der Aesthetischen und wer weiß welcher Gattungen sonst noch sein mochten, die deutsche Nation erkannte in Goethe ihre höchste Zierde, ihren größten Mann. Selbst die höchsten Stände wetteiferten in Zeichen der Achtung. Die Fürsten pilgerten zu dem Alten; der Großfürst Nikolaus, der Kronprinz von Preußen, der König von Würtemberg

kamen zu dem Propheten, da der Prophet nicht zu ihnen kam. Als er am 7. November 1825 unter allseitig zuströmenden Ehrenbezeugungen seinen goldenen Jubeltag feierte, erkannte sein Fürst in seinem ersten Staatsdiener 'den Jugendfreund, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit ihn in allen Wechselfällen des Lebens begleitet habe, dessen umsichtigem Rathe, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung er den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, er als eine der schönsten Zierden seiner Regierung achte.'

Eine schöne ehrenvolle Auszeichnung, wie sie noch kein Dichter erfahren, kein König erwiesen hatte, bereitete König Ludwig von Bayern dem Greise, zu dessen Geburtstage er im Jahre 1827 ausdrücklich nach Weimar kam, wo er ihn unter den Seinigen aufsuchte und ihm das Großkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone überreichte. In gleichlautendem Bericht an Zelter und Boisserée sprach Goethe seine innige Rührung über diesen königlichen Besuch aus und fügte hinzu: 'Die Gegenwart des Großherzogs gab einem so unerwarteten Zustand die gründlichste Vollendung.'

Dieses ältesten und treuesten Freundes sollte sich Goethe jedoch nicht lange mehr zu erfreuen haben. Es kam die Zeit des Scheidens für die, welche so lange miteinander an der reich geschmückten Tafel des Lebens gesessen. Am frühsten hatte sich Frau v. Stein entfernt, der Goethe in den letzten Jahren wieder freundlich nahe getreten war, wenn auch nicht mit dem alten Vertrauen des Herzens, das ihn bis zur Heimkehr aus Italien beglückt hatte. Im Frühjahr 1828 war der Großherzog einer Einladung nach Berlin gefolgt, Sohn und Schwiegertochter reisten nach Petersburg, die Großherzogin war mit ihrem Enkel Alexander in Wilhelmsthal, als die Kunde nach Weimar

kam, der Großherzog sei auf der Rückreise von Berlin in Graditz bei Torgau am 14. Juni gestorben. Der Leichnam wurde mit allen fürstlichen und militärischen Ehren in das verödete Weimar zurückgebracht. 'Die dem edlen Fürsten wahrhaft angehörigen Hinterbliebenen kennen nun keine weitere Pflicht noch Hoffnung, als seinen herrlichen, ins Allgemeine gehenden Zwecken auch ferner nachzuleben, wozu ihnen der Charakter, die Gesinnung der neu antretenden Gebieter eine ermunternde Aussicht darbietet.' Goethe zog sich auf das Schloß Dornburg zurück. Der Regierungsnachfolger bewies ihm die wohlwollendsten Gesinnungen und gönnte ihm, da sein ganzes Verhältniß im Weimarischen nur ein persönliches zu Karl August gewesen war, das bald diese, bald jene Form angenommen hatte, den vollen Genuß seiner Altersruhe.

Bald nach dem Großherzoge, am 9. Juli, starb der achtundsiebenzigjährige Hildebrand v. Einsiedel in Jena, einst Genosse der so genannten lustigen Zeit in Weimar, seit Jahren verdüstert und zurückgezogen. Am 14. Februar 1830 folgte die Großherzogin Louise, im eben angetretenen vierundsiebenzigsten Lebensjahre. Aber nicht bloß unter den Gealterten lichtete der Tod die Reihen, er führte auch Jüngere hinweg und darunter Einen, der Goethe näher stand als alle Uebrigen. Sein Sohn August war mit Eckermann im Frühjahr 1830 nach Italien gereist. Er kehrte nicht wieder. Er starb in Rom am 27. October 1830 und wurde neben der Pyramide des Cestius begraben, wo Goethe vor Jahren in einer traurigen Stunde für sich selbst ein Grab gezeichnet hatte. Die Trauerkunde erschütterte ihn tief. Eine plötzliche heftige Krankheit folgte im November, die aber ebenso rasch wie sie gekommen war, überwunden wurde.

Geistig war ihm nichts anzuhaben, die größten Ereignisse giengen spurlos an ihm vorüber; die französische

Julirevolution berührte ihn nicht. Mehr, als um die Verwirrung der Welt, war er um das Chaos' bemüht, das seine Schwiegertochter für einen geheimen Kreis von Lesern, die zugleich Mitarbeiter sein mußten, redigierte. Den Kampf der politischen Elemente, der in Folge jener Umwälzung auch in Deutschland begann, ignorierte er, während die im Kreise der französischen Akademie zwischen Geoffroy St. Hilaire und Cuvier ausgebrochene Streitigkeit ihn lebhaft beschäftigte, da er sie für die Naturwissenschaften von großer Bedeutung erachtete. Er suchte (Juli 1830) in einem Aufsatze für sich und seine Nächsten diese Angelegenheit, die sich aufs Widerwärtigste zu verwirren drohte, ins Klare zu setzen und darin zu erhalten. Es handelte sich um die Principien einer Art von Philosophie der Zoologie.

Jener Aufsatz war das Letzte, was Goethe veröffentlichte. Sein Eifer in dieser Sache erregte Verwunderung. Allein es handelte sich um Principien, mit denen er sich sein ganzes Leben hindurch beschäftigt hatte. Während Cuvier aus dem Einzelnen zur höheren Gesammtheit aufstrebte, erkannte St. Hilaire die sämmtlichen Thiere als ein gemeinsames Thier und ließ die Anatomie als Abtheilungsprincip desselben in die einzelnen Gruppen und Individuen gelten. Eine gewisse Anzahl von organischen Elementen sei zur Zusammensetzung eines jeden Thieres unabänderlich nothwendig; ebenso unabänderlich sei aber auch bei jedem Thiere die Aneinandergruppierung jener Elemente dieselbe. Zahl und Aneinandergruppierung waren demnach für St. Hilaire auch die Hauptprincipe der Einheit und Analogie; nach Form aber und Umfang variieren die Elemente und hierauf beruht das Princip der Verschiedenheit. Wie Cuvier nach den einzelnen Theilen den Plan, suchte St. Hilaire nach dem Plane die einzelnen Theile. Es konnte keine Frage sein, daß Goethe sich auf die Seite des Letzteren stellen mußte, da er sein eigenes Princip nun auch in Frankreich geistreich ausgesprochen und entwickelt und demselben Widerspruche begegnen sah, den er als beginnender Naturforscher in Deutschland erfahren hatte. Das Ausland meinte freilich, er habe 'vor St. Hilaires philosophischen Ansichten seinen goldenen Scepter gesenkt,' da es ihn viel zu wenig kannte, um zu wissen, daß er immer aus einer Gesammtidee ins Einzelne gegangen war, niemals aus der Empirie heraus geschaffen hatte.

Faust II.

Fast zwanzig Jahre nach der Vollendung des ersten Theiles von Faust wagte sich Goethe, der jedoch die Dichtung selten aus den Augen gelassen, ja hie und da wohl weiter geführt hatte, wie dann der Schluß selbst noch 'aus der besten Zeit' war, an die abschließende Bearbeitung des zweiten Theiles. Der Abschluß selbst fällt, nachdem Goethe seit 1825 sich anhaltender mit der Dichtung beschäftigt hatte, in den Sommer des Jahres 1831. Er siegelte sein Werk ein und bestimmte, daß es erst nach seinem Tode bekannt gemacht werden solle.

Er selbst war ein ganz anderer Mensch geworden und selbst der Blick, mit dem er auf seine Lebensentwicklung zurückschaute, hatte ihm diese in verändertem Lichte gezeigt. Das bedingte den Faust im zweiten Theile. Dem individuell gestalteten dichterischen Bilde schob sich Goethes eigene Persönlichkeit mehr und mehr unter und Züge des alten Entwurfs mischten sich mit einer ganz andern Art von Composition, die den alten ursprünglichen Gedanken zwar festhielt, aber in der Art der Ausführung sich völlig, fast bis zum Entgegengesetzten geändert hatte.

Das Allegorisch-Symbolische jener am spätesten entstandenen Theile des ersten Faust bildete im zweiten den Hauptbestand. Aus den individuellen Menschen wurden Abstracte, die sich den menschlichen Proportionen entziehen. Die Gedankenfülle ist unendlich gewachsen, aber der frische sinnliche Ausdruck derselben versteckt sich in einer Poesie, die am blumigen Calderon, am mystisch-sinnigen Orient genährt, nur durch dichte blumige Schleier wirken mag.

Faust, der Mensch der ästhetischen Bildung wird zum Ideal geführt, das kein anderes ist, als jenes der hellenischen Welt.

Die Auflösung alles dessen, was Goethe in diesen zweiten Theil, wie er an Zelter schrieb (5, 77), hineingeheimnißt hat, muß den Commentaren überlassen bleiben. Der Zusammenhang des Ganzen ergibt sich leicht.

Zunächst eine summarische Uebersicht. Im ersten Acte tritt Faust in die Kreise des Hofes, ohne dort sein ideales Streben zu verleugnen. Der zweite Act führt ihn in sein altes Studierzimmer zurück und ist dem wissenschaftlichen Streben gewidmet, besonders den naturwissenschaftlichen Richtungen, die Goethe sympathisch oder antipathisch waren. Auch hier ist das Streben nach einem gelehrten Idealismus wenigstens angedeutet und in Faust stark betont. Er steigt, um das Ideal zu erreichen in die dunkle gefahrvolle Tiefe; aber er bringt es nicht mit; es kommt von selbst und zwar im dritten Act als Helena, die sich zu den nordischen Barbaren rettet und mit dem Repräsentanten des germanischen Geistes verbunden ein flüchtig verschwindendes Kind erzeugt. Sie selbst läßt beim Schwinden nur das Gewand, die Form des Ideals, zurück. Im vierten Act tritt dann Faust in das Leben der Geschichte, die als Staaten- und Ständegründende dargestellt wird und ebenso wenig Befriedigung gewährt, als die übrigen Phasen menschlichen Lebens, die Faust durchgemacht hat.

Im fünften Act zeigt sich Faust als Mann, der durch eigene Kraft thätig ist, dem (symbolischen) Meere neuen Boden durch Arbeit und Gewaltthat, die er nicht hinderte, abgewinnt und beim Blick in die freie Zukunft wenigstens ein hypothetisches Genügen findet. Er scheint die Wette verloren zu haben, aber er hat sie nicht wirklich verloren. Was ihm vorbehalten, verschließt sich dem irdischen Blick.

Der Gang der Dichtung im Einzelnen ist dieser: Faust und Mephistopheles erscheinen am Hofe des Kaisers gerade in dem Augenblick, als sich von allen Seiten Mangel fühlbar macht. Die bevorstehenden Fastnachtsfreuden werden aber, da Mephisto tröstlich zu helfen verheißt, nicht ausgesetzt und das Maskenfest selbst dient nun dazu, in allegorischer Darstellung auf den großen Schatz des unundurchforschten Besitzes hinzuweisen und der geistige und materielle Reichthum (Plutus-Faust) vom idealen Gebrauch (Lenker) geführt wird, den Geiz (Mephisto) im Gefolge und trotz ihm beglückend, zum großen Pan (dem Kaiser) geführt, der sich, nach dem Maskenspiel, nicht recht in dem plötzlich durch die Erfindung des Papiergeldes ins Reich strömenden Reichthum finden kann. Reich geworden, will er amüsiert sein. Er hat Paris und Helena zu sehen verlangt (die erste Ahnung des griechischen Ideals in Deutschland) und Faust, auf seines Genossen Macht bauend, hat sie zu zeigen verheißen, erfährt nun aber, daß er zuviel versprochen, da Mephisto keine Gewalt über die Heiden besitzt und ihm nur soweit helfen kann, daß er ihm den Schlüssel gibt, um zu der Ewigkeit, zu den Müttern, den unfaßbaren Schöpferinnen des idealen Lebens, niederzusteigen.

Faust geht nicht unter auf dieser Fahrt, wie Mephisto fürchtet, er bringt dem mit kecker Ironie geschilderten Hofe die beiden Gestalten des Alterthums, wenn auch nur als täuschende Schattenbilder vor Augen. Während die lieben

Zuschauer zu witzeln, zu äugeln, zu lüsteln, zu kritteln haben, reißt ihn der Anblick der bloßen Scheinbilder so leidenschaftlich hin, daß er nach ihnen greift wie nach lebenden Wesen, sie aber nicht zu fassen vermag und vor den Verschwindenden, wie einst vor dem Geiste, hinstürzt und von seinem Genossen bewußtlos in sein altes Studierzimmer zurückgetragen wird.

Während er schläft, gehen äußerlich sichtbar die Bewegungen seines Inneren, die hemmenden und fördernden Elemente seiner ästhetischen Bildung, der weltschaffende Dünkel der Philosophie, der vorleuchtende künstlich erschaffene Begriff des Ideals, vor uns vorüber. Und von diesem nach Leben strebenden, selbst nicht fertigen Idealbegriff geführt, erwacht Faust aus seiner Bewußtlosigkeit auf classischem Boden in der 'classischen Walpurgisnacht.'

Unter Ungestalten des classischen Alterthums werden Gegner der wissenschaftlichen Strebungen (Goethes), besonders die Vertreter der vulkanischen Idee der Erdbildung gegenüber der neptunistischen, die Thales (Goethe) vertritt, verkleinert dargestellt. Die antike Fratzenwelt behagt dem an derberen, greifbareren Spuk gewöhnten Mephisto wenig, der dennoch auch hier sein Spiel zu treiben weiß. Jener Buchbegriff des Ideals (Homunculus) zerfließt leuchtend als er das Ideal selbst in der auf dem Muschelwagen daher schiffenden Galathea erblickt. Faust aber, nur nach dem Ideal der Schönheit, nach Helena verlangend und suchend, wird von der Sibylle Manto in den Orkus gewiesen, eine Allegorie, die schwer aufzulösen sein möchte, da der Dichter die Erinnerung an Orpheus und den Wunsch eines besseren Geschicks nicht ausgeführt und auch nicht angenommen hat, daß Faust die Helena aus dem Orkus geholt habe. Sie kommt von selbst.

Helena, das hellenische Schönheitsideal, rettet sich vor dem Gatten, der ihr, wie Phorkyas-Mephistopheles ihr enthüllt, den Tod bereitet, auf Fausts Burg; das Hellenenthum findet im deutschen Geist und Gemüth schützende, liebevoll geschirmte Stätte; nur einen Moment bedroht die kriegerische Bewegung diesen Bund, aus dem ein zukunftverheißender Sohn Euphorion (mit spätern Zügen Byrons) entsprießt, der sich aber in jugendlicher Unrast selbst zerstört. Auch Helena kehrt zurück und läßt Faust nur ihr Gewand, die schöne Form des Lebens, das der Rückbleibende in sich aufgenommen.

Dieser Theil des Gedichtes war schon früh begonnen und im reinen tragischen Stil weit vorgeschritten, als er sich dem übrigen anschließen sollte. Die Schwierigkeiten der Verbindung hielten Goethe lange auf und sie sind nicht überwunden, da das Bestreben, dieß unabhängige Bild in das übrige einzupassen, eine Veränderung des Bildes selbst zur Folge gehabt und auf den ursprünglich zu einem Denkmal für Byron nicht angelegten Euphorion eine störende Wirkung geübt hat. Das Allegorisch-Symbolische, das nach dem Beginn des fast selbständigen Stückes (das zuerst auch selbständig veröffentlicht wurde), rein und groß hervortreten konnte, geht in dem 'Hineingeheimnissen' unter.

Der fortdauernde Gebrauch der Allegorie nimmt im vierten Act eine veränderte Wendung; es werden nun geschichtliche Dinge allegorisiert und persifliert. Faust, dessen befriedigteres Wesen keinen Wunsch nach Verehrung der Menge, keinen Wunsch nach sardanapalischem Genießen hat, denn Genießen macht gemein, erkennt, daß die Erde noch Raum zu großen Thaten bietet, und fühlt Kraft zu kühnem Fleiße; er möchte die zwecklose Kraft unbändiger Elemente besiegen, dem Meere den Strand abringen, um ihn fruchtbar machen. Mephisto räth ihm, den Krieg, in den ihr alter Kaiser gerade verwickelt ist, zu

benutzen, dem Kaiser wider den Gegenkaiser als Retter zu erscheinen uud sich dann mit dem Strande belehnen zu lassen.

In dem Kriege selbst thun Faust durch Rath und Mephisto durch Zauberblendwerke das Beste, und die Schlacht wird gewonnen. Der Kaiser ordnet vier Erzämter und läßt durch den Erzbischof-Erzkanzler das Statut aufsetzen, indem er die Erzämter mit untheilbaren Reichen belehnt, während der Erzbischof sich die Gegend, in welcher der Zauber gewirkt hat, um sie zu entsühnen, mit Bergen, Wäldern, Weiden, fischreichen Seen und zahllosen Bächlein überweisen und in unersättlicher Habgier auch in den Strecken, die dem Meere erst abgerungen werden sollen, Zehnten, Zins, Gaben und Gefälle versprechen läßt, so daß der Kaiser unwillig meint, er könne zunächst wohl das ganze Reich verschreiben.

Was Faust zu vollbringen gewünscht, hat er im fünften Act zum Theil gethan. Ein Wandrer, einst an den Strand geworfen und von Philemon und Baucis hülfbereit aufgenommen, kommt noch einmal zu dem friedlichen Lindenschatten und dem klingenden Glöcklein der Alten, um seinen Dank zu erneuen. Aber er kann den Strand nicht wieder kennen, das Meer ist zurückgedrängt, Wiesen, Anger, Dorf, Garten und Wald zeigen sich dem Auge; wie die Vögel das Nest, kennen die befrachteten Schiffe den sichern Hafen.

Faust aber, im höchsten Alter in seinem Palast, empfindet mit leidenschaftlichem Unmuth, daß jener kleine Besitz der friedlich-freundlichen Alten, die keinen Tausch wollen, weil sie dem trügerischen Wasserreich nicht trauen, für ihn unerreichbar bleibt; der Schatten der Bäume mit weitem Blick von der Höhe reizt ihn; der Klang des Glöckchens ihrer Kapelle macht ihm Pein, weil er ihn an die Grenzen seiner Macht erinnert. Er ermüdet, gerecht

zu sein. Mephisto faßt ein halbes Wort dienstbeflissen auf. Das Gütchen, die Bäume, das Kapellchen gehen in Rauch auf; die Alten tödtet der Schrecken, der wandernde Gast liegt dahin gestreckt.

Das hat Faust nicht gewollt, aber die That ist gethan. Es neigt zum Ende. Der Mangel, die Schuld, die Noth, die Sorgen nahen der verschlossenen Thür des Palastes. Jene drei können nicht hinein, da auch die Schuld vor dem Reichen zunicht zu werden bekennt. Im Abziehen sehen sie fern den kommenden Bruder, den Tod. Nur die Sorge hat durch das Schlüsselloch den Weg gefunden. Auch sie vermag nichts über Faust.

Sein durchstürmtes Leben zieht noch einmal an ihm vorüber; er hat nur begehrt, vollbracht und abermals begehrt. Den Erdenkreis kennt er; der Blick ins Drüben ist ihm verschlossen und er nennt es thöricht hinüberzublinzen und sich über Wolken seines Gleichen zu dichten, da man sich hier feststehend umzusehen habe und die Welt dem Tüchtigen nicht stumm sei. Im Weiterschreiten liege Lust und Qual, wenn auch keines Augenblicks Befriedigung. Die Sorge muß zwar weichen, aber der Anhauch der Scheidenden macht ihn blind.

In seiner Nacht ruft er seine Leute zu neuer Arbeit auf, noch ein Sumpf am Gebirge soll trocken gelegt werden, um Millionen einen thätig-freien, wenn auch keinen sichern Wohnplatz zu bieten. Er hört Spaten klingen und meint es seien die seiner fröhnenden Menge; aber es sind die Lemuren, die sein Grab graben. Dem schauenden Blick zeigt sich das Gewollte wie vollendet, ein wimmelndes Volk, von Gefahr umrungen, das Leben und Freiheit täglich erobern muß und beide dadurch verdient. Wenn er sich mit freiem Volke auf freiem Grunde könnte stehen sehen, dann dürfte er zum Augenblicke

sagen: Verweile doch! du bist so schön! Im Vorgefühl von solchem hohen Glück füllt ihn jetzt der Genuß des höchsten Augenblicks. Es ist sein letztes Wort; er sinkt zurück; die Lemuren fassen ihn auf und legen ihn ins Grab.

Mephisto triumphiert. Um seiner Beute sicher zu werden, beruft er das höllische Heer, das aber die Engel Rosen streuend verdrängen. Die schönen Gestalten, die appetitlichen Wetterbuben beschäftigen Mephistos Phantasie. Als er aus diesem Rausche zu sich selbst zurückkehrt, erkennt er, daß er zu früh triumphiert hat. Die Himmlischen haben Fausts Unsterbliches entführt. Hymnen der Büßenden, unter denen auch Gretchen, die ihn in erster Jugendkraft aus ätherischem Gewande hervortreten sieht, bilden den feierlich ausklingenden Schlußton. Gretchen, die bittet, es möge ihr vergönnt sein, den vom neuen Tage Geblendeten zu belehren, wird von der Mater dolorosa zu höheren Sphären geführt, auf daß er, sie ahnend, ihr folge.

Daß auch in der scheinbaren Realistik des beginnenden fünften Actes, dem Zurückdrängen des Meeres, das allegorische Element waltet und daß hier von einer andern Arbeit die Rede ist als der bloßen Urbarmachung eines der wilden Gewalt der Fluth abgerungenen Streifchen Landes, bedarf kaum der Erwähnung, wenn man sich erinnert, daß der Faust im Sommer 1831 geschlossen wurde; denn daß der fünfte Act, an dem schon Einiges im Jahr 1825 vollendet sein soll, nicht in der Weise, wie er jetzt vorliegt, schon damals oder gar vor 1815 fertig gewesen ist, sagt Goethe selbst zu wiederholten Malen, daß er noch immer Einiges an dem Werke seines Lebens zu thun gefunden. Aber auch wie der Faust in beiden Theilen jetzt vorliegt, betrachtete der Dichter ihn nicht als erschöpft. 'Aufschluß erwarten Sie nicht', schrieb er an Reinhard, nachdem er das Manuscript eingesiegelt: 'Der Welt- und Menschengeschichte gleich enthüllt das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neues aufzulösendes.' Die Stufenreihe fortschreitender Entwicklungen der Seele, wie sich Goethe sie dachte, hatte noch eine Folge von Existenzen in Aussicht, die Goethe, auch wenn ihm Dauer und Kraft des Lebens geblieben wäre, nicht begleitet hätte, da sie unirdisch sein mußte. Wohl aber durfte Faust, wie er diesseits aufgetreten, von sich sprechen: Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn.

Goethe hatte nichts mehr zu ordnen, kaum Neigung oder Aussicht, etwas Neues zu beginnen oder zu vollenden. Er stand im 83. Lebensjahre. Jeder Stoß konnte ihn erschüttern. Auf einer Spazierfahrt am 15. März 1832 zog er sich eine Erkältung zu. Anfangs litt er nur an einem leichten Fieber, das am 20. einen gefährlichen Charakter annahm, so daß der Arzt einen Nervenschlag befürchtete. Das Uebel warf sich auf die Brust. Der Kranke besaß nicht Kräfte genug, es zu überwinden. Doch sprach er noch von den bevorstehenden guten Apriltagen, in denen er sich durch häufige Spazierfahrten vollkommen zu erholen hoffe. Noch am Donnerstage, 22. März, früh sprach er freundlich und heiter. Schwiegertochter und Enkel waren um ihn. Seine letzten verständlichen Worte waren: mehr Licht. Um 10 Uhr verlor er die Sprache. Er schrieb Zeichen in die Luft, dann, als die ermattenden Arme sanken, auf die Kniee. Man bemerkte keine Spur von Beklemmung oder Schmerz an ihm. Völlig angekleidet, im Lehnstuhle sitzend, drückte er sich um 11 Uhr in die Ecke des Sessels und schlummerte nach und nach ein. Er wachte nicht wieder auf. Man legte den Körper bis zur Beisetzung in Eis. Eckermann sah ihn auf dem Todtenlager: 'Die Brust überaus mächtig, breit und

gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form; nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wandte mich ab, um meinen verhaltenen Thränen freien Lauf zu lassen.' Am Montage, 26. März, wurde der Sarg mit unermeßlichem Trauergefolge nach der großherzoglichen Todtenkapelle auf dem neuen Friedhofe geführt und in der fürstlichen Gruft neben dem Sarge Schillers beigesetzt. Ihm folgten noch in demselben Jahre seine beiden alten Freunde Zelter und H. Meyer, beide in hohem Alter. Sein ältester Freund, Knebel, überlebte ihn fast zwei Jahre; er starb am 23. Februar 1834 zu Jena im neunzigsten Lebensjahre. Das alte Weimar war mit Goethe ausgestorben, aber für Deutschland wurde es nun recht erst ein Mittelpunkt, da es diese Geister beherbergt hatte, und Goethe, wenn auch hinweggegangen, lebte erst jetzt in seinem Volke jugendlich auf. Aus jedem seiner Werke ist eine selbstständige Literatur erwachsen. Seine Gedanken, seine Empfindungen wirken fort und verzweigen sich durch das ganze Geistesleben der nachgeborenen Geschlechter.



